Bem in Wien.

Bem in Wien.

Ein historisches Gemälde

von einem

Offiziere aus dem Generalstabe Bem's.

St. Gallen.

Scheitlin & Zollikofer.

1851.

Erstes Kapitel.

Die Ankunft in Wien.

Am 10. Oktober 1848 fuhr zu der Linie Mariahilf in Wien, als es bereits schon stark zu dämmern begann, ein kleines unscheinbares Fuhrwerk herein mit einer blauen Leinwandblahe bedeckt, von einem abgetriebenen Pferde gezogen.

Im Innern des Wagens saßen zwei Männer auf durch Koffer improvisirten Sitzen, von denen der jüngere die Zügel des Pferdes leitete.

Beide Männer hatten bereits die Fünfzig überschritten, wenn gleich der, welcher an der linken Seite des Wägeleins sich in die Ecke drückte, auf den ersten Blick bedeutend älter aussah als der andere.

„Fahren Sie etwas langsam, ich bitte," rief der Aeltere dem die Zügel Führenden aus der Ecke zu, so laut es seine schwache Stimme ihm irgend erlaubte, um das Gerassel des Fuhrwerks zu übertönen.

„Fahren Sie doch, ich bitte, etwas langsam, Casimir*) kann kaum mehr gehen.

„Es ist auch zu viel verlangt von dem alten braven Thiere. Fast acht Meilen Feldwege — es ist zu viel — für ihn — wenigstens jetzt; — vor achtzehn Jahren wäre es gegangen — aber jetzt....."

Er brummte noch einige Worte in sich hinein und ließ das Haupt auf die Brust herabsinken, die Augen zur Hälfte schließend**).

„Wo ist das Gasthaus zum ***?" frug derjenige der beiden Reisenden, welcher die Zügel des Pferdes leitete, eine Schildwache an der Gardestraße.

Einige Vorübergehende, die diese Frage gehört, überhoben die Schildwache der Mühe, zu antworten. Denn mit jener freundlichen Bereitwilligkeit, welche jeden Wiener auszeichnet, wenn es gilt, einem Fremden nützlich zu sein, gaben sie dem Frager genügende Auskunft über die Lage sowie über den Weg zu demselben. Als das Wägelein der beiden Reisenden, an dem beschriebenen Orte angelangt, eben in das

*) Das Pferd des General Bem, welches er bei Ostrolenka ritt, hieß Casimir; ein Fuchs, damals sechs Jahre alt, war nach seiner eigenen Erzählung zu jener Zeit so muthig und kräftig, daß es ihm zu mehreren Malen im Treffen durchging.

**) General Bems gewöhnliche Stellung, wenn er ungestört nachzudenken wünschte.

große offene Thor einbiegen wollte, stürzte ein Kellner aus demselben hervor, barsch rufend:

„Nicht hier, weiter oben ist die polnische Judenherberge!"

Wie vom Blitz getroffen fuhr der ältere der beiden Männer aus seiner nachdenkenden Stellung empor, und mit mehr Schnellkraft, als man ihm wohl auf den ersten Blick zugetraut hätte, sprang er vom Wagen.

„Wo ist der Wirth?" rief er dem Vorlauten so kräftig als möglich zu. „Wo ist er?"

„Hier, Euer Gnaden, ich komme sogleich!" ertönte eine tiefe Fettstimme in der Hausflur.

Ein sehr dicker Mann, den Sechzigen nahe, trat aus derselben heraus, die beiden Fremden, noch mehr aber deren auffallend ärmliches Fuhrwerk, mit mißtrauischen Blicken betrachtend.

„Was beliebt, meine Herren? — Was wollen Sie? — Ich bin der Hausherr und Gastgeber dieses Hotels." Er schob, als er dieß sprach, seine schön gestickte Zimmerkappe vom rechten Ohre auf das linke hinüber, krauete sich dann hinter demselben, während er die linke Faust majestätisch auf die Hüfte stemmte.

„Ist bei Ihnen unter diesem Namen Logis bestellt worden?" frug der vom Wägelein Herabgesprungene ziemlich barsch; hierbei reichte er dem Wirthe

eine abgegriffene und stark verbogene Visitenkarte dicht vor's Gesicht.

„Smol—ka, Präsident des Reichstages*)," las der Wirth nicht ohne Mühe der vielen Knitter wegen, durch welche die Visitenkarte verunziert war. Aber als hätte ein galvanischer Schlag seine dicke Persönlichkeit getroffen, zuckte der Hausherr und Gastgeber dieses Hotels zusammen, nachdem er dieselbe gelesen. Das fette Gesicht klappte in die gewohnten Falten freundlich strahlender Demuth und Unterwürfigkeit eines Gastwirthes zusammen, welcher von Vornehmen Besuch empfängt, und mit gebührender Entzückung, gedämpft durch die Sordine des Respekts und der Hochachtung, rief er: „Euer Gnaden sind doch nicht etwa gar — — um Gotteswillen — etwa gar — Seine Excellenz selbst? — Um Gotteswillen, — Seine Excellenz höchst eigenhändig und in

*) Smolka, Präsident des österreichischen Reichstages in Wien im Jahre 1848, von Geburt ein Pole, zu jener Zeit ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre. Guter, menschenfreundlicher Charakter, redlicher Demokrat im höheren Sinne, durch und durch Philanthrop mit kosmopolitischen Anschauungen. Früher wegen politischer Beziehungen längere Zeit inhaftirt, war er der Mann, den jede Partei gern zum Präsidenten wählte; die liberale, weil er anerkannter Demokrat, die reaktionäre, weil sie hoffte, daß seine Erfahrungen sein heißes Blut etwas gekühlt und ihn vorsichtig gemacht. Sein von Haus aus lebhaftes Wesen hat, wenn er sich irgendwie beobachtet glaubt, einen tiefen Ernst.

höchsteigener Person? — Der Herr General-Feldmarschall-Lieutenant von Böhm — um Gotteswillen, welche Ehre.....!"

„Mein Name ist Bem," unterbrach ihn der Angeredete kurz. „Haben Sie Zimmer für mich und diesen Herrn hier? — Antworten Sie, ich bitte, etwas schnell! — Es ist kühl, ich bin ermüdet."

„Ob ich Zimmer habe für Euer Excellenz — um Gotteswillen! und was für Zimmer! Vier Stück, die besten sind bereitet, um Eure Excellenz aufzunehmen, und schon seit vorgestern jeden Tag etwas geheizt worden!"

Nachdem der Jüngere dem Hausknechte Pferd und Fuhrwerk übergeben, schickten sich die Reisenden an, die Treppe des Hotels hinaufzusteigen.

Auf dem ersten Absatze derselben angelangt, wandte sich der Wirth, welcher es sich nicht hatte nehmen lassen, dem Herrn „General-Feldmarschall-Lieutenant" in eigener Person vorzuleuchten, zu demselben um, und sagte freundlich: „Was Dero Herrn Kutscher anbelangt, so habe ich im dritten Stock...."

„Dieser Herr ist nicht mein Kutscher," fiel dem Wirthe der General schnell mit fast gebieterischem Tone in die Rede. „Dieser Herr wird die Hälfte der für mich bestellten Zimmer bewohnen."

Hätte in diesem Augenblick ein psychologisch geübtes Auge die Gesichtszüge der beiden Reisege-

fährten beobachten können, so würde ihm die Verschiedenartigkeit des Eindruckes, welchen die Rede des Wirthes auf selben erzeugte, gewiß nicht entgangen sein.

Der General war stehen geblieben und nachdem sein großes, blaues Auge dem Wirthe einen raschen verweisenden, ja zornigen Blick zugeworfen, wandte es sich, um auf seinem Reisegefährten mit langem, freundlichen, fast herablassenden Ausdrucke zu ruhen. Die sonst so ernsten Züge strahlten von innerer Befriedigung, daß das geübte Auge eines Wiener Gastwirthes seinen Reisegesellschafter für seinen Kutscher halten konnte, obwohl in ihrer äußeren Erscheinung, was die Kleidung anbetraf, kein merklicher Unterschied stattfand.

Der Gesichtsausdruck des Andern, welchen der Wirth für den Kutscher angesehen, hatte eine fast schreckhafte Veränderung erlitten. Seine runden grauschwarzen Augen waren weit aus den Höhlen hervorgetreten, die Wangen aber mit glühender Röthe übergossen. Mehrmals öffnete er den Mund, um zu sprechen; allein nur mühevoll vermochte er mit von Wuth erstickter Stimme die Worte ruckweise hervorzustoßen: „Ich bin — der Oberst Jelowicky*), mein bester Wirth, Oberst der Artillerie....“

*) Sprich: Jalowitsky.

„Um Gotteswillen!“ stammelte dieser erschrocken; „ich hatte die Ehre, den Herrn Obersten der Artillerie nicht sogleich zu erkennen, sonst würde ich gewiß.....“

„Vorwärts, Herr Wirth — vorwärts!“ unterbrach der General lebhaft die begonnene Entschuldigung desselben, „der Herr Oberst Jelowicky gibt nichts auf Rang und Titel.“ Hierbei warf er einen ironischen, beinahe verächtlichen Blick auf den Letzteren.

In den Zimmern angelangt, empfahl sich der Gastgeber dieses Hotels, seine dicke Figur unter vielen Entschuldigungen und Bücklingen rückwärts zur Thüre hinausschiebend.

Die beiden Reisenden blieben allein.

Zweites Kapitel.

Die beiden Reisenden.

Es dürfte für den Leser nicht ganz ohne Interesse sein, einen flüchtigen Blick auf das Aeußere der beiden Männer zu werfen, die ihm hier vorgestellt wurden. Daß die äußere Erscheinung des General Bem nichts weniger als imponirend ist, mag wohl eine ziemlich bekannte Sache sein. Wer ihn jedoch an diesem Abend bei seiner Ankunft in Wien gesehen hätte, würde selbst mit der regsten Phantasie nicht vermögend gewesen sein, in dieser gebrechlichen Erscheinung sich den verwegenen Sieger von Ostrolenka und Grochow vorzustellen.

Der General hat eine kleine kaum über fünf Fuß hohe, schwächliche und magere Gestalt, welche seine gebeugte Haltung noch kleiner erscheinen läßt, als sie wirklich ist. Das bleiche, zusammengeschrumpfte Gesicht trägt merkliche Spuren der Blattern. Die Nase hat den ächt slavischen Typus; sie ist im Ver-

hältniß zum Gesichte sehr klein, dünn und etwas Weniges aufgebogen. Der Mund ist klein und sehr fehlerhaft meublirt; die Augenbraunen dünn, von blondgrauem Haare spärlich umgeben. Die hohe Stirne, welche selbst in seiner Jugend sehr hoch und breit gewesen, erscheint durch das fast kahle Haupt noch höher und breiter. Das einzig wahrhaft Schöne in dem Gesichte dieses merkwürdigen Mannes sind seine Augen; wären sie nicht blau, man könnte sie mit den Augen der Gazelle vergleichen. Noch nie sah man wohl bei einem Manne, namentlich in diesen Jahren, ein klareres, intelligenteres und schöneres Auge; es ist in selbem ein unbeschreibliches Etwas, welches den ausgezeichneten Denker, den tief forschenden Psychologen, sowie den muthig verwegenen Mann zugleich bezeichnet: hohe Ruhe, edle Besonnenheit, sowie die kühnste Entschlossenheit thronen abwechselnd darin. In seinen Zügen spielt, wenn er spricht, ein permanentes, kaum merkbares Lächeln, das in den feinsten Gradationen vom freundlichen Wohlwollen zu Güte, Satyre, Hohn oder Verachtung sich wandelt. Diesem Lächeln und der kleinen weißen Hand, die er besitzt, und deren Pflege er stets einige Sorgfalt widmet, und seinem kleinen Fuße verdankt er auch das Urtheil der Masse, welche ihn für einen starren Aristokraten ohne weiteren Grund und Beweis ausschreit.

An jenem Abend des 10. Oktobers bei seiner Ankunft in Wien trug der General einen ziemlich abgetragenen, altmodischlangen, blauen Tuchüberrock mit übersponnenen Knöpfen von gleicher Farbe, um den Hals ein großes schwarzseidenes Halstuch mit weißem Vorstoß. Auf den Kopf hatte er über das kurzhaarige, blondbraune, an allen Theilen des Hauptes enganschließende Perrückchen eine schwarzseidene Nachtmütze bis tief in den Nacken und über die Ohren gezogen, und über das Ganze einen alten — arg zerbürsteten Seidenfälbelhut gestülpt. — Die magern Beine staken in ein Paar hohen, weichen und faltenreichen Reitstiefeln ohne Sporne, die am oberen Ende mit breiten weißen Stiefelmanschetten im Rococogeschmack verziert waren, und einem enganschließenden schwarzen Beinkleid. Die ganze Erscheinung glich weit eher einem Landgeistlichen als einem Krieger; um so eher dem ersteren, da der General keinerlei Bart trug.

Der Eindruck, welchen die Persönlichkeit des Obersten Jelowicky macht*), ist keineswegs ein günstiger. Oberst Jelowicky ist ein Mann von drei- bis vierundfünfzig Jahren; sein grauschwarzes Haar trägt er sehr kurz geschnitten, was seinen runden Kopf

*) Wurde nach der Einnahme von Wien daselbst standrechtlich erschossen. Friede seiner Asche!

noch runder, die niedere Stirn noch niederer erscheinen läßt. Seine, etwas stark — in Form eines Winkels von 25 Grad — hervorstehende Nase hat das Aussehen und die Farbe der Nasen, welche sehr oft geschneuzt werden, und die man meist nur bei leidenschaftlich tabackschnupfenden Personen antrifft. Der kurze, ebenfalls grauschwarze, ganz nach Form der Oberlippe gestutzte Schnurrbart erinnert an die viereckigen Wipfel der Bäume, welche in den Gärten zur Zeit Ludwigs XIV. so äußerst beliebt waren; runde, lebhaft blitzende Augen, mit einem ruhelosen Blick, umgeben von starkgebogenen dicken Brauen, welche im Kontrast zu Haupt und Barthaar noch vollkommen schwarz sind, tragen keineswegs dazu bei, ihm jenes militärische Aussehen zu geben, das man bei älteren, geprüften Offizieren eben so häufig antrifft, als man es ungern vermißt. Nur unbedeutend länger als der General läßt ihn sein korpulenter Körperbau fast kleiner erscheinen als dieser.

Die Kleidung des Obersten, ebenso unscheinbar wie die des Generals, entbehrte noch der außerordentlichen Sauberkeit, welche die des letzteren auszeichnete.

Ein dunkelgrüner, kurzer Tuchüberrock mit deutlichen Spuren eines langjährigen Auf- und Zuknöpfens, eine dunkle, bis zum Hals enggeschlossene Tuchweste nebst einem schmalen unordentlich gebundenen schwarzen Halstuche bekleideten den Oberkörper

des Obristen. Schwarze Tuchpantalons ohne Stege und ein Paar starke, inmoderngearbeitete Stiefel, deren Absätze bedeutend schiefgetreten, gaben seiner unscheinbaren Persönlichkeit einen Anstrich sorgloser Aermlichkeit.

Nachdem der Wirth das Zimmer verlassen, hatte sich der General erschöpft in einen Lehnstuhl dicht an das Fenster gesetzt. Er schwieg, starr und ernst vor sich hinsehend. Im Gegensatze zu diesem, ging der Oberst heftig in dem geräumigen Zimmer auf und ab; mehrmals in einer kleinen Entfernung vor dem Sitze des Generals stehen bleibend, schien er auf eine Anrede desselben zu warten; da jedoch dieser hartnäckig schwieg, ja es kaum zu bemerken schien, daß außer ihm noch eine Person sich im Zimmer befinde, begann Jelowicky heftig, zwar mit gedämpfter, aber mit vor innerer Erregtheit merklich bebender Stimme: „Was denken Sie von dem, was Sie hier sehen, General? — kann in einer insurgirten großen Stadt solch' kirchhofähnliche Ruhe herrschen? Was will dieser so viel redende Reichstag eigentlich? Ist ihm zu trauen? Mir ist hier schlimmer ums Herz als mitten im Gefecht! — Wer ist dieser Oberkommandant Messenhauser? Hält er es wirklich mit der Revolution, oder bereitet er uns eine habsburgische Falle? Kennen Sie diesen Herrn Smolka näher, von dem Sie auf dem Wege sprachen?" — Der

Oberst stieß diese Fragen fast in einem Athem und ohne abzusetzen, mit fieberhafter Hast heraus. Er war dabei, obgleich er nicht umherging, unruhig von einem Fuß auf den andern getreten, während die linke Hand mit konvulsivischer Heftigkeit an den schadhaften Knöpfen seines Ueberrocks drehte.

Bem hatte den Obersten, seitdem er zu sprechen begonnen, ruhig forschend angeblickt, ohne seine frühere Stellung irgendwie zu verändern; ein kaum bemerkbares ironisches Lächeln überflog seine ermüdeten Züge. „Schweigen Sie — Herr Oberst, ich bitte, wozu dies Alles jetzt? — Wir sind hier; — wir haben Augen. Sehen! prüfen! handeln! — Die Zeit für Vermuthungen ist aus! Herr Smolka ist ein hoher Ehrenmann. — Ist er selbst getäuscht —" Hier schwieg der General für einige Sekunden, sich selbst unterbrechend, mit der Hand über Stirn und Augen streichend. „Ist er selbst getäuscht — je nun, wir stehen in Gottes Hand. — Lassen wir das! — Ich habe Nöthigeres mit Ihnen. — Sie sagten mir, Oberst Visocky*) sei nicht mehr in Paris. — Wo

*) Oberst Visocky, Offizier aus der polnischen Revolution vom Jahre 1830. Er war während des ungarischen Feldzuges Chef der militärischen Organisations-Kommission, wo er mit unermüdlicher Thätigkeit und Sachkenntniß Bedeutendes leistete. Später zum Generalmajor avancirt, hat sich sein Talent weniger glücklich bewährt; er scheint mehr theoretisch

ist er? — Wissen Sie nicht, wird er hieher kommen? — Soll er...?" Der General, sich auf's Neue unterbrechend, schwieg plötzlich. Wer jedoch sein Auge in diesem Moment gesehen, hätte deutlich bemerken können, daß er im Begriff gewesen, noch Mehreres über Oberst Visocky zu fragen und zu sprechen. Er schwieg jedoch, wahrscheinlich durch das neugierig glotzende Auge Jelowicky's dazu veranlaßt, welcher ihm die Worte vom Munde sog, während er dabei hastig an den Nägeln kaute. „Nun General — Sie wollten weiter sprechen —!"

„Nicht doch," entgegnete Bem in einem Tone, als habe er nie die entfernteste Frage an Jelowicky gerichtet. „Man klopft! Ich bitte, öffnen Sie, Oberst!"

Derselbe Kellner, der vor kaum einer halben Stunde die beiden Reisenden in die Judenherberge gewiesen, brachte auf einem großen eleganten Cafarée den Thee nebst allem geistigen und fleischlichen Zubehör, welche der Pole unter dem Namen Thee nehmen versteht. „Hat wer nach uns gefragt — ich bitte," redete

ausgezeichneter als praktischer Offizier zu sein. Er ist Bem's entschiedener Gegner, obgleich er über denselben, selbst mit seinen nächsten Freunden, nur Vortheilhaftes sprach, und nur mit erkünsteltem Bedauern stets klagte: Bem sei kein Demokrat, während er selbst nichts weniger als Demokrat war.

der General den Kellner an, während dieser mit der Anordnung des Abendthee's sich beschäftigte.

„Noch Niemand, Euer Gnaden Excellenz," war die respektvolle Antwort.

„Seltsam — seltsam!" murmelte der General, wieder in sein voriges Nachdenken versinkend.

Als der Kellner sein Geschäft beendet und sich eben entfernen wollte, rief ihm der Oberst zu, mehr Rum und auch Cigarren zu bringen.

Kaum war der Kellner fort, so stand der General von seinem Sitze auf und, einige Schritte dem Oberst näher tretend, sagte er in ganz eigenthümlich höflichem Tone: „Mein bester Herr Oberst, Sie wissen doch, daß ich nur eine Gattung von Rauch zu ertragen verstehe, und das ist nicht der des Tabacks! Müssen Sie rauchen, so bitte ich Sie, von den andern Zimmern Besitz zu nehmen."

„Ich kann's auch lassen" — brummte Jelowicky verdrießlich, indem er sich dicht vor den Ofen stellte, beide Schöße seines Rocks in die Höhe hob, um sich die Hände und noch einen andern Theil seines Körpers zu wärmen.

Drittes Kapitel.

Ein Besuch.

In diesem Moment wurde lebhaft an die Thüre des Zimmers geklopft und dieselbe sogleich rasch geöffnet. Ein schöner Mann, in den Jahren der Kraft, von mittlerer Größe, trat ein. Sein blondes, wolliges Haupthaar umgab ungekünstelt Stirn und Schläfe; die Gesichtszüge durch einen vollen, merkwürdig üppigen Bart waren fast ganz bis auf Stirn, Augen und Nase vollständig versteckt. Das nicht große, aber lebhaft leuchtende Auge überflog schnell das Zimmer. Als er General Bem erkannte, eilte er auf ihn zu, und ihn lebhaft und innig an die Brust drückend, rief er mit voller, wohltönender Stimme: „Gelobt sei Gott, daß Sie da sind, General! — — Mir fällt ein Fels von der Brust; — nun schöpfe ich neue Hoffnung — nun kann noch Alles gut werden, Alles!"

Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust, während zwei große Thränen über die Wangen in den Bart herabrannen.

Der General hatte sich mit einem etwas unbehaglichen Gesichtsausdrucke schnell der Umarmung Smolka's — denn dieser war es — entzogen; ohne irgend eine Antwort der so freudigen Begrüßung entgegenzusetzen, wies er auf Oberst Jelowicky, der, wie bereits gesagt, einige Schritte entfernt am Ofen lehnte, und sagte mit gelassenem, beinahe förmlichen Tone: „Mein bester Smolka, ich stelle Ihnen hiemit den Herrn Artillerie-Oberst Jelowicky vor, dessen Name Ihnen jedenfalls bekannt sein wird."

Präsident Smolka, welcher bei der leidenschaftlichen Begrüßung Bem's dem Oberst zur Hälfte den Rücken zugewandt, kehrte sich schnell um. Eine leichte Röthe überflog seine Züge, und nachdem er den Oberst mit einem langen Blicke, zusammengesetzt aus Staunen, Neugier und Mißtrauen, betrachtet hatte, sagte er trocken: „Ich kenne allerdings den Namen des Herrn Obersten seit 1846."

Jelowicky, der sich während dieser seltsamen Vorstellung mehrmals gegen Smolka verbeugt hatte, zuckte unmerklich bei den letzten Worten, die dieser gesprochen, zusammen, einen stechenden Blick auf General Bem werfend.

Es trat eine Pause ein, die, nachdem sie einige Minuten gewährt, von Bem zuerst unterbrochen ward.

„Wollen Sie nicht mit uns Thee nehmen?" hub er, zu Smolka gewendet, an — „er wartet schon."

Alle drei setzten sich zum Tisch. Die Unterhaltung schleppte sich mühsam fort. Man sprach vom Vaterlande, den ungarischen Verhältnissen, dem Panslavismus — kurz, von Allem, nur nicht von dem, worüber man am liebsten gesprochen, nämlich von den gegenwärtigen Verhältnissen Wiens und dessen schwieriger Lage gegenüber dem Kaiser. Jelowicky schien zerstreut, Smolka nachdenkend — nur Bem blieb gleich ruhig, gleich lakonisch. Nachdem man unter den unbedeutendsten Gesprächen den Thee genommen, was bei dem guten Appetite des Obersten über eine Stunde währte, stand der General auf, sich mit freundlichem Lächeln zu Jelowicky wendend: „Mein bester Herr Oberst," begann er, „es ist bereits neun Uhr; lassen Sie mich — ich bitte, die Wahl wissen, welche Sie hinsichtlich der Zimmer getroffen haben; — ich bin ermüdet, — ich wünsche mich zur Ruhe zu begeben." Ohne ein Wort zu entgegnen, stand Jelowicky auf, machte eine höfliche, aber kalte Verbeugung, und verließ schweigend das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Ein offenes Gespräch.

Kaum hatte der Oberst das Zimmer verlassen, als Bem zu Smolka gewendet in minder förmlichem Tone das Wort nahm. „Mein Freund, lassen Sie uns jetzt offen sprechen, ich bitte. Ich habe keine gegründete Ursache, Jelowicky zu mißtrauen, allein ich kenne ihn auch viel zu wenig genau, — abgesehen was die Landsleute über ihn sprechen — um ihm zu vertrauen. Was wir jetzt zu besprechen haben, betrifft überhaupt weniger die Lage Wiens als meine eigene, welche denn doch einiger Vorsicht bedarf. Suchen Sie gleichzeitig hierin den Grund, weßhalb ich auf Ihr erstes, dringendes Schreiben nicht sofort abreiste."

„O hätten Sie es doch gethan, mein General!" unterbrach ihn Smolka leidenschaftlich; „es stünde hier schon Alles besser!"

„Die Verhältnisse gestatteten es mir nicht," entgegnete Bem. „Und nun, ehe wir weiter sprechen —

was will — was erwartet man hier von mir? Sie schrieben mir, der gesammte Reichstag berufe mich?"

„So ist's," fuhr Smolka auf, „der Reichstag richtet mit großen Hoffnungen sein Auge auf Sie, mein General!"

Bem schwieg einige Zeit, das Haupt auf die Brust gelehnt. Dann hob er, Smolka fest anblickend, wieder an: „Und — was — was ist mein Dank, wenn ich diese Hoffnungen realisire? — Welche Garantien der Sicherheit kann man mir bieten, wenn meine Thaten das Unglück begleitet?" — Er schwieg abermals, Smolka mit einem fragenden Blick ansehend. Auch dieser schwieg betroffen.

„Ich sehe, wir verstehen uns nicht ganz, mein Freund," begann der General nach einer kleinen Pause, da Smolka nicht sprach, „und dieß liegt mehr in der Verschiedenheit unserer Jahre, unserer Erfahrungen, als in der Verschiedenheit unserer Empfindungen und Ansichten. Wir sind beide Polen! Sie müßten kein ächter Sohn Ihres verewigten Vaters sein, wenn Sie nicht gleich mir Ihr unglückliches Vaterland leidenschaftlich liebten. Daher spreche ich es auch Ihnen gegenüber offen und ohne Rückhalt aus: Wo ich auch immer fechten werde, — nur für Polen — nur für das Vaterland geschieht es, — nicht für ein Prinzip. Diese excentrischen Hirnbla-

sen drücken mein Haupt nicht; dafür ist es zu alt, meine Erfahrungen zu bitter! Nicht die Menschheit, — nur ein gar kleiner Theil derselben, welcher sich Polen nennt, ist es, dem ich mich verpflichtet glaube. Für diesen werde ich handeln und wirken, so weit meine armen Kräfte irgend reichen, und wo sich mir auch immer die Gelegenheit bietet. Diesem Theile der Menschheit, wenn auch nicht die Freiheit, doch aber die Selbstständigkeit zu verschaffen, ist das Ziel, der Zweck meines Lebens. Ich wiederhole es Ihnen daher nochmals: Nicht für ein Prinzip, sei es auch noch so edel, nur für die Erde, die mich geboren, für das unglückliche Volk, das meine Kindheit gesehen, dessen Thränen zuerst meine Wiege benetzten, verläßt mein Schwert die Scheide."

Er hatte, während er die letzten Worte sprach, den Blick seines beredten Auges ernst und schwermüthig gen Himmel gerichtet, die Lippen bewegten sich leise. Er wollte sprechen, allein die Stimme versagte ihm den Dienst. „Lassen Sie mich einen Augenblick," sagte er nach einer kleinen Pause, kaum hörbar, indem er Smolka's Arm fest drückte, und stand von seinem Sitze auf, um mit leisen, langsamen Schritten das Zimmer auf- und niederzugehen.

Präsident Smolka war ebenfalls aufgestanden. Sein nasses Auge überflog mit einem wehmüthig ernsten Blick die kleine gebrechliche Gestalt des großen pol-

nischen Feldherrn, während der Ausdruck seiner Züge die Hochachtung und Ehrfurcht, die er für diesen seltenen Mann empfand, wiedergab.

„Hören Sie mich zu Ende," nahm der General nach einer Weile wieder das Wort, indem er sich auf seinen früheren Platz zurückbegab, „hören Sie mich zu Ende! Ich will Ihnen mit einfachen, klaren Worten mittheilen, was ich von diesem hiesigen Reichstage erwarte — ja fordere, — wenn ich das Kommando übernehmen soll. Zuvörderst begehre ich, daß der Reichstag sich unmittelbar mit Kossuth in's Einvernehmen setzt, damit wir mit diesem gemeinsam handeln können. Ich habe diesen Schritt mit Pulßki bereits schriftlich und mündlich angebahnt. Dieß ist das Nothwendigste. Ist Wien noch zu retten, so kann es nur nächst innerem, festem, muthvollem Ausharren durch äußere Hülfe geschehen. Denken Sie an Sobiesky! Kossuth, sowie die edle Nation der Magyaren, fühlen Sympathie für unser Land, für unser Volk. Also vorwärts! Man handle öffentlich; man breche offen, und für immer mit diesem — — Hause der Lotharinger . . . .!"

Erschrocken fuhr Präsident Smolka bei des Generals letzten Worten von seinem Sitze empor. „Um des Heilands willen, was begehren Sie von uns, mein General, öffentlich: dieß ist eine reine Unmöglichkeit!"

„Wohl!“ entgegnete Bem kurz und scharf, „wohl, so möge dieser deutsche Reichstag seine deutsche Hauptstadt mit seinem deutschen Heere auch von einem deutschen Feldherrn vertheidigen und retten lassen!“ Eine blasse Röthe bedeckte sein bleiches Gesicht, als er diese mit sichtbarer Kraft und Anstrengung gesprochenen Worte geendet hatte. Er sah ernst vor sich nieder, in tiefes Nachdenken versinkend.

„Mein lieber, theurer General,“ hub Smolka in einem beinahe flehenden Tone an, „erwägen Sie gütigst selbst, was in den Grenzen des Möglichen liegt, — was nicht. — Wenn auch der Reichstag, woran ich fast zweifle, in seiner größeren Mehrheit mit Kossuth und den Ungarn sich in's Einvernehmen setzen wollte, öffentlich — nein, öffentlich würde, ja könnte er es nie thun!“

„Und Geheimnisse nützen hier nichts,“ fiel der General kurz und barsch ein, „halbe Worte sind hier so viel als keine! Ja schlimmer als keine, weil sie Verwirrungen anrichten. Es ist nicht hinreichend, daß Kossuth uns verstehe, — die ungarische Nation muß uns verstehen; sie muß klar begreifen, was wir wollen — vom ersten Magnaten an bis zum unscheinbarsten Pferdehüter der Pusta. Ein Kampf, wie dieser zu werden verspricht, welcher jetzt beginnt, fordert alle Kraft, alle Aufopferung des Volkes! Es ist daher Nothwendigkeit, ja Pflicht,

dem Volke klar und offen zu sagen, welche Absichten die Leiter haben, worum es sich handelt, wofür es Opfer, und im Nothfalle sein Blut geben soll!"

„O ich begreife, wie richtig Ihre Ansichten und Würdigungen der Verhältnisse sind, welche Sie, hier wenigstens, noch so wenig in ihrer ganzen trostlosen Verwirrung kennen. Ich sehe, wie vollkommen Recht Sie haben; allein mit Schmerz, mit tiefer Betrübniß sehe ich mich gezwungen, Ihnen offen und unumwunden das Geständniß abzulegen: ich finde keinen Weg, kein Mittel, um Ihre weisen Forderungen zu realisiren." Smolka schwieg, den General mit trostlosen Blicken ansehend.

„Mein Freund," entgegnete Bem mit seltsamem Lächeln, „ich sehe, es steht hier schlimmer, als ich geglaubt. Ich hoffte, daß man wenigstens mit Worten und Papier nicht geizen würde, denn Wien liegt ja in Deutschland!" Nach einigem Bedenken fuhr er fort: „Würde es wohl zum erwünschten Ziele führen, wenn man diesem österreichischen Reichstag durch die Gewalt der Waffen imponirte?" Smolka veränderte bei diesen Worten die Farbe. Der General, der dieß bemerkte, fuhr in begütigendem Tone fort: „Sie wissen, ich hasse den Terrorismus, weil er Unordnungen erzeugt; diejenige Macht aber, welche von Dauer sein soll, muß auf Ordnung gegründet sein. Willkür, Unordnung und deren

Folge, die Anarchie, dieß sind die Würmer, welche Alles zernagen und unterwühlen. Eng verwebt in das Band der Ordnung sind alle Bänder, die das Leben halten; es reißen alle, wenn dieß Eine reißt. — Allein es gibt außergewöhnliche Fälle von so eigenthümlicher Art und Färbung, daß man selbst dieses Band, — wenn es der Drang der Umstände gebieterisch fordert — oft kurze Zeit zerreißen kann! Nur muß man die getrennten Enden desselben sicher und fest in den Händen behalten, um es so schnell, als es irgendwie die Verhältnisse gestatten, mit Kraft und Energie wieder dauernd zu knüpfen. Ich fühle den Willen, die Ausdauer und das Vermögen zu diesem schwierigen Unternehmen in mir, — wenn man mir unbedingt vertrauen will, — und keinerlei Rathgeber beaufsichtigend zur Seite stellt."

Präsident Smolka hatte General Bem, während er gesprochen, ernst und theilnehmend angeblickt; ein wehmüthig bitteres Lächeln überflog seine Züge, als dieser geendet. Mit fester, wenn auch leidenschaftlich erregter Stimme hub er, tief Athem schöpfend an: „Mit Niedergeschlagenheit, ja mit Zerknirschung sehe ich es jetzt klar ein: wir werden untergehen, — wir sind verloren! Wien wird, Wien muß fallen. Denn dieser Reichstag, der mich, den Polen, wie aus Ironie zu seinem Präsidenten erwählte, hat weder Muth noch Entschluß. Er will um jeden Preis das

Aeußerste vermeiden; er wird eher die Geißel küssen, welche ihn bluttrünstig schlägt, eh' er, im Staube sich windend vor Kaiser Ferdinand, Camarilla, Windischgrätz oder Jelachich*) ......" „Still!" fuhr der General mit außergewöhnlicher Heftigkeit empor, „still! entweihen Sie Ihre, des Polen, Lippen nicht durch Nennung dieses Namens; nicht in dieser ernsten Stunde will ich ihn hören, den Namen dieses talentlosen Verräthers am Slaventhume! Dieses Betrügers und Heuchlers gegen sein eigenes ihm vertrauendes, unglückliches Volk! — Doch, gelobt sei Gott, noch ist's nicht so weit, noch gibt es eine Vergeltung; mit Blut muß man ihm die Straße überschütten, die er gebückt und wedelnd zu dem goldenen Kalbe seiner Wünsche und Berechnungen schleicht, — mit Menschenknochen pflastern, auf daß er schaudernd bei jedem neuen Schritte zurückbebe! — Mein Freund!" rief er fieberhaft erregt mit leuchtenden Augen, während zwei kleine blaßrothe Flecken auf der Fläche beider Backenknochen sich bildeten; „mein Freund, ich habe es mir überdacht, — ich übernehme das Kommando! Wie es hier auch immer stehen mag, — gleichviel: ich übernehme es doch! — Dieser Reichstag soll mich wahrlich nicht hindern, doch das zu thun, was mein

*) Ausgesprochen: Jelatschitsch.

Wille ist! Hier meine Hand, — ich übernehme es!" Während des zuletzt Gesprochenen reichte er entschlossen Smolka die rechte Hand hin, welche dieser, durch das so ganz außergewöhnliche Betragen des Generals wie verblüfft, mechanisch ergriff und an die Brust drückte.

„Schicken Sie mir morgen früh neun Uhr diesen Herrn Kommandanten Messenhauser; ich will sehen, wozu er zu brauchen. Auch bitte ich Sie, mir Ihren Diener punkt acht Uhr zu senden; ich bedarf seiner höchst nöthig, — wenigstens weit nöthiger als des Herrn Kommandanten der Nationalgarde," fügte er lächelnd hinzu. „Auch thut es mir wohl, mich gleich beim Erwachen in der Sprache der Heimat angeredet zu hören. Sie selbst erwarte ich, wenn es Ihnen Zeit und Verhältnisse erlauben, um die Mittagsstunde bei mir.

„Und nun, mein Freund, begeben Sie sich zur Ruhe, sie thut uns Beiden noth. Auch die beste Maschine stumpft sich ab, wenn man deren Feder in fortwährender Spannung erhält." Er drückte dem Präsident Smolka freundlich die Hand, als er dies sprach. Dieser nahm seinen Hut und entfernte sich schweigend.

Der General war allein. — Er machte einige Gänge durch's Zimmer. Plötzlich blieb er in der Mitte desselben stehen; mit festem Blicke das leuch-

tende Auge empor gerichtet, lispelte er kaum hörbar: „Ja, — ich übernehme es — ! — Wäre es auch nur, um den beiden Männern Unruhe zu bereiten, die mich in meinem Wirken trotz ihres Hasses besser kennen und beurtheilen als viele meiner Freunde und Verehrer. Ich weiß, es wird beiden fieberhafte Unruhe bereiten, mich wieder an der Spitze von Kanonen zu wissen! — Bis in vier Tagen können sie Nachricht in Warschau und Petersburg durch ihre Mouchard's haben; — ja, — ja — ich übernehme das Kommando. Falle ich" — fügte er noch leiser hinzu — „falle ich — nun denn, so soll es auf eine Art geschehen, daß gewiß dereinst die Blätter der Geschichte diesen Fall bezeichnen werden! — Und nun — Ruhe! — Schlaf! — "

Fünftes Kapitel.

Ein seltsames Zusammentreffen.

Während das soeben mitgetheilte Gespräch zwischen Präsident Smolka und General Bem stattfand, dessen Hauptmomente wir in der Lage sind wiederzugeben, begab sich nicht minder Interessantes in dem Zimmer des Oberst Jelowicky.

Der Oberst hatte auf die freundliche Unhöflichkeit Bem's in der heftigsten Gemüthsstimmung dessen Zimmer verlassen. Eben im Begriffe, dem Kellner zu läuten, hörte er sich mit halblauter Stimme von einer Person bei Namen rufen, die mit raschen, leichten Schritten die Stiege herauf eilte. Der Oberst erschrak über diesen unerwarteten Zuruf so heftig, daß er unwillkürlich laut „Werda!" rief.

Eine hohe, männliche Gestalt, fest in einen Regenmantel eingewickelt, den Hut tief in die Stirne gedrückt, stand vor Jelowicky. Ehe der Oberst noch die Zeit gewann, sich von seiner Ueberraschung zu erholen, sprach der eben Angekommene mit leiser

Stimme: „Wo ist Ihr Zimmer, Oberst? Lassen Sie uns dahin gehen!"

Zweifelhaft stand der Oberst einen Augenblick, ohne recht zu wissen, was er thun wolle, — dann — rasch den Glockenzug erfassend, läutete er heftig.

„Was machen Sie da, Jelowicky," rief der Andere halb lachend, halb erschrocken, „kennen Sie mich denn wirklich nicht?" Er hatte bei diesen Worten den Mantel etwas gelüftet, so daß Jelowicky beim Scheine des Lichtes, welches den Gang erhellte, sein Gesicht sehen konnte. „Herr des Himmels, Potocky!" rief der Oberst, zwei Schritte zurücktretend.

„Nun? was ist's?" rief der Andere mit sichtbarer Befremdnng; „Sie machen ja ein Gesicht, als hätten Sie einen Schemen gesehen. Fürchten Sie sich vielleicht, Herr Oberst, vor meinem Anblick?"

In diesem Momente kam der Kellner die Stiege herauf. „Weisen Sie mir sogleich meine Zimmer," redete ihn der Oberst an, den heftigen Zorn, der ihn erfaßt hatte, so gut es gehen wollte, verbergend. Es geschah. Er gab dem Kellner neuerdings Befehl, Thee, Rum und Cigarren zu bringen.

Wer Jelowicky jetzt gesehen, nachdem der Kellner das Zimmer verlassen und er sich mit Graf Potocky allein in demselben befand, der würde unbedingt trotz seines unvortheilhaften, ärmlichen Aeußern den

gedienten, kriegserfahrenen Offizier in ihm erkannt haben.

Beide Arme unterschlagend, trat er dicht vor Potocky hin, und mit einem festen durchbohrenden Blick ihn vom Kopf bis zur Sohle messend, sagte er, indem ihm die Stimme vor Wuth bebte und die Zähne knirschend an einander klappten, als schüttle ihn ein heftiges Fieber: „Herr Graf! Ihr und mein Glück, daß ich unbewaffnet bin! Ihre zuletzt gesprochenen Worte wären sonst die letzten Ihres Lebens gewesen!"

Der Ausdruck in Jelowicky's Augen, als er dies sprach, war schreckenerregend; ein Wuth leuchtender Glanz, ähnlich einem gereizten Raubthiere, belebte sie, trotz des starr auf den Grafen gerichteten Blicks.

„Nun," frug Potocky unwillkürlich, einen Schritt scheu zurücktretend, in verlegenem Tone, „was ist das wieder? Sind Sie rasend geworden? — Was that ich, das Sie in so grenzenlose thierische Wuth versetzen konnte; Sie sehen ja aus, wie ein Panther, der sich auf seine Beute stürzen will!" Der Graf lachte während des letzten Satzes seiner Rede mit großer Gezwungenheit.

„Seh' ich so aus, Herr Graf?" rief der Oberst in höhnischem Tone, nach und nach wieder in seine gewöhnliche — ihn charakterisirende Unstätheit der Bewegungen des Körpers und des Auges über-

gehend. „Nun, dann hüten Sie sich, denn Sie werden wohl wissen, die Panther haben unangenehme Gewohnheiten und Instinkte, und erkennen keinen Unterschied der Stände an!"

„Ich verstehe Sie nicht, Jelowicky," rief der Graf mit halb zornigem, halb mißmuthigem Tone, „es ist, dünkt mich, heute nicht mit Ihnen zu reden. Ich werde gehen; das wird das Beste sein!" Er nahm, als er dies sprach, seinen Mantel und Hut wieder, welche er beim Eintreten in das Zimmer auf den großen runden Tisch geworfen, der in der Mitte stand.

„Sie sind noch immer der Alte," entgegnete Oberst Jelowicky wieder völlig besänftigt; „immer noch gleich heftig, gleich unüberlegt und gleich leichtsinnig, — ganz wie damals!"

„Lassen wir das damals!" unterbrach der Graf mit sichtbarer Heftigkeit die Rede des Obersten, „von dem Jetzt, nicht von dem Damals, wollen wir sprechen."

Da es mehrere Grafen Potocky gibt, so wollen wir es versuchen, denjenigen, der eben mit Oberst Jelowicky sprach, mit flüchtigen Conturen dem Leser zu schildern.

Graf A. Potocky hat eine jedenfalls interessante Persönlichkeit. Wer ihn auch nur einmal im Leben gesehen, wird ihn sicher, wäre es auch nach einem

Dezennium, gewiß auf den ersten Blick wieder erkennen; denn es kann nicht leicht einen Mann mit einer pikantern und doch zugleich abstoßendern Persönlichkeit geben, als die seinige ist.

Graf A. Potocky ist ein Mann von 33 bis 35 Jahren. Seine hohe, schlanke und doch muskulös gebaute Gestalt zeigt Spuren von außergewöhnlicher Körperkraft, die jedoch ein in jeder Hinsicht und nach allen Richtungen hin ungeregeltes, leidenschaftlich bewegtes Leben gebrochen hat. Sein Gesicht, welchem der slavische Typus unverkennbar eingeprägt ist, könnte — wäre der Blick nicht so eigenthümlich wild, herrisch und doch zugleich lauernd — edel und schön genannt werden. Ueber der hohen Stirne, welche seltene geistige Potenz bezeichnet, hängt wild und üppig halb gelocktes aschblondes Haar herab; eine tiefe Falte, die fast von der Mitte der Stirne zwischen den Augenbraunen bis auf den obern Theil der Nase herabreicht, gibt seinen äußerst beweglichen Zügen ein düsteres Aussehen.

In den Gesichtszügen des Grafen, welche die Leidenschaften des Geschlechtstriebes, Hazardspieles und der Völlerei arg zerarbeitet haben, prägen sich deutlich Stolz und Hochmuth aus. Die Manieren Potocky's, sowie seine Kleidung, sind bis in das kleinste Detail elegant und nobel; in beiden läßt er

jedoch absichtlich eine genial sein sollende Nachlässigkeit herrschen.

„Von dem Jetzt, und nicht von dem Damals lassen Sie uns in dieser Stunde sprechen, Herr Oberst!" wiederholte der Graf, während er Hut und Mantel wieder auf den Tisch legte, da er sah, daß Jelowicky's Wuthanfall vorüber. „Wie in's Teufels und der Hölle Namen kommen Sie jetzt hierher nach Wien?" „Ehe ich Ihnen dieses beantworte," entgegnete Jelowicky, unruhig an den Nägeln kauend, „sagen Sie mir zuvor, wer Ihnen es sagte, daß ich hier bin; hier in Wien, und hier in diesem Gasthof? Ich bin vor zwei Stunden erst angekommen mit General Bem ......"

„Bem?!" fuhr Potocky fast schreiend heraus, „Bem ist hier? Hölle und Teufel! Ist das Scherz oder Ernst?"

„Bem und ich sind heute gegen Abend in ein und demselben Fuhrwerke hier angekommen," sagte der Oberst, den Grafen mit unverhohlener Neugier und Staunen anglotzend.

Der Kellner trat ein und brachte, was der Oberst begehrt hatte. Beide Männer schwiegen, einander gegenseitig mit den verschiedensten Gefühlen anblickend. Kaum waren sie wieder allein, hob Graf Potocky tief Athem schöpfend zuerst an: „Also Bem in Wien! — — unsere Partei ist verrathen", setzte er mit erreg-

ter, kaum hörbarer Stimme hinzu. Dann, sich mit Heftigkeit zu Jelowicky wendend, rief er: „Wissen Sie Näheres? Ist es ein Werk des Zufalls, daß er hier ist? oder — was ich nicht denken mag — ist er hergerufen worden, und durch wen?" Der Graf hatte diese Fragen eben so schnell als heftig herausgestoßen und blickte den Oberst ungeduldig an.

„Sie sollen Alles erfahren, Potocky, — Alles, ohne Rückhalt — was ich weiß, wenn auch Sie offen gegen mich sein wollen," entgegnete der Oberst. „Lassen Sie uns aber erst Tschai nehmen, mich friert. Kommen Sie, helfen Sie mir den Tisch zum Ofen rücken; es ist so behaglicher!"

„Bem in Wien!" wiederholte Potocky nochmals, ohne auf den Oberst zu hören, diese Worte dumpf und gedankenvoll vor sich hinsprechend — „das ist schlimm — sehr schlimm! Dieß kann Alles verderben, — alle unsere Pläne durchkreuzen und — vernichten!" setzte er mit kaum vernehmbarem Murmeln nach einer kleinen Pause hinzu.

„Aber zum Satan, so helfen Sie mir doch!" keuchte der korpulente Jelowicky, sich trotz aller Anstrengung vergeblich bemühend, den großen eichenen Tisch vom Canape an den Ofen zu transportiren, welch letzterer sich in der andern Ecke des großen Zimmers befand.

„Sie stehen ja ganz verdutzt da! Kommen Sie, mein lieber Graf, greifen Sie an! Alles zu seiner Zeit; man muß über dem Sprechen auch das Trinken nicht vergessen!“

Wie aus einem Traume erwachend half der Graf mechanisch dem Obersten den schweren Tisch vom Canape zum Ofen rücken.

Der Oberst bereitete mit hastiger Behaglichkeit den Tschai. Seine Aufmerksamkeit war durch dies Geschäft so ganz und gar in Anspruch genommen, seine Sinne so gänzlich darauf gerichtet, daß Potocky, als er ihm eine Zeit lang schweigend zugesehen, plötzlich staunend ausrief: „Nein! — nein! auch Sie, Jelowicky, sind noch ganz der Alte von ehedem! Wie kann ein so tapferer und geprüfter, ein so gebildeter und anerkannter Offizier, wie Sie, so sehr Gourmand sein!“

Der Oberst lächelte behaglich und ohne sein Geschäft irgendwie durch diese Aeußerung Potocky's zu beeinträchtigen oder gar zu unterbrechen, antwortete er, nachdem er zweimal hintereinander schnell mit der Zunge über beide Lippen gefahren war: „Mein sehr werther Herr Graf Potocky, wer dem Tode schon so vielfach und so äußerst nahe gestanden, wie ich, der weiß diejenigen Momente zu schätzen und gut zu benützen, in denen er noch in der Lage ist, seine Muskeln und Magenwerkzeuge zu gebrauchen. Doch

zu etwas Anderm! Ich erlaubte mir, Sie vorher zu befragen, woher Ihnen die Nachricht wurde, daß ich hier sei, und wer Ihnen Mittheilung gemacht, daß ich mich in diesem Gasthofe befinde?"

„Das kann ich Ihnen mit wenigen Worten sagen," entgegnete Potocky, lachend über das Gesicht, welches der Oberst machte, der sich eben eine Dosis Zitronensaft in die Augen gespritzt hatte. „Ich wollte im Speisesaal einen Bekannten aufsuchen; als ich durch den geräumigen, jetzt leider so leeren Hof ging, fiel mir Ihr polnisches Fuhrwerk auf. Ich frug sogleich den Zimmerkellner, wer in diesem Wägelein gekommen, und erhielt die Antwort: Zwei polnische Offiziere. Neugierig, die beiden zu dieser Zeit angekommenen Landsleute zu sehen, eilte ich die Stiege herauf, um in das mir vom Kellner bezeichnete Zimmer zu gelangen, und sehe Sie auf dem Gange stehend, im Begriff zu läuten; das Andere wissen Sie. Sie sehen hieraus, mein Herr Oberst, daß es keineswegs ein Spion, sondern allein der große blinde Meister Zufall gewesen, welcher mir Ihre Ankunft verrieth."

„Ganz gut," sagte der Oberst mit befriedigtem Gesichte, „ganz gut! Nun will auch ich Ihre Fragen beantworten. Bem und ich trafen in Haimburg*)

*) Haimburg, eine kleine Stadt zwischen Preßburg und Wien.

im Gasthause auf eine eben so zufällige Weise zusammen, wie wir beide hier zusammentrafen. Ich war mit Extrapost von Frankreich angekommen; er mit seinem eigenen miserabeln Fuhrwerk. Da ich erst im Laufe meiner Reise die jüngsten Begebenheiten, welche sich in Wien ereignet, erfuhr, so äußerte ich den Wunsch, mir Wien für einige Tage in diesem Zustande näher zu betrachten. Er machte kein Hehl daraus, daß der Zweck seiner Reise diese Stadt sei. Ich bot ihm meine Begleitung an. Er nahm sie, wenn schon mit süßsauerm Lächeln und einigen Einwendungen, an; so viel ich durch mein vieles Fragen von ihm herauskriegen konnte, kömmt er aus Galizien, aus Tarnow oder Lemberg und ist, sowie er sagte, vom österreichischen Reichstage aus berufen worden, um hier zu kommandiren. Ich glaube, ein gewisser Smolka, ein Landsmann von uns, ich glaube, er ist beim Reichstag angestellt, scheint ihn erwartet zu haben, denn kaum eine Viertelstunde nach unserer Ankunft kam er, ihn aufzusuchen."

„Sprach man in Ihrem Beisein?" warf der Graf rasch ein, sich bemühend, dem Tone dieser Frage eine gewisse Gleichgültigkeit zu geben.

„O nein!" fuhr Jelowicky fort, „Bem schickte mich sogleich weg, nachdem wir den Tschai genommen, und befindet sich in diesem Augenblicke noch allein mit Herrn Smolka in seinem Zimmer." Der

Oberst schwieg. Er hatte bereits seine Anordnungen für den Tschai beendet und rückte mit vielem Geräusch einen Lehnstuhl für sich zwischen Tisch und Ofen.

Der Graf ging eine Zeit lang mit ungestümen Schritten das Zimmer auf und ab. In dem Ausdruck seiner Züge konnte man jedoch bemerken, daß in seinem Innern ein heftiger Kampf wüthete. Plötzlich, in Jelowicky's Nähe stehen bleibend, sagte er mit gedämpfter Stimme, den Oberst fest dabei anblickend: „Darf man Ihnen vertrauen, Jelowicky? — Unbedingt vertrauen?"

„Das ist eine seltsame Frage, mein Herr Graf," gab dieser lachend zur Antwort; „ich habe Ihr Vertrauen noch nicht begehrt; aber das wissen Sie doch hoffentlich, daß ich der Mann nicht bin, welcher sein Ehrenwort bricht." Hiebei schoß er einen wilden Seitenblick auf den Grafen. „Wohlan!" entgegnete Potocky, „so geben Sie mir Ihr heiliges Ehrenwort, das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, Niemanden, mögen die Verhältnisse auch kommen, wie sie wollen, Niemanden, und unter keiner Bedingung zu verrathen, außer ich entbinde Sie Ihres Wortes."

Jelowicky stand auf und, die rechte Hand auf's Herz legend, sagte er ruhig und ernst: „Mein Ehrenwort, ich schweige! Jedoch behalte ich mir die Theil-

nahme oder Nichttheilnahme vor, wenn es sich hier vielleicht um eine Verschwörung handeln sollte."

„Wohl!" sagte der Graf, „so hören sie!" Er rückte einen Fauteuil gegenüber Jelowicky an den Tisch, und sich geräuschvoll in denselben hineinwerfend, begann er:

„Es dürfte Ihnen aus den Zeitungen wohl bereits bekannt sein, daß schon seit der Eröffnung des österreichischen Reichstages unter dessen Mitgliedern zwei Parteien sich bildeten, welche mit ziemlicher Schroffheit einander entgegentraten. Die Triebkraft, die diese Parteien bewegte, war der Nationalismus. Das Slaventhum, welches aus mir unbegreiflichen Gründen sich auf die Seite des Hofes und der Camarilla stellte, hatte um so mehr Macht in demselben gewonnen, da es nicht nur an Zahl der Abgeordneten der andern Potenz, nämlich dem Deutschthum, weit überlegen war, sondern auch von seinen beiden Bundesgenossen wacker, wenn auch nicht öffentlich, unterstützt wurde.

„Die Deputirten unsers Landes, theils aus sehr intelligenten, theils aus ganz rohen und ungebildeten Kräften und Elementen bestehend, schwankten während dieser Zeit hin und her und stimmten oft aus Mangel an einer kräftigen, gewandten Führung für die heterogensten Fragen, und paralysirten sich demnach selbst. Da kam der verhängnißvolle 6. Okto-

der, welcher mit einem sogenannten vulgären Siege des Volkes über die Truppen begann und mit der schaudererregenden Ermordung Latour's und dem Sturme des Zeughauses endete. Der Hof floh, — und mit ihm zugleich eine sehr bedeutende Anzahl von Reichstagsdeputirten. Das Deutschthum gewann, durch diese beklagenswerthen Vorfälle unterstützt, festeren Boden! Die nationale Eifersucht hörte auf, und eine ganz andere Frage trat in den Vordergrund, eine prinzipielle. — Die intelligenten Deputirten unsres Vaterlandes schlugen sich offen und ohne Scheu und Rückhalt zu der Freiheitspartei, welche nun unumschränkte Majorität erlangt hatte, und zog die Unverständigen und Gedankenlosen nach. Ich und einige meiner Freunde hielten uns bei Beginn dieser Verhältnisse streng neutral. Da jedoch diese unsre Neutralität nicht allein unnütz war, sondern auch Mißtrauen zu erregen begann, ein Mißtrauen, das sich in einer solchen Zeit höchst verderblich für uns hätte gestalten können, so beschlossen wir einmüthig, auf eine andere und klügere Art zu operiren. Wir stimmten nämlich stets unbedingt mit der Majorität, und suchten so unter der Aegide des Radikalismus nicht sowohl den Argwohn und die Gefahr, die uns verfolgte, von uns abzuwenden, sondern wir handelten auch für unsere Interessen und Ansichten, welche unsere Geburt und

Stellung bedingten, kräftig und mit Erfolg, — wenn auch mit höchster Vorsicht und Heimlichkeit."

„Aber zum Teufel!" unterbrach Oberst Jelowicky den Grafen mit rohem Gelächter, wie konnte man auch Sie, Sie, Herr Graf, in unserer Heimat, wo man Sie und Ihre treue Anhänglichkeit und Liebe an Volk und Vaterland doch kennen muß, wie konnte man auch Sie zum Vertreter des Volkes und seiner Interessen wählen?"

„Ach! mein bester Oberst! sie hat mich Schnapps, Verstellung und Langeweile genug gekostet, diese Wahl," entgegnete Potocky, mit vornehm verächtlichem Lächeln die Achseln zuckend, „allein ich muß Sie allen Ernstes ersuchen, mich nicht mehr zu unterbrechen, denn ich wünsche zu Ende zu kommen, — es wird spät — und ich muß Sie heute noch mit verschiedenen Verhältnissen hier vertraut machen, da es morgen vielleicht schon zu spät wäre, denn die Natter — Bem ist ja hier." Der Graf fuhr fort: „Das Erste, was unsere Partei that, war eine, mit Scham muß ich es selbst bekennen, hündisch wedelnde Ergebenheitsadresse an eine gewisse hohe Dame in Olmütz. Diese in der tiefsten Demuth und höchsten Schmeichelei abgefaßte Adresse wurde nicht nur sehr huldvoll und gnädig aufgenommen, nein, man ertheilte uns auch Rath, wie wir als treue Unterthanen und Reichstagsdeputirte uns zu

benehmen hätten, um die allerhöchste Zufriedenheit zu erwerben. Es ward uns die Weisung, uns mit Fürst Windischgrätz, namentlich aber mit Ban Jelachich in geheime briefliche Verbindung zu setzen, und beiden Herren genaue Mittheilung zu machen über das, was sich hier gegen die Interessen des Hofes anspinne. Wir befolgten diesen Rath, und schon gestern erhielten wir aus dem Hauptquartier des Bans die erfreuliche Nachricht, daß sich der Feldmarschall Fürst Windischgrätz an der Spitze einer starken Armee in den nächsten Tagen vor Wien befinden werde, um vereint mit dem des Bans diejenige Ordnung der Dinge wieder herzustellen, welche der allerhöchste Hof so sehnlich wünschte. Bis jetzt ging Alles vortrefflich. Die Verwirrung im Oberkommando war eine vollständige zu nennen; die meisten Offiziere im Nationalgarde-Stab sind gut kaiserlich gesinnt oder unfähig. Jetzt führt der Satan, um uns zu necken, diesen Bem hierher. Ich fürchte, die Sache dürfte nun eine ernstere Wendung nehmen, denn Bem ist schon als Soldat viel zu eitel und eigensinnig, um nicht Wien mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Es ist dieß ein großes Unglück, denn man wünscht in Olmütz — Wien um jeden Preis unterworfen, bevor man zu der Züchtigung der ungarischen Rebellen zu schreiten gedenkt."

„Nun?" frug Oberst Jelowicky, „was kann ich

in dieser Sache thun? Wozu erzählen Sie mir überhaupt dieß Alles?"

„Hören Sie mich zu Ende," nahm der Graf wieder das Wort, „Sie werden mich gleich begreifen und einsehen, um was es sich hier handelt. Man wird genöthigt, ja gezwungen sein, Ihnen, Herr Oberst, als anerkannt tüchtigem Artillerie-Offizier, eine Ihren Kenntnissen angemessene bedeutende Stellung in diesem Kampfe anzuweisen. Nehmen Sie diese Stellung an, mein Lieber, und halten Sie dann als Mann von Vernunft zu uns. Nützen Sie unserer Partei, welche zugleich Partei des Kaisers ist, so viel es irgend in Ihrer Stellung, ohne sich offenbar zu kompromittiren, möglich ist, und ich garantire Ihnen nicht nur eine vollständige Amnestie, sondern auch eine Stellung im k. k. österreichischen Heere, wie sie Ihren Kenntnissen und Ihren Jahren angemessen ist."

Oberst Jelowicky sah den Grafen sehr zweifelhaft von der Seite an, als er die Proposition des Letzteren hörte. Dieser bemerkte es und fuhr mit Lebhaftigkeit fort: „Sie zweifeln doch nicht an meinen Worten, Herr Oberst? Ich halte mein Versprechen, — vorausgesetzt, daß Sie auch auf meinen Vorschlag eingehen. Ich weiß — ich kann es halten! Nehmen Sie darauf mein gräfliches Ehrenwort!" sagte er, mit Stolz den Kopf zurückwerfend.

Oberst Jelowicky hatte bis jetzt dem Grafen Potocky mit offenem Munde und neugierigen Blicken zugehört, während seine Hände ruhelos mit einem kleinen Chatouille-Schlüssel spielten, den er aus der Westentasche genommen. Als Potocky die letzten Worte gesprochen, hatte ein seltsames Lächeln, mit der Schnelligkeit eines Wetterleuchtens, über sein Antlitz gezuckt. Graf Potocky, welcher nachdenkend mit auf den Boden gehefteten Blicken im Zimmer umherging, bemerkte es nicht, weil er ihm just den Rücken zukehrte, und so blieb dieß beleidigende und zugleich so inhaltsschwere Lächeln Jelowicky's für ihn ein Geheimniß.

„Mein Freund!" hob der Oberst nach einigem Nachdenken ernst an, nachdem er seinen Sitz verlassen, um an der Seite Potocky's das Zimmer zu durchschreiten. „Ihr Diplomaten, Ihr Intrigants en gros, die Ihr das Privilegium zum Betruge en général, wie en détail zu haben glaubt, seid doch in vieler Hinsicht noch sehr ungeschickt. Der Soldat, Euer treuester Helfer, Euer Arm, ohne welchen Ihr ohnmächtig wäret wie ein neugebornes Kind, nur nicht so unschuldig, — der Soldat ist für Euch vom Höchsten bis zum Letzten ein Nichts! — Ihr sehet mit geistigem Stolze und hoher Selbstüberschätzung, mit halb verächtlichem Lächeln auf ihn herab, betrachtet ihn wie eine mehr oder minder gu

konstruirte Maschine und seid der irrigen Meinung, wenn Ihr den Führern, die diese Maschine nach Euren Wünschen in Bewegung zu setzen verstehen, und ihren schnelleren oder langsameren Gang zu regeln die Kenntnisse haben, wenn Ihr diesen Führern, sage ich, einige bunte Bänder und Goldstücke geben laßt, dann sei Alles abgemacht. — Ihr irrt Euch, meine Herren. Der gute und geschickte Offizier durchschaut Euch gründlich, und — würden die Völker mit minderer Unklugheit bei ihren Erhebungen nicht immer die Parole im Munde führen: „„Es dürfen keine stehenden Heere mehr existiren!““ so stünde es schon sehr schlimm, sowohl um Euch, als Eure allerhöchsten Herren! Das ist's, was diese so oft gerühmte Treue der höheren wie der subalternen Herren Offiziere nicht zum Wanken kommen läßt; denn nimmt man zwei Dritttheilen der Herren Offiziere eines jeden jetzt bestehenden Heeres ihre Charge, so hat man ihnen das Leben genommen, ja mehr als dieses! Das Leben im Nothfalle zu verlieren, darauf ist jeder von ihnen gefaßt; allein Bettler zu werden, das ertragen sie nicht. — Was Ihren Vorschlag betrifft, welchen Sie mir so eben gemacht, und der mir die Veranlassung zu dem Gesagten gab, so entgegne ich Ihnen, daß Sie den alten Bem eben gar nicht kennen. Bem ist schlauer als das k. k. österreichische und kais. russische Kabinet zu-

sammengenommen. Unter Bem dienen, und nicht pünktlich bis in das kleinste Detail seine Befehle ausführen, heißt ein todter Mann sein. Geben Sie Bem genug Soldaten und Kanonen, so macht er aus ganz Europa ein Kaiserreich Polen, den kleinen Sobiesky zum Kaiser, sich aber zum Kron-Feldherrn des Reiches und zum Erzieher des jungen Monarchen. Seien Sie, ich bitte, Bem gegenüber etwas vorsichtig, wenn Ihnen anders Ihr eigener Kopf etwas gilt."

„Wie?" fuhr Potocky erschrocken auf, „Bem wäre —"

„Nicht wäre — Bem ist" unterbrach ihn der Oberst, „Bem ist der tollkühnste und verwegenste alte Kerl, der mir je im Leben vorgekommen. Trotz seiner gebrechlichen Außenseite, seiner freundlichen Höflichkeit und seines wohlwollenden Tones würde er — ahnete er auch nur den hundertsten Theil unseres Gespräches hier — Sie morgen hängen, mich aber erschießen lassen."

„Was sagen Sie da?" rief Potocky mit einer Stimme, die trotz aller Mühe, unbefangen und ruhig zu scheinen, doch sehr befangen klang. „Bem ist kein Republikaner, Sie selbst sagten es ja, Oberst! Er ist ein Patriot; wie könnte er es wagen, einen Potocky — aufknüpfen zu lassen. Er ist Pole....."

„Er ist Soldat!" fuhr der Oberst ruhig fort, sich an der eigenthümlichen Stimmung des Grafen

behaglich weidend, „er ist Soldat, und zwar ein guter Soldat. Wenn es gilt zu siegen, ist ihm nichts mehr heilig! Bem würde, wenn es im Bereiche des Möglichen läge, die Witterung hängen lassen, wenn sie ihn an einem Siege verhinderte; deßhalb rathe ich Ihnen nochmals Vorsicht, Verschwiegenheit und Ruhe an. Doch zur Hauptsache: Ich will, so viel es mir die Möglichkeit gestattet, für Sie und Ihre Freunde wirken; ob es von großem Belang sein kann, bezweifle ich fast, denn Bem führt eine strenge Kontrole. Sie können daher auf mich rechnen; dafür erwarte ich jedoch auch von Ihnen und Ihren Freunden, daß Sie mir, wenn hier durch unsere eigene Beihülfe die Sache verloren geht, Ihr Wort in seiner ganzen Ausdehnung halten werden."

„Rechnen Sie fest auf mich," entgegnete Potocky mit bestimmtem Tone, indem er nach Hut und Mantel griff. „Ich gehe jetzt; begeben Sie sich zur Ruhe, Sie müssen ermüdet sein. Morgen komme ich, um Bem und Ihnen meine offizielle Bewillkommnungsvisite zu machen. Also Adieu — bis morgen!"

Er wickelte sich bis an's Kinn in seinen Regenmantel und eilte mit leisen, schnellen Tritten aus dem Zimmer und über die Stiege.

Als der Oberst allein war, sah er noch eine lange Zeit mit nachdenkenden und besorgten Blicken

nach der Thüre, durch welche Potocky verschwunden war. Seine Züge wurden ernst und düster, sein Auge sah starr vor sich nieder. „Dir soll ich vertrauen?“ murmelte er in sich hinein; „dir, der schon bei Quotschalla .....“ Er hielt inne; mehrere Male mit gesenktem Haupte das Zimmer durchschreitend, blieb er plötzlich stehen, und sich schnell emporrichtend, rief er: „Ich muß; — mir bleibt kein anderer Weg! Wenigstens ist mein Leben gesichert, wenn hier Alles verloren gehen sollte. Ich habe eine Tochter! — Bem steht allein. Ich muß!“ wiederholte er mit einem tiefen Seufzer. — „Ich muß! verfluchte Lage!“ knirschte er nochmals. Dann, rasch auf den Tisch im Zimmer zueilend, goß er ein ziemlich großes Wasserglas bis an den Rand voll Rum, trank es mit einem raschen Zuge leer und begab sich zu Bett.

Sechstes Kapitel.

Die Uebernahme des Kommandos.

Des andern Morgens früh Punkt neun Uhr stand der General vollständig angekleidet am Fenster. Der Regen wurde von einem heftig tobenden Sturmwinde gegen dasselbe gepeitscht; — der 11. Oktober war ein unfreundlicher Tag. Mit dem Aeußern des alten Herrn war eine merkbare Veränderung vorgegangen. Wer ihn gestern vom Wagen steigen gesehen, hätte ihn heute schwerlich wieder erkannt. Er trug eine knapp anschließende polnische Uniform von dunkelblauem, feinen Tuche mit karmoisinrothen Aufschlägen ohne Epaulettes mit Einer Reihe Knöpfe, in dem zweiten Knopfloche von oben herab war ein vielfarbiges Band befestigt. Ein sogenannter deutscher Hut (kein Calabreser), der auf der linken Seite durch eine weiße Schwungfeder geziert war, bedeckte sein Haupt; dicht unter der Feder prangte, von der Größe eines rheinischen Guldenstückes, eine karmoisinrothe Kokarde, in deren Mitte der weiße polnische Adler

angebracht war. Ein krummer Säbel mit auffallend breiter Klinge, deren Lederscheide reich ciselirte Silberbeschläge zierten, hing an einer aus starker Seidenschnur verfertigten Kuppel an seiner Hüfte. Die Bekleidung des Unterkörpers war ganz dieselbe, wie am vorigen Tage. Der General — man sah es — war heute sorgfältiger als gewöhnlich mit seiner Toilette beschäftigt gewesen; er durchschritt einige Male mit seinem wackeligen Gange das Zimmer, öfter mit sichtbaren Zeichen der Ungeduld und des Mißmuths bald zum Fenster hinaus, bald auf die Uhr blickend. „Die Herren lassen warten!" brummte er verdrießlich. „Die erste Eigenschaft, welche ich von diesem Herrn Kommandanten Messenhauser und seinen Offizieren Gelegenheit finde, kennen zu lernen, ist also Unpünktlichkeit im Dienst! denn es ist ihr Dienst, daß sie sich pünktlich bei ihrem neuen Befehlshaber melden." Während er noch so laut dachte, fuhren geräuschvoll drei elegante Fiackerwagen vor dem Gasthofe auf. Der General eilte zum Fenster; als er gesehen, daß mehrere Offiziere in der Uniform der Nationalgarde aus denselben herausstiegen, griff er nach einem Paar hirschledernen Handschuhen, welche auf einem Tische lagen, zog sie eilig an, und langte nach einem altväterischen Rohrstock, welchen ein goldener Knopf und eine elegante aus Seide und Gold gewirkte Quaste zierte, der in einer

Ecke des Zimmers lehnte. Er schüttelte während des Handschuhanziehens mehrmals das Haupt, ein unbeschreiblich bittrer Hohn drückte sich in seinen lächelnden Zügen aus. „Diese Herren fahren bei mir vor, — sie kommen in einem Visitewagen, um sich zu melden, — seltsame — beklagenswerthe Menschen — diese deutschen Revolutionsoffiziere! Der höhere Offizier gehört auf's Pferd! nicht aber in einen Wagen! erst dann hat er das Recht zu fahren, wenn die feindlichen Waffen ihn in einen Zustand versetzten, daß es ihm Unmöglichkeit wird, ein Pferd zu besteigen. Ich werde ihnen aber das Reiten lehren, ich! — wenn es mir auch selbst Unmöglichkeit ist." In diesem Augenblick öffnete Stanislaus, der alte Diener Smolka's, welcher seit 1½ Stunde bei General Bem als Kammerdiener fungirte, die Stubenthür rasch und heftig. „Van Polkovnik Messenhauser!" meldete er mit überlauter Stimme.

Fünf Offiziere traten ein, an ihrer Spitze Herr Kommandant Messenhauser. Drei dieser Herren Offiziere, sowie Herr Messenhauser selbst, trugen die Uniform der Wiener Nationalgarde Infanterie, jedoch der, welcher zuletzt eingetreten, die Offiziersuniform des k. k. österreichischen Infanterieregiments, Baron Heß genannt.

General Bem trat ihnen höflich grüßend einige Schritte entgegen. Als die Herren sahen, daß Bem

mit dem Hute auf dem Haupte empfing, beeilten sie sich, ihren Fehler verbessernd, auch ihrerseits gleichfalls die Kopfbedeckung aufzusetzen.

Es entstand eine kleine Pause; eine Pause der Verlegenheit, oder richtiger — der Unbeholfenheit.

Bem, dieß fühlend, trat schnell noch ein paar Schritte auf den Zuersteingetretenen zu, und, mit verbindlicher Miene ein klein wenig das Haupt ihm entgegenbeugend, sagte er mit leiser Stimme und in deutscher Sprache: „Ich habe das Vergnügen, den Herren Nationalgarde-Oberkommandant Messenhauser zu sehen?"

„Mein Name ist — allerdings — Messenhauser!" entgegnete der Angeredete mit einer gewissen vornehm sein sollenden Kälte, langsamer Betonung und etwas schnarrender Stimme, sich dabei bemühend, dialektfrei und mit Würde zu sprechen.

Die äußere Erscheinung des Herrn Messenhauser muß auf Jeden, welcher einige Menschenkenntniß besitzt, einen eigenthümlichen und zweifelhaften Eindruck hervorbringen*).

---

*) Herr Messenhauser ist einer der Vielen, welche in sich ein von der undankbaren Mitwelt nicht anerkanntes Genie betrauern. Früher Offizier in der Infanterie des k. k. österreichischen Heeres, besaß er jene gewisse Militärbildung, die man so richtig mit dem Ausdrucke „Stubensoldaten" bezeichnet; die, weil sie Klausewitz gelesen, sich für Strategen, weil sie Müller und

Messenhauser ist ein Mann von 34—36 Jahren, von mittlerer Körpergröße, breitschultrig, gedrungen und muskulös. Der Ausdruck des blassen Gesichts, auf welchem stets ein gewisser forcirter Ernst ruht, hat etwas Knöchernes, Hartes. Das dunkelbraune Auge steht nicht im Einklange mit diesen harten Zügen, denn es liegt etwas Phantastisch-träumerisches darin; der Blick ist unstät, rasch von einem Gegenstand zu dem andern überspringend, ohne daß man jedoch ihn ruhelos oder zerstreut nennen kann, wie den des Oberst Jelowicky. Die dichten Brauen über der feingebogenen Nase bilden zwei Curven und sind auf dem oberen Theile derselben zusammengewachsen, was dem Gesicht etwas Entschlossenes gibt. Ein nicht dichter dunkler Bart umgibt das Kinn und die schmalen Lippen. Die Stirn kann weder hoch noch nieder genannt werden, doch mangelt ihr jene gewisse Gewölbtheit, welche Gall mit dem Ausdrucke: Verstandeswölbung bezeichnet. Die Bewegungen tragen

---

Dufour kennen, für ausgezeichnete Feldbefestigungskünstler, und weil sie Scharnhorst, Rouvrois ꝛc. durchblättert, tüchtige Artilleriegenerale zu sein glauben; — die den Laien mit ihrer Suada verblüffen, dem Sachkenner gegenüber aber wortkarg und einsylbig sind, um nicht durchschaut zu werden; auf dem Schlachtfeld aber eben so viel nützen als eine schwangere Frau. Nebenbei schrieb Messenhauser Novellen und zog den italienischen Wein dem deutschen vor.

den Stempel der Absichtlichkeit und erscheinen dadurch unfrei und fast geckenhaft; beim Sprechen bemüht er sich, einen gewissen Pathos zu markiren. Das Wollen, schön, geistreich und mit lakonischer Kürze zu sprechen, leuchtet überall durch.

Man sah es dem Herrn Oberkommandant deutlich an, welche Mühe er sich gab, dem alten Polen-General so imponirend wie möglich bei diesem ersten Zusammentreffen entgegen zu treten.

Der General, etwas überrascht über die sonderbare Art, in der sich Herr Messenhauser bei ihm introducirte, trat, sichtlich verletzt dadurch, einen Schritt zurück. „Mein Herr!" begann er kurz und bestimmt zu Messenhauser, „aus welcher Veranlassung, ich bitte, habe ich das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen, und zu welchem Zweck?"

„Es ist mir," hob der Oberkommandant der Wiener Nationalgarde, nachdem er sich wiederholt geräuspert, mit wichtigem Tone an, „es ist mir vom hohen Reichstage aus die Mittheilung gemacht worden, wie — daß — Hm — Hm — Hm! daß nämlich der Herr General Bem hier in Wien angekommen sind; und — wie derselbe es dringend wünsche, nämlich der hohe Reichstag, wenn ich — wie gesagt — wenn ich bei meinen Operationen, die Vertheidigung Wiens betreffend, den gediegenen Rath des so kriegserfahrenen Herrn General Bem," hier

scharrte er zweimal mit dem rechten Fuße, was eine Verbeugung markiren sollte, „bestens mit zu Rathe ziehen möge. — Ich komme daher mit einem Theile meines Stabes, um dem Herrn General Bem meine Bewillkommnungsvisite zu machen, und habe zugleich die Ehre, den Herrn General im Namen der gesammten Nationalgarde-Korps ....."

„Aah — —!" unterbrach ihn der General in freundlichem Tone. „Sie kommen mit diesen Herren, um mir einen Besuch zu machen? — Aah —! Das ist ein Anderes!" Er nahm bei diesen Worten den Hut ab, legte den Stock weg und wies mit höflicher Handbewegung sämmtlichen Herren Plätze zum Sitzen an. Der Herr Oberkommandant Messenhauser folgte dieser Weisung mit einer etwas verblüfften Miene; die ihn begleitenden Offiziere sahen einander zweifelhaft und verlegen an, ob der seltsamen Wendung, den diese Meldung zu nehmen begann, und ließen sich ebenfalls nieder. Es entstand ein peinliches Schweigen. Bem blickte Herrn Messenhauser fragend an; da dieser jedoch hartnäckig schwieg, nahm er von Neuem das Wort. „Mein Herr Oberkommandant! nicht wahr?" Messenhauser verbeugte sich zustimmend. „Mein Herr Oberkommandant, so sehr erfreulich und schmeichelhaft mir auch Ihr Besuch, sowie die Anwesenheit dieser Herren hier ist," der General verbeugte sich verbindlich gegen die vier Begleiter des Ober-

kommandanten, „so kann ich Ihnen doch mein gerechtes Staunen deßhalb keineswegs verbergen. Ich bin von sehr glaubwürdigen Personen, welche, so wie sie mir wenigstens schrieben, im direkten Auftrage und im Namen des gesammten Reichstages handelten, dringend gebeten worden," (der General betonte die letzten Worte sehr bemerkbar) „das Kommando über sämmtliche Streitkräfte hierselbst zu übernehmen, um so in die Lage zu kommen, Wien wenigstens eine günstige Kapitulation zu erzwingen, wenn die Mittel, welche wir zur Vertheidigung dieser Stadt anwenden können, zu leicht für das Gewicht eines so rapiden Angriff's sein sollten, wie ihn diese Stadt unfehlbar zu gewärtigen hat. Der Herr Reichstagspräsident Smolka benachrichtigte mich gestern gleich bei meiner Ankunft hierselbst, daß der Herr Oberkommandant der hiesigen Nationalgarde sich heute mit dem Früheſten bei mir melden und freundlichst Rapport abstatten würde über das, was in der angedeuteten Lage für mich zu wissen Nothwendigkeit ist. — Ich gestehe Ihnen daher ganz ohne Rückhalt, mein Herr Oberkommandant, daß ich auf einen genauen, vollständigen Bericht Ihrerseits hinsichtlich der disponibeln Truppenzahl und des Materials gefaßt war, keineswegs aber auf einen Privatbesuch, so erfreulich mir derselbe auch ist."

„Herr General!" begann Messenhauser nach

einer kleinen Pause und abermaligem Räuspern, indem er sich auf seinem Stuhle dabei gravitätisch zurecht setzte. „Herr General! ich wollte eigentlich nur bemerken, wie — so eigentlich — der hohe Reichstag, der mir dieß Kommando anvertraute, und welcher, in gegenwärtiger Lage, doch — so eigentlich nicht —"

„Ich bitte, haben Sie die Güte, mich zu Ende kommen zu lassen, Herr Oberkommandant!" unterbrach Bem Herrn Messenhauser, mehr um dessen sichtliche Verlegenheit zu enden, als um ihn mit seiner Ansicht und Meinung vollends bekannt zu machen. „Sie äußerten vorher, wenn ich nicht irre, wie der hohe Reichstag es dringend wünsche, der Herr Oberkommandant möchte, hinsichtlich Ihrer Vertheidigungsoperationen, meinen, wie der hohe Reichstag wenigstens meint, gediegenen und kriegserfahrenen Rath einholen und in Erwägung ziehen. Ich danke dem hohen Reichstage aufrichtig für die gute Meinung, welche er in mein geringes Wissen setzt, allein ich weiß es aus eigener Erfahrung zu gut, wie unwillkommen jeder Rathgeber einem selbstständigen Kommandanten, selbst eines kleinen Truppenkörpers, ist, um wie vielmehr einem Mann wie Sie, Herr Oberkommandant, welcher die Befähigung in sich fühlt, eine so große, nicht fortificirte Stadt wie Wien, unter so schwierigen Verhältnissen, wie die gegenwärtigen zu sein scheinen, mit Umsicht und

Energie zu vertheidigen; auch gestehe ich es Ihnen ganz ohne Umschweife, daß ich weit weniger gewöhnt bin zu rathen — als zu befehligen."

Der General stand, als er die letzten Worte sprach, von seinem Sitze auf und schwieg, sichtlich erregt und erschöpft, sowohl von dem längeren Sprechen selbst, als von dem Inhalte des Gesprächs.

Herr Messenhauser und die Begleiter desselben hatten ebenfalls ihre Sitze verlassen, als der General aufgestanden, und schickten sich eben an, diesen merkwürdigen Besuch zu beenden, als die Thür des Zimmers geöffnet wurde, und Präsident Smolka, mit sichtbar freudiger Aufregung, eintrat, ein großes zusammengerolltes Papier in der Hand haltend.

Nach flüchtiger Begrüßung der Gesammtanwesenden schritt er achtungsvoll auf General Bem zu, und ihm das Papier hinreichend, sagte er mit einer gewissen ceremoniellen Feierlichkeit: „Mein General! ich erlaube mir Ihnen hierdurch, vermöge des Beschlusses des permanenten Ausschusses des hohen Reichstages von diesem Morgen, die Ernennung zum General en Chef ehrfurchtsvoll zu überreichen, und ersuche Sie, die Güte zu haben, mir sogleich zu folgen, um dem permanenten Reichstagsausschusse den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten."

Bem las mit sichtlich innerer Befriedigung, die deutlich sein Auge aussprach, den Inhalt des Papieres,

welches ihm Smolka überreicht, und mit ruhig freundlichem Lächeln, als ob zwischen ihm und Herrn Messenhauser das eben stattgehabte Gespräch gar nicht vorgefallen sei, sagte er zu ihm und seinen Begleitern: „Meine Herren! ich erwarte Sie morgen 8 Uhr in meinem Hauptquartiere zum Rapport, und werde ich Ihnen sodann meine weiteren Bestimmungen mittheilen.“ Er verbeugte sich achtungsvoll gegen die anwesenden Offiziere. Dieselben verließen, Herrn Messenhauser an der Spitze, sofort das Zimmer.

Der General aber folgte ihnen nach wenigen Augenblicken, um sich mit Präsident Smolka nach dem Reichstagsausschusse zu begeben.

Nachdem der General die Ceremonie der Eidesleistung vollzogen, machte er dem Gesammtreichstag die offizielle Anzeige, wie er gesonnen, sein Hauptquartier in dem Schlosse Belvedere am Rennweg zu nehmen und daselbst ein Lager zu bilden. Der Herr Oberkommandant Messenhauser aber habe das seinige sofort aus der k. k. Hofstallburg in das fürstlich Schwarzenbergische Sommerpalais zu verlegen.

Siebentes Kapitel.

Das Lager und Hauptquartier in Belvedere.

Als der österreichische Feldmarschall Prinz Eugen von Savoyen im Jahre 1693 den Grundstein legte zu dem prachtvollen Schlosse „Belvedere" in Wien, seinem spätern Sommeraufenthalte, da ahnete er es wohl schwerlich, daß nach einem Zeitraum von mehr als ein und einem halben Jahrhundert ein Feldherr in demselben sein Hauptquartier aufschlagen würde, der mit gleicher Befähigung ausgerüstet wie er, und mit gleichem Glücke der Revolution für die Freiheit der Völker diente, wie er einst der Legitimität und dem Despotismus.

Prinz Eugen, der glorreiche Sieger von mehr als dreißig Schlachtfeldern, hat in so mancher Beziehung, trägt man den Zeitepochen und den Verhältnissen, in denen beide Männer gelebt, gehörige Rechnung, mit Bem eine merkwürdige Aehnlichkeit. Unbedingt wird der künftige Geschichtschreiber, welcher einst die kurze Zeitepoche der österreichischen Gesammtmonarchie und

deren Kronländer beschreibt, diese Aehnlichkeit finden und würdigen, denn dann wird er nicht mehr den Verlust des Leopold=Ordens IV. Klasse und die papierne Dankbarkeit einzubüßen fürchten.

Prinz Eugen von Savoyen glich dem General Bem in seiner äußeren Erscheinung in auffallender Weise. Er war ein kleiner, schwächlich gebauter, sehr magerer Mann*). Das einzig Schöne an diesem merkwürdigen Manne war der Blick seines klaren, geistreichen Auges. So wie Bem schlug er fast alle seine Schlachten und Gefechte auf ein und demselben Terrain gegen einen an Zahl weit überlegenen Feind; nur bedurfte der Prinz, um Siebenbürgen und die Bacska zu nehmen und zu behaupten, eben so vieler Jahre, als der andere Wochen. Er schlug sich gegen das türkische Kaiserreich, während Bem gegen Oesterreich und Rußland sich schlagen mußte, abgerechnet daß noch ein serbisches Korps die beiden Doppeladler unterstützte. Die Gewandtheit, schnell Truppen zu organisiren und dieselben kampffähig zu machen, besaß wohl noch kein Feldherr in so hohem Grade,

*) Bekanntlich lachte Ludwig **XIV.** dem Prinzen höhnisch in's Angesicht, als dieser ihn um die Stelle eines Oberst in einem Dragoner=Regiment bat, und sagte: „Wir wollen noch Etwas warten, Prinz, bis Sie mehr gewachsen sind." Prinz Eugen verließ nach dieser königl. Beleidigung Frankreich und trat in österreichische Dienste.

als Prinz Eugen und Bem. Auch Prinz Eugen war für die Verhältnisse der damaligen Zeit, wo sich die Geschützwaffe noch in ihren Kinderjahren befand, ein ausgezeichneter Artillerie-General gleich Bem. So wie dieser war auch der Prinz mitten im Kriege stets für die nächste Zukunft bedacht und schuf Werkstätten für Kriegsmaterial, Pulvermühlen, Salpeterfabriken rc. rc.*). Auch war er der erste österreichische Feldherr, welcher der damaligen grenzenlosen Langsamkeit des österreichischen Heerwesens eine schnellere Beweglichkeit gab, und durch rasche, forcirte Märsche öfter namhafte Erfolge errang.

Das Schloß Belvedere ist von dem fürstlich Schwarzenbergischen Sommerpalais nur durch einen großen, elegant angelegten und erhaltenen Garten getrennt, und dient zur Aufbewahrung einer ausgezeichneten Bildergallerie. Nur die die Gallerie beaufsichtigenden Personen bewohnen zwei kleine, flügelartig gebaute Häuser. Das Schloß Belvedere dominirt durch seine Lage die Stadt Wien, und kann füglich als guter militärischer Punkt gegen Wien betrachtet werden. Ob dasselbe es — ohne gute Be-

*) Dem Prinzen verdankt Oesterreich auch den Plan und die erste Ausführung der sogenannten Militärgrenze, die nach dem System dieses Feldherrn immer mehr und mehr vervollkommnet wurde.

setzung des sogenannten Lagerberges — auch für Wien ist, möge hier unerörtert bleiben. Diejenige Fronte des Schlosses, welche die Aussicht auf die Linienwälle und den nahe gelegenen Eisenbahnhof bietet, war im gegenwärtigen Augenblick der Platz, wo sich das Bem'sche Lager bildete.

Am 12. Oktober 1848 war vor dieser Fronte des Schlosses ein buntes, regsames Kriegsbild zu sehen. Unmittelbar vor der großen Portaltreppe, welche von hier aus in das Belvedere führt, und zur linken Seite des schönen Teiches, der wenige Schritte vor dem Eingange sich befindet, exerzirten Mobilgarden-Abtheilungen, die man seit wenigen Stunden erst geworben. Auf der entgegengesetzten Seite standen acht sechspfündige unbespannte Geschütze, welche zum Einexerziren der Bedienungsmannschaft benützt wurden. Bem inspicirte dieses Exerziren der Artillerie mit unermüdeter Geschäftigkeit, mit rastloser Bemühung selbst; jede Anordnung dafür erging direkt von ihm aus. Ein heiteres Lächeln strahlte aus seinen Zügen, und sein Auge leuchtete freundlich. Man sah es ihm an, daß er sich seit langen Jahren, die er in der Verbannung gelebt, zum ersten Male wieder wohl fühlte. Zu dem Eingange dieser Front des Belvederes (gewöhnlich die obere Seite genannt) führt, wie schon erwähnt, eine breite elegante Portaltreppe; einige Schritte von der Eingangsthüre im Innern

des Schlosses kömmt man zu einer abwärts gehenden Stiege, die fast zwei Dritttheile des innern Raumes einnimmt. Auf beiden Seiten neben derselben befinden sich Freitreppen, auf denen man in die oberen Stockwerke gelangt. Von der eben beschriebenen abwärts führenden Stiege gelangt man durch zwei hohe, breite Glasthüren in einen geräumigen Saal, welcher ein Rondell bildet. Es scheint dieß früher ein Familiensaal gewesen zu sein; denn gleich beim ersten flüchtigen Ueberblick fallen dem Beschauer die lebensgroßen Gemälde Maria Theresiens, Leopolds und des jungen Josephs auf, die in der Mauer selbst befestigt sind. Dieser Saal, dessen Wände und kuppelartige Decke von Geschmack und Pracht zeugen, bot im gegenwärtigen Augenblick einen etwas seltsamen Anblick: der mit kleinen Marmorplatten mosaikartig ausgelegte Fußboden war rings an den Wänden dick mit Stroh bedeckt, dessen zerwühltes Aussehen deutlich zeigte, daß hier das Wachtpiket des Hauptquartiers schon eine Nacht zugebracht. Ein einziger großer ordinärer Tisch stand dicht an einer Seite der Thüre, welche in die Zimmer des Hauptquartiers führte; eine Branntweinverkäuferin, ein Eßwaarenhändler und ein sogenannter Würstelmann hatten auf demselben ihr ambulantes Handelslokal aufgeschlagen. Die eben bezeichnete Thüre vom Haupteingange des Saales links führte in das Zimmer der Ordonnanz-

Offiziere und der Fortifikations-Abtheilung. Dieß Zimmer, welches in ruhigeren Zeiten den jungen Künstlern der Wiener Akademie zum Kopiren der in der Gallerie sich befindenden Originalgemälde angewiesen ist, bot jetzt ebenfalls einen andern Anblick dar. Es befanden sich in demselben vier Offiziere, von denen drei, welche die Uniform der polnischen Nationalgarde trugen, an einem langen Tische saßen, und sich emsig mit Abstecken einzelner Karten-Sectionen beschäftigten; der vierte, unbekümmert um die ernste Arbeit der andern, ging geräuschvoll, seinen Säbel neben sich schleppend, im Zimmer auf und nieder und pfiff einen Marsch.

Das Betragen des pfeifenden Offiziers, so wie seine abenteuerliche Uniformirung hatte etwas Verletzendes, das im Gegensatze zu der schlichten, ernsten Außenseite und dem Benehmen der polnischen Offiziere unangenehm abstach. Er war ein Mann von höchstens 25 Jahren, mittlerer Größe, schlank und elegant gebaut; das dichte schwarze Hauptthaar und die gebogene Nase, sowie der ganze Gesammteindruck seiner markirten Züge erinnerten auffallend an den asiatischen Typus. Er trug einen lichtblauen groben Reitspencer mit Achselklappen und einem scharlachrothen Kragen, an welchem sehr deutlich noch die Spuren zu sehen waren, daß erst kurze Zeit von demselben eine Unteroffizierstresse, in der Art wie sie

das preußische Heer trägt, herabgetrennt worden; eine weite Commißreithose, Sporenstiefel und eine kleine blaue Tellermütze ohne Schirm, welche, auf die Gefahr hin herabzufallen, im eigentlichsten Sinne nur an seinem rechten Ohre einen Stützpunkt fand, vollendeten die seltsame Eigenthümlichkeit dieser militärischen Erscheinung. Ein für seine Gestalt offenbar zu großer und schwerer Kavallerie-Säbel hing an einer plumpen rothjuchtenen Kuppel, nach welcher das ganze Zimmer roch, an seiner Hüfte, nebst der Offiziersschärpe der Wiener Nationalgarde.

Das Hauptquartier sah an diesem Tage genau so aus, wie es eben beschrieben wurde. Der Blauspencer war im Begriff, auf die Gefahr hin, ohne Antwort zu sprechen, eine Unterredung mit den drei Polen zu eröffnen, denn er blieb bereits stehen, hatte die Arme auf beide Hüften gestemmt und den Mund geöffnet, als die äußere Thüre des Ordonnanzzimmers geöffnet wurde, und ein Hauptmann der Nationalgarde hereintrat. Keiner der arbeitenden Polen ließ sich durch das Kommen des Offiziers in seiner Beschäftigung unterbrechen. Der stehende Offizier aber trat auf den Neuangekommenen mit vertraulicher Keckheit zu, und während er beide Hände in die Hosentaschen steckte, maß er denselben mit freundlich unverschämtem Lächeln von oben bis unten. In einem Tone, als ob er dem Hauptmann

der Nationalgarde schon Jahre lang bekannt sei, sagte er mit forcirt lauter Stimme: „Mein bester Kamerad, Sie wünschen wahrscheinlich mit General Bem zu sprechen? Ja, da werden Sie sich in Berücksichtigung, daß Sie nicht zur Artillerie gehören, schon noch eine gute Zeit gedulden müssen!" Er betonte das Ganze mit höhnischer Schärfe. Kaum hatte der kecke Jüngling seine vorlaute Rede geendet, so stand einer der polnischen Offiziere, seine Arbeit unterbrechend, von seinem Sitze auf, ein hoher schöner Mann mit bleichem ernsten Gesicht und pechschwarzen Augen und Bart. Nachdem er dem Sprecher einen raschen mißbilligenden Blick zugeworfen, wandte er sich verbindlich zu dem Hauptmann: „Mein Herr," sagte er in gebrochenem Deutsch, „haben Sie, ich bitte, die Güte, etwas hier sich zu verzögern; denn der Herr General wird sehr bald hierher zurückkehren." Er wies dabei auf ein altväterisches Sopha, das in schräger Richtung von der Eingangsthüre an der Wand stand. Der Hauptmann, dieser Einladung folgend, setzte sich und begann die Kartensektionen zu mustern, welche auf einem davorstehenden Tische in bunter Unordnung ausgebreitet lagen. Es trat wieder die vorige Stille ein. Dem jungen Lieutenant mit der Tellermütze schien diese Ruhe, welche im Zimmer herrschte, unerträglich; er warf sich geräuschvoll neben den Hauptmann auf das alte

Sopha nieder, daß es knackte, und mit jener der Neugier so unentbehrlichen Beharrlichkeit begann er von Neuem. „Sie sind wahrscheinlich aus dem Stabe des Herrn Kommandanten Messenhauser?“ Der Hauptmann schien die Frage des zudringlichen jungen Mannes zu überhören, denn er betrachtete ruhig ein Croquis, welches er in der Hand hielt, und antwortete nicht. Ohne sich jedoch dadurch im mindesten in seinem Vorhaben stören zu lassen, fuhr der beharrliche Frager mit unbeschreiblich geläufiger Suade fort: „Was mich betrifft, ich bin seit drei Stunden als Ordonnanz- und Fortifikationsoffizier in den Stab des Herrn General Bem eingetreten.“ „Ich gratulire Ihnen dazu!“ sagte der Hauptmann trocken, indem er die letzten Worte scharf betonte. „Mein Name ist Wehle,“ nahm der Unvermeidliche wieder das Wort, ohne die Ironie des Hauptmanns verstanden zu haben, „ich habe, wie Ihnen diese Uniform genugsam beweisen wird,“ er deutete bei diesen Worten mit seltsam imponirendem Stolze auf seinen blauen Kommißspencer, „früher im Offiziersrange in der Schleswig-Holsteinischen Armee gedient. Unter von der Tann machte ich das berühmte Gefecht bei Hobtrup mit. Ihr Name ist, Herr Hauptmann?“

Der Gardeoffizier war eben im Begriffe eine ausweichende Antwort zu geben, als er durch denselben polnischen Offizier, der ihn schon vorher vor

der zudringlichen Neugier des deutschen Stammverwandten zu retten gesucht, auf's Neue angesprochen ward.

„Haben Sie die Gefälligkeit, mir sogleich zu folgen, mein Herr." Er führte den Gardehauptmann in das anstoßende Zimmer, dessen Thüre derjenigen, durch die er eingetreten, gerade gegenüber lag; es war das Zimmer des General Bem. Mit der Hand auf einen Stuhl deutend, sagte er höflich: „Erwarten Sie gefälligst hier den Herrn General; es ist so bequemer für Sie, und besser für uns."

Er begab sich zu der offen gebliebenen Thüre wieder zurück an seine Arbeit und schloß das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Bem's Wohnung im Belvedere.

Der Nationalgardehauptmann war allein im Zimmer zurückgeblieben, allein in Bem's Zimmer. Nicht ohne einige Neugier blickte er um sich, was wohl verzeihlich war; denn sind es nicht gerade die nächsten Umgebungen eines Mannes, die uns am leichtesten mit seinen Gewohnheiten, Liebhabereien und Schwächen bekannt machen? und sind es nicht gerade diese, durch welche man am leichtesten über den Charakter eines Menschen Resultate gewinnen kann?

Bem's Zimmer, das er sich im Schlosse Belvedere zu seiner Wohnung bestimmt hatte, war ein Eckzimmer von mittlerer Größe, dessen Frontfenster nach dem untern Belvedere und dem Schwarzenbergischen Sommerpalais die Aussicht boten. Diesen Fenstern gegenüber befand sich eine offenstehende Tapetenthüre, durch welche man auf acht bis zehn Stufen in ein bedeutend höher gelegenes Gemach gelangte,

worin die Feldkanzlei des Generals eingerichtet war. Neben dieser Tapetenthür, wenn man den Frontfenstern den Rücken kehrte, war rechts in der Ecke das Bett des Generals angebracht, wenn man anders zwei auf den nackten Fußboden übereinander gelegte Roßhaarmatratzen so nennen kann. Auf dem obern Ende dieses einfachen Lagers, welches die die Wand berührte, lag ein keilförmiges Kissen; eine hirschlederne Decke überbreitete den übrigen Theil der Matratzen. Am unteren Ende des Lagers lag eine glatt zusammengelegte sogenannte Siebenbürger Kotzendecke. Ueber einem dicht am Lager stehenden Stuhle mit sehr hoher Rücklehne hing ein Schuppenpelz, der wahrscheinlich mit als Decke benützt wurde. Neben dem oberen Ende des Lagers aber, da wo das Keilkissen lag, stand eine umgestürzte kleine Kiste, die mit einer Serviette überbreitet war, und die Stelle des Tisches bei diesem niederen Lager vertrat. Auf der Kiste befand sich ein kleiner Rococohandleuchter von Silber, in welchem eine herabgebrannte Wachskerze stak. Daneben lag ein aufgeschlagenes Buch, in welches der General das lichtblaue Band einer polnischen Adlerdekoration als Lesezeichen gelegt hatte.

Der Nationalgardehauptmann trat unwillkürlich der kleinen Kiste näher, einen raschen Blick sowohl nach der Eingangsthüre, als der offen stehenden, die nach der Feldkanzlei führte, werfend; offenbar

fürchtete er beobachtet oder gestört zu werden. Rasch ergriff er das Buch, um zu erfahren, welche Lektüre den General noch so spät in der Nacht beschäftigt hatte, wie die heruntergebrannte Kerze zeigte. Er schlug das Titelblatt auf, es war ein Gebetbuch in französischer Sprache! Die aufgeschlagene Stelle eine Litanei an die heilige Jungfrau Maria. — Sichtbar überrascht legte der Hauptmann das Buch wieder an seinen alten Platz, und mit gerunzelter Stirne brummte er unmuthig in den Bart: „Saubere Lektüre das für einen General, namentlich in der gegenwärtigen Zeit. Auch ich liebe die Jungfrauen, und jeder Soldat soll sie lieben, aber ihre Heiligkeit ist langweilig.“

Dicht neben der Kiste standen drei Paar sehr blank gewichste Stiefel, unter denen die früher erwähnten Reiterstiefel sichtbar hervorstachen. In der entgegengesetzten Ecke des Zimmers auf der linken Seite der Tapetenthür war unmittelbar vor einem sehr großen altväterischen Kachelofen ein auffallend blank erhaltenes russisches Thee-Szammavoir auf einem runden Tisch aufgestellt, den ebenfalls eine Serviette überdeckte. Unfern der Frontfenster stand ein sehr großer ordinärer Tisch aus weichem Holz, von dem man ein Drittel der Füße abgesägt haben mußte, so nieder war er; ein riesiger Situationsplan von Wien und dessen nächsten Umgebungen lag aus-

gebreitet auf diesem niedern Tisch. Auf dem Plane selbst lag ein reich mit Damenstickerei elegant verziertes kleines Portefeuille, eine Lupe, ein seidenes Taschentuch, ein Stellzirkel und eine Boussole. Auf der einen Ecke des Tisches, dicht neben der Karte, stand eine große runde Schachtel ohne Deckel, die eine starke Quantität größerer und kleinerer Stecknadeln mit rothen und schwarzen Siegellackköpfen enthielt. An den Fensterriegeln zunächst der Eingangsthüre aus dem Offizierszimmer hingen zwei Handfernrohre in Lederfutteral. Unfern des niedern Tisches, fast am Fußende der Lagerstätte, stand ein sehr rein erhaltener Lederkoffer von mittlerer Größe, wie denn überhaupt in dem ganzen Zimmer eine Sauberkeit, ein Geist der Ordnung und Symmetrie herrschte, wie man bei einem Manne, welcher nur ein Zimmer bewohnt, selten antreffen wird.

Als der Offizier diese unerlaubte genaue Zimmerinspektion beendet, blickte er sichtlich überrascht ob dieser ärmlichen Einfachheit in dem Wohnzimmer des alten Generals, welchem auch jede Bequemlichkeit mangelte, nochmals von einem Gegenstand zum andern. „Ja," sagte er halblaut mit ernstem Blicke, „ja, du alter geprüfter Krieger, dir ist zu vertrauen; denn du bleibst dir, wie dieß Zimmer zeigt, in jeder Lage des Lebens gleich. Ein Mann, der so wohnt, wenn es nur eines Augenwinkes von seiner Seite

bedarf, um mit fürstlichem Luxus umgeben zu sein, ein solcher ist kein Diener seiner Gewohnheiten, kein Sklave seiner Leidenschaften. Ja, alter Held," fuhr der Offizier nach einer kleinen Pause zu sich selbst sprechend fort, „diese Einfachheit deiner Lebensweise spricht ein bedeutsames Urtheil über dich, den so oft verkannten und viel gehaßten Mann, den seine zahlreichen Feinde so gerne zu einem militärischen Abenteurer, der Welt und dereinst der Geschichte gegenüber, stempeln möchten; und zu denen auch ich gehörte," fügte er beschämt mit halblauter Stimme hinzu.

Das schnelle und geräuschvolle Oeffnen der äußern Thüre des Ordonnanzoffizierzimmers riß den Hauptmann aus seinen Betrachtungen empor. Er hörte eine Stimme, in der er sogleich die des Generals erkannte, mit heftig erregtem Tone überlaut die Worte sprechen: „Nein, nein, nein, mein Herr! Es ist nicht recht, sich zu der Ausführung von Arbeiten zu drängen, wozu man weder die Fähigkeiten noch die Kenntnisse besitzt!"

Die Thür, durch welche der Hauptmann eingetreten, ward ebenfalls rasch geöffnet. General Bem, in Begleitung von zwei jungen Offizieren und des vorher erwähnten blassen Polen, trat ein. Der General schien nicht eben angenehm überrascht zu sein, einen ihm persönlich unbekannten Offizier allein

in seinem Zimmer anzutreffen. Der Hauptmann, über den erstaunten und zugleich mißmuthigen Blick, womit ihn Bem maß, überrascht, trat nicht ohne einige Verlegenheit näher, um sich wegen seiner Anwesenheit zu entschuldigen. Ehe er jedoch noch ein Wort zu sprechen vermochte, hatte der blasse Adjutant bereits dem General den Grund, weßhalb der Hauptmann sich hier befinde, mitgetheilt; denn er sprach leise und eifrig einige Worte polnisch mit ihm. Bem nickte, während der Adjutant zu ihm sprach, zweimal leicht mit dem Haupte, als Zeichen der Zustimmung. Die beiden Offiziere, welche den General begleiteten, waren auffallend junge Männer; der, an welchen Bem die Worte gerichtet hatte, schien kaum das zwanzigste Jahr erreicht zu haben, er trug die Uniform der akademischen Legion. Der Andere, kaum um ein oder zwei Jahre älter als der Legionsoffizier, soll später mit genauerem Blicke betrachtet werden, da seine Persönlichkeit für den Leser keineswegs ohne Interesse sein dürfte.

Nochmals wandte sich der General zu dem Legionär. „Mein junger Freund,“ sagte er, wieder völlig ruhig geworden, indem er für einen Moment ihm die Hand auf die Schulter legte, „mein junger Freund, ich zürne Ihnen nicht mehr, obgleich Sie uns mit Ihrem unzeitigen Muthe keinen guten Dienst geleistet haben. Hätten Sie auch nur die

geringste Kenntniß des kleinen Krieges, dann würden Sie gewußt haben, daß man nicht aus einer festen Stellung debouchiren darf, um den Feind auf offenem Terrain anzugreifen, wenn man nicht gute und dem Gegner überlegene Unterstützung besitzt; sonst wird man selbst vertrieben, statt zu vertreiben. Der Kirchhof ist verloren, durch Ihre Schuld verloren."

Unwillkürlich nahm bei der Erinnerung an diesen Vorfall des Generals Gesicht eine sehr strenge Miene an, die sich in einem heftigen Roth auf des jungen Legionärs Wange widerspiegelte. Der General, dieß bemerkend, fuhr gelassener fort: „Jedoch, in Berücksichtigung Ihrer Unwissenheit und Ihres guten Willens, verdienen Sie Nachsicht. Ich werde Sie daher nicht strafen, obgleich ich es sollte. Legen Sie die Offiziersschärpe ab, nehmen Sie das Gewehr zur Hand, und treten Sie in die Reihen der braven Mobilgarde. Dort reicht Muth aus. Adieu!"

Der Legionsoffizier entfernte sich ziemlich niedergeschlagen. „Und Sie?" wandte er sich zu dem Hauptmann der Nationalgarde, der noch im Zimmer stand. Statt jeder Antwort überreichte dieser dem General zwei schriftliche Rapporte.

„Erwarten Sie Ihre Abfertigung," sagte er kurz, indem er mit der Hand auf die offene Tapetenthür wies. Der Gardehauptmann begab sich schweigend in die Feldkanzlei. Kaum hatte der Hauptmann das

Zimmer verlassen, als der General die Tapetenthüre zuwarf und verschloß.

„Nun zu Ihnen, mein lieber theurer Paul!" sagte er in sanftem Tone, den jungen Mann mit einem liebevollen und doch zugleich wehmüthigen Blicke betrachtend. „Was um aller Heiligen willen führt Sie hierher nach Wien? Was wollen Sie hier, in diesen entscheidenden Tagen hier, und in diesen Kleidern?"

Der General schien auf eine Antwort zu warten; als der Angeredete jedoch schwieg, nahm er ihn bei der Hand und frug nochmals.

„Sprechen Sie, sprechen Sie! mein guter sanfter Paul, ich zürne Ihnen ja nicht!"

Der Jüngling, an welchen diese liebevollen, mit besorgtem Tone gesprochenen Fragen gerichtet worden, war ein schlanker junger Mann von höchstens 22 Jahren. Sein kurzes, braunrothes Haar war natürlich gelockt und besaß einen auffallend schönen Glanz und große Weichheit. Die hohe, sehr weiße Stirne über den großen, lichtblauen Augen verlieh seinen sonst eben nicht regelmäßigen Zügen eine eigenthümlich liebenswürdige Anmuth und Freundlichkeit. Der Mund, zwar etwas groß, aber mit weißen, schön gestellten Zähnen besetzt, verbreitete, wenn er lächelte, eine unbefangene Liebenswürdigkeit über das ganze Gesicht; die Stirne ausgenommen, war dasselbe

sonnengebräunt und mit Sommersprossen überdeckt. Seine Kleidung bestand in einem feinen dunkelgrünen, enganschließenden Uniform-Ueberrock mit schwarzem Sammetkragen, eben solchen Aufschlägen und goldenen Subalternoffizier-Epauletten, auf denen drei silberne Sternchen die Charge des Oberlieutenants anzeigten; ferner einer lichtgrauen Reithose mit grünem Passepoil an der Seite, Sporenstiefeln und einer grünen Feldmütze.

Der junge Mann stand in sichtbarer Verlegenheit, das Auge zu Boden geschlagen, vor dem alten General; er hatte zweimal zum Sprechen angesetzt, allein die Stimme versagte ihm den Dienst. Bem, welcher dieß bemerkte, machte einige Gänge durch's Zimmer und ließ sich dann auf einen Stuhl nieder. Nach einer kleinen Pause begann er von Neuem:

„Wußten Sie, daß ich hier sei? und —" fügte er zögernd hinzu, „weiß Ihre verehrte Mutter, daß Sie sich hier befinden?"

Der Angeredete bekämpfte nach und nach die Befangenheit, welche ihn bisher verstummen gemacht, und antwortete mit fester, wenn auch nur halblauter Stimme:

„Nein, mein General! Weder meine gute Mutter, noch mein Vater, welche gegenwärtig in Warschau sind; weder mein Oberst, noch mein Eskadrons-

chef wissen es, daß ich meinen Garnisonsort Bialistock verlassen, und mich gegenwärtig hier befinde."

Bem zuckte unmerklich zusammen während der letzten Rede des jungen Mannes, und mit kaum zu verbergender Unruhe frug er gespannt: „Nun? Weiter, weiter!"

„Ich hörte von der glorreichen Erhebung des ungarischen Volkes, von der Erhebung Wiens, von der thätigen Theilnahme, welche sämmtliche Provinzen des österreichischen Kaiserstaats diesem heiligen Kampfe widmen. Ich beschloß ihn mitzufechten, diesen kühnen Kampf für die Freiheit der Völker!" sagte er mit erhobener Stimme, während sein leuchtendes Auge sich schwärmerisch gen Himmel wandte; „diesen Kampf, der, wenn er ein glorreicher wird, auch unserer unglücklichen, zertretenen Nation das heilige Gut der Freiheit bringen muß. Ich habe in Betracht dieser großen, göttlichen Sache einen verwegenen Schritt gethan, den ich fast zögere, Ihnen zu nennen, mein General." Er hielt inne, einen bittenden Blick auf Bem werfend, welcher mit sprachlosem Staunen ihm die Worte vom Munde gesogen.

„Reden Sie aus, sagen Sie mir Alles, fassen Sie Vertrauen zu mir, Sie wissen, welch rege Theilnahme ich für Ihre Familie hege."

„Ich bin Deserteur, mein General," fuhr Paul zögernd fort. „Ja, ich brach der Despotie meinen

gezwungenen Eid, um der heiligen Sache der Freiheit dienen zu können, und — wenn es die Verhältnisse wollen — ihr mein Blut, mein Leben zum Opfer darzubringen."

Bem hatte sich während der letzten Rede des jungen Paul mit der linken Hand, wie um sich zu stützen, an den großen Tisch gelehnt; seine Züge drückten Schmerz aus, und wie erschöpft ließ er das Haupt auf die Brust herabsinken; seine Rechte bedeckte beide Augen. Es entstand eine lange Pause, welche Paul nicht zu unterbrechen wagte.

Der General gab, nach und nach ruhiger werdend, diese Stellung auf, um Paul mit einem langen, ernsten und zugleich schwermüthigen Blicke zu betrachten. Seine Lippen umspielte ein leises Zucken, das sich nach und nach durch Worte belebte, die er wie träumend halblaut vor sich hinsprach. Sein Geist schien aus der fernen Vergangenheit die verblichenen Bilder der Jugend heraufzubeschwören. „Armer Paul!" murmelte er, ohne denselben anzusehen. „Ich sagte es ja immer, er paßt nicht für das Kriegshandwerk. Warum zertrat man gewaltsam diese reichen Blüthen des Gemüthes und der Poesie? Er gehört nicht in das wüste Treiben eines Schlachtfeldes; wie könnte er dort Befriedigung finden! Er gehört in weichere, ruhigere Verhältnisse; er bedarf eines Lebens, wo Arbeit und Genuß sich die Wage

halten, wo Ehrlichkeit und Offenheit ihn umgeben und ihn berechtigen, selbst ehrlich und offen zu sein, wo er liebt und geliebt wird von Verwandten und Freunden. Nein, nein, der Kriegerstand ist nicht für ihn!"

„Wie? Sie halten mich für einen Schwächling?!" fuhr Paul, das Selbstgespräch Bem's unterbrechend, heftig heraus.

Dieser sah ihn, wie aus einem festen Schlafe erwachend, verwundert und zweifelhaft an. Er reichte Paul die Hand und zog ihn auf einen Stuhl dicht neben dem seinigen nieder.

„Also auch Sie, mein armer Paul," begann er, indem er dem jungen Manne mit freundlicher Geberde die Haare aus dem Gesichte strich, „also auch Sie hat diese falsche Göttin „Freiheit" verführt, welche mir auf allen verschlungenen Pfaden meines unfruchtbaren Lebens verletzend entgegentrat, welche mir die tiefsten Wunden der Seele schlug und noch schlägt! Glauben Sie mir, mein theurer Paul," hub er nach einem kurzen Stillschweigen wieder an, „nicht diese sogenannte Freiheit ist es, welche die Völker zu beglücken vermag; nein! in der Ordnung, in der Humanität allein, gleichviel, wer sie ausübend handhabt, ob Einer, ob Viele, beruht das wahre Glück der Nationen! Geben Sie den Völkern diese volle unumschränkte Kraft des Handelns, welche Sie Freiheit nennen, und seien Sie versichert, jede Se-

kunde, welche der Menschheit schlägt, wird einen Mord, eine Todsünde bezeichnen!"

Paul sah den General ob des eben Gehörten mit unverhohlenem Staunen an. Er sah den General mit einem Blick an, welcher deutlich ausdrückte, er glaube, Bem wolle ihn prüfen, und spreche gegen seine Ueberzeugung. Es schien ihm undenkbar, daß ein Mann, der stets nur für die Revolution gefochten, dieser so viele Opfer gebracht, so oft für dieselbe ein Leben gewagt, von solchen Ansichten wirklich überzeugt sei.

Bem, welcher zu bemerken schien, was in dem Innern des jungen Pauls vorging, sagte lächelnd: „Ich erscheine Ihnen unbegreiflich, nicht wahr? Drängte mich die Zeit nicht, ich würde Ihnen Mehreres über diesen Gegenstand sagen, und Sie würden hoffentlich meine Ansichten begreifen und billigen. Doch lassen Sie uns jetzt nur von Ihren Angelegenheiten sprechen!" sagte er mit einem unterdrückten Seufzer. „Was thaten Sie, mein Freund?" sprach er mit ernstem, vorwurfsvollen Tone, „welche Sorge, welchen Schmerz bereiten Sie Ihrer verehrten Mutter durch diese unüberlegte Entfernung von Ihrem Regiment!"

Der junge Paul wollte sprechen.

„Ich weiß," hob der General, um dieß zu verhindern, sogleich wieder an, „ich weiß, daß kein

treuer Sohn unseres Vaterlandes, kein ächter Pole, dem doppelzüngigen Adler Rußlands mit seiner Ueberzeugung, mit seinem Herzen folgen kann. Ich weiß es aus eigener Erfahrung," fügte er mit leiserer Stimme hinzu. Er schwieg, sein Auge blickte düster auf den Boden; er stand auf, um — wie er es in der Gewohnheit hatte, wenn er über Etwas schnell ein Resultat gewinnen wollte — mit gesenktem Haupte langsam das Zimmer zu durchschreiten.

„Sie werden bei mir bleiben, Paul," sagte er nach einer kleinen Pause mit bestimmtem Tone, „ich ernenne Sie zu meinem Personal-Adjutanten, und werde Ihnen sogleich die Ernennung ausfertigen lassen. Sie werden stets um meine Person sein, mich nicht mehr verlassen, bis — —" setzte er zögernd hinzu, „bis es hier Ernst, wirklicher Ernst wird; dann werde ich Sie anderwärts beschäftigen, denn dann, dann dürfen Sie nicht mehr um meine Person sein!"

„Wie?!" rief der junge Mann lebhaft, sich selbst vergessend, mit funkelnden Augen, indem eine dunkle Röthe sein gebräuntes Antlitz überzog, „wie? in den Augenblicken der Gefahr, des Gefechts soll ich weggesandt werden, mein General? Ist das recht, ist das billig? Wodurch habe ich diese Schmach verdient, in den Stunden des Kampfes fortgeschickt zu werden, wie ein Feiger, wie ein Elender?"

„Ruhig, Paul!" unterbrach gelassen lächelnd der General des jungen Mannes leidenschaftliche Rede. „Ruhig, Sie haben mich mißverstanden; ich sagte Ihnen ja, Sie würden von jetzt an stets in meiner Nähe sein. Sie werden daher noch oft genug die Gelegenheit erhalten, um sich auszeichnen zu können, wenn es auch hier nicht sein darf. Glauben Sie, mein Freund, diese Begebenheiten hier in Wien sind nur das Vorspiel ernsterer Kämpfe, — Kämpfe, welche geeignet sein werden, im glücklichen Falle Europa eine andere, natürlichere Gestaltung zu geben, im unglücklichen aber, den Anfang eines Weltgewitters herauf zu beschwören, das, wenn auch scheinbar unterdrückt, stets von Neuem emporwüthen wird, bis in der letzten großen Explosion desselben der dritte Mann ein Fraß der Flamme sein wird und die Herren dieser Welt sich Löcher graben werden in die Erde vor Angst und Schrecken."

Der junge Paul stand wie versteinert über die Rede des Generals; er schien dessen Worte nicht vollkommen zu begreifen. Es schwebte ihm eine Frage auf den Lippen, als der General von Neuem begann:

„Uebrigens werden Sie nicht müßig sein, wenn man sich schlägt, Sie sollen von mir für einen Zweck verwendet werden, welcher meine persönliche Sicherheit betrifft, welcher Muth und Entschlossenheit erfordert, und keineswegs ohne persönliche Gefahr aus-

geführt werden kann. Sie sollen die Anordnungen für diesen unseren Rückzug zu geeigneter Zeit von mir erhalten, nicht jetzt, wenn sie gleich schon bereits vollkommen fertig hier sind." Er deutete bei diesen Worten auf die Stirn. „Ich wünsche sie jetzt noch nicht auf dem Papiere zu sehen, nicht früher als kurz vor dem Augenblicke ihrer Ausführung. Ja," fügte er wie zu sich selbst sprechend hinzu, indem er einen Gang durch's Zimmer machte, „diese Sache kann nur von kurzer Dauer sein: die gegenseitigen Kräfte sind zu ungleich. Dieser Kampf wird ein kurzer, wenn auch ein blutiger werden. Alle Intelligenz und Erfahrungen des Krieges nützen nur unbedeutend, wenn man so wie hier von allen Mitteln für den Kampf entblößt ist. — Wo wohnen Sie jetzt, Paul?" wandte er sich in verändertem Tone zu dem jungen Manne.

„Im Gasthofe zur Stadt Frankfurt," entgegnete dieser.

„Ich erwarte Sie noch vor Abend hier in meinem Hauptquartier. Haben Sie sich schon beritten gemacht? Sind Sie hinreichend bewaffnet?"

„Noch nicht, mein General; doch werde ich morgen mit dem Frühesten ....."

„Nein, nein!" fiel der General lebhaft ein, „lassen Sie mich für Alles sorgen, es macht mir Freude, für Sie sorgen zu können; lassen Sie mich

die Gelegenheit benutzen. Also noch vor Abend werden Sie zurückkehren, dann das Weitere."

Er reichte Paul freundlich die Hand hin, welche dieser leidenschaftlich an die Brust drückte und davon eilte.

Der General ging dicht hinter ihm in das Ordonnanzzimmer und sagte auf polnisch zu dem blassen Adjutanten: „Sagen Sie dem Herrn Hauptmann Beblowsky, daß er dafür sorge, daß in dem morgenden Tagesbefehl der Ernennung des Grafen Paul *** zu meinem Personal-Adjutanten erwähnt, und den verschiedenen Truppenkommandanten extra mitgetheilt werde, damit keine Irrungen entstehen. Auch soll er mir sogleich mittheilen, was die schriftlichen Rapporte des Nationalgardehauptmanns enthalten." Er ging nach diesen Worten in sein Zimmer zurück.

Kaum hatte der General die Thüre hinter sich geschlossen, so verfügte er sich an die Tapetenthür und frug, ob die Ordre an Oberst Jelowicky bereits angefertigt sei. Der dienstthuende Offizier der Kanzlei überreichte sie ihm. Nachdem er sie gelesen, murmelte er lächelnd: „So, mein bester Herr Oberst; auf diese Weise werden Sie verhindert sein, schlimme Streiche zu machen; es ist so besser," sagte er nach kurzem Bedenken, „denn es macht mir kein Vergnügen, den alten Mann erschießen zu lassen."

Er begab sich selbst in die Feldkanzlei und siegelte diese Ordre mit seinem Privatsiegel, worauf er sie in eine elegante Saffiantasche steckte, welche er seit Kurzem trug. In sein Zimmer zurückgekehrt, ging er längere Zeit schweigend auf und ab; er nahm das kleine Portefeuille, welches auf dem Situationsplan lag und betrachtete es längere Zeit schweigend. „Arme Mutter — arme Melanie," sagte er tief Athem holend, „ich fühle es, du würdest dem Schmerze unterliegen, wenn dieser dein einziger Sohn als ein Opfer des Krieges fiele; du würdest diesen Schlag des Schicksals nicht überleben. Es muß dieß verhindert werden," rief er mit lebhafterem Tone, während sein Gang rascher wurde, „verhindert werden um jeden Preis! Dieß möge der letzte Beweis meiner Freundschaft sein."

Er war an's Fenster getreten und lehnte seine Stirne gedankenvoll an die Scheibe. „Armer Paul, armes Kind, o, er wird sehr unglücklich werden; auch ihn hat sie verführt, die Heuchlerin, die schon so viele Brave elend gemacht, so vieles Glück zerstört hat; und weßhalb drängt sich Alles nach ihr, womit verführt sie die Welt? welche Vorstellung haben die Menschen eigentlich von ihr? was soll sie ihnen alles realisiren? Dem Volke Erlösung von jeder Last, jedem Zwang, der Jugend Verwirklichung ihrer Träume von Glück und Gleichheit, dem Denker aus-

schließliche Herrschaft der Vernunft, dem Schurken ungestrafte Willkür, und Allen Ordnung, Friede und Sicherheit! Ja, dieß sind die Vorstellungen, welche die Menschen von ihr haben," sagte er bitter lächelnd; „all dieß Widersprechende hoffen sie durch sie verwirklicht zu sehen. Thoren nur können dieß glauben! Leider besteht die Welt aber meist aus Thoren. Dieß macht sie so gefährlich. Darin besteht ihre Macht. — Nein! nie — nie, soll sie meine Fahne tragen; — eher unter als mit ihr gehen! Hat nicht die Geschichte uns belehrt, daß, wo sie sieghaft wurde, sie stets die Vorläuferin der Willkür, der Gewaltherrschaft, der Brutalität gewesen? Nein! nur Einer soll herrschen; ich will an diesem Narrenbabel nicht mitbauen."

Er schwieg, finster vor sich hinstarrend. Ein leises Klopfen störte ihn in seinen Betrachtungen. Der blasse Adjutant trat ein und meldete den Herrn Grafen A. Potocky, welcher, von noch zwei anderen Herren begleitet, die Ehre haben wolle, dem Herrn General seine Aufwartung zu machen.

„Aha! — Ein sicherer und zwei wahrscheinliche Verräther!" murmelte der General, indem er vom Fenster zurücktrat.

„Auch ist der Kommandant der akademischen Legion, Herr Oberst Aigner, hier, um sich zu melden,

und die Befehle des Herrn Generals in Empfang zu nehmen, mein General," meldete der Adjutant weiter.

„Sagen Sie den drei Herren, welche mir die Ehre ihres Besuches zugedacht, es sei mir sehr schmerzlich, in gegenwärtigem Augenblicke nicht das Glück haben zu können, sie zu empfangen." Der General lächelte bei diesen Worten auf seltsame Weise. „Ich behalte es mir für morgen neun Uhr vor, wenn der Rapport beendigt. Senden Sie auch sogleich, ich bitte, durch einen Ordonnanzoffizier diesen Brief an Herrn Oberst Jelowicky. Derselbe möge die Güte haben, ihn zu quittiren." Bem zog die Ordre, welche er kurz zuvor gesiegelt, aus der Saffiantasche, und übergab sie dem Adjutanten.

„Und Herr Oberst Aigner?" frug der blasse Adjutant nochmals, „darf dieser kommen?"

„Herein mit ihm!" entgegnete der General ziemlich unwirsch.

Neuntes Kapitel.

Der Kommandant der akademischen Legion.

Auf diesen Befehl hin öffnete der Adjutant die äußere Thüre. Ein Mann von schlankem und doch kräftigem Körperbau, welcher noch nicht die dreißiger Jahre erreicht hatte, trat ein. Sein großes, dunkelbraunes Auge ließ auf Energie und Offenheit schließen. In seinem länglichen blassen Gesichte waren verjährte Spuren einiger Blattern zu bemerken: eine hohe Stirn, regelmäßige Nase und proportionirter Mund, sowie ein schöner Schnurr- und Knebelbart machten den Gesammteindruck dieser Persönlichkeit zu einer zwar ernsten, doch nicht unfreundlichen Erscheinung, wozu namentlich das gelockte, volle Haupthaar von dunkelbrauner Farbe beitrug, welches ihm ohne alle Künstelei frei und natürlich über den Nacken wallte.

Oberst Aigner, denn dieser war es, trug die

Uniform seines Korps *). Er machte dem General eine achtungsvolle, aber kurze Verbeugung.

---

*) Für diejenigen Leser, welchen sowohl die Uniform als die Eintheilung dieses merkwürdigen Korps unbekannt sein sollte, diene Folgendes zur Nachricht:

Der Gesammtkörper der akademischen Legion bestand aus fünf kleineren Korps, von denen jedes einzelne einen eigenen Kommandanten erwählt hatte. Drei dieser Korps gehörten unmittelbar der Universität an; es waren dieß das Korps der Juristen, der Mediziner und der Philosophen, die sich durch die Anfangsbuchstaben **J.**, **M.** und **Ph.**, welche sie auf ihrer Kopfbedeckung trugen, von einander unterschieden. Die beiden anderen Korps, die in numerischer Zahl mindestens eben so stark, als die drei der Universität waren, bestanden aus den Schülern der polytechnischen Schule und der Künstlerakademie; sie trugen die ganz gleiche Uniform der Universitätskorps, und unterschieden sich nur: die Schüler der Polytechnik durch ein **P.**, die Mitglieder der Künstlerakademie durch ein **K.** Ein großer Fehler war der, daß dieses eben so ausgezeichnete als tapfere Korps eine Masse Personen unter sich aufgenommen hatte, welche allerdings zur Kunst, aber keineswegs an die Seite eines Gewehres gehörten. So waren z. B. in dem Korps der Akademiker ein großer Theil der Orchestermusiker aller Wiener Bühnen (die Hofbühne nicht ausgeschlossen), Schauspieler, Chorsänger und andere Individuen, deren Muth wie deren Gesinnung mehr als zweifelhaft war, und die viel Unheil anrichteten, viel Mißverständnisse und Uneinigkeit in dieß treffliche Korps brachten; in den Tagen der Gefahr aber Vergnügungs- und andere Reisen unternahmen. Nach Bem's eigenem Ausspruche hatte das Korps der Techniker, von denen ein Theil die Artillerie bediente, ein anderer in den Munitions- und anderen Werkstätten arbeitete, seine volle Zufriedenheit und Anerkennung, ein

„Ich komme, um Ihre Verfügung hinsichtlich meiner und meines Korps zu vernehmen, Herr General.“

Bem maß ihn mit einem langen wohlwollenden Blicke, ohne zu antworten. Herr Aigner, etwas betroffen durch die Art dieses Empfanges, schickte sich eben an, wieder das Wort zu ergreifen, als ihn der General durch die Frage: „Wie stark ist gegenwärtig Ihr Korps? ich bitte;“ dieser Mühe überhob.

„Im Augenblick wird es kaum über 1000 Mann sein,“ war die Antwort des Herrn Aigner. Hatte nun dieser das erste Wort seiner Entgegnung etwas

---

Ausspruch, der bei einem Manne, wie Bem, schwer zu verdienen war.

Die Uniform der akademischen Legion bestand in einem kurzen, dunkelblauen Waffenrock mit einem schmalen Stehkragen ohne irgend ein farbiges Abzeichen. Der einreihige Waffenrock hatte statt der weißen oder gelben Uniformknöpfe, welche die Wiener und die Nationalgarden der Provinz sich beigelegt, schwarze Hornknöpfe von gleicher Form; statt der militärischen Halsbinde trug die akademische Legion den Hemdkragen übergeschlagen. Ein schwarzer Filzhut mit breiter Krempe und niederem Kopf, von einem breiten Lederband eingefaßt, und der an der linken Seite aufgeschlagen mit der deutschen Kokarde verziert war, wurde von zwei langen vollen Federn überwogt. Das Riemenzeug bestand aus einem breiten Gürtel, an welchem die Patrontasche und das Seitengewehr angebracht waren. Auf dem vorderen Theile des Hutes trug Jeder den Buchstaben des Korps, bei welchem er eingetheilt.

bemerkbar markirt, oder war dem General die wahre Sachlage bereits bekannt, genug, seine zweite Frage, indem er Herrn Aigner forschend dabei anblickte, war: „Ist das Korps immer so stark gewesen?" Der Kommandant der akademischen Legion biß sich auf die Lippen, während eine tiefe Röthe für einige Sekunden sein Antlitz überzog. Jedoch sich schnell fassend, antwortete er mit fester und lauter Stimme: „Nein, Herr General, die sämmtlichen Korps der akademischen Legion waren früher über 5000 Mann stark, allein im gegenwärtigen Augenblick sind . . ." „Gut daß die Feigen weg sind," unterbrach Bem mit Lebhaftigkeit Herrn Aigner, um diesen in der Fortsetzung seiner Rede zu verhindern; ein sarkastisches Lächeln überzog bei diesen Worten die Züge des Generals, begleitet von einem verächtlichen Achselzucken.

„Welche ist die meinem Hauptquartier zunächst gelegene Kaserne?" frug der General von Neuem *).

„Die Heumarkt-Kaserne," entgegnete Oberst Aigner.

„Ganz gut. Geben Sie noch heute einen Befehl heraus, ich bitte, in welchem sämmtliche Mann-

*) Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß seit dem 6. Oktober sämmtliche Kasernen vom k. k. Militär verlassen waren, und alles Militär sich aus der Stadt zurückgezogen hatte.

schaft der noch bestehenden akademischen Legion sich in dieser Kaserne zu versammeln hat. Kaserniren Sie dort Ihr Korps, es ist so passender und besser. Lassen Sie dann genaue und verlässige Namenslisten anfertigen über den gegenwärtigen faktischen Bestand der Truppe. Bestimmen Sie dann einen Offizier, welcher den Dienst wirklich kennt, als Kasernen-Kommandanten; machen Sie ihn verantwortlich, daß täglich sechs bis acht Stunden exerzirt werde. Wir müssen mehr darauf sehen, kampffähige Leute zu bekommen, als manövrirfähige; dieß ist in unserer Lage weniger nothwendig. Schärfen Sie dem Kasernen-Kommandanten Strenge bei Dienstfehlern ein, Subordinationsvergehen bitte ich mir melden zu lassen. Ohne strenge Handhabung der Dienstordnung ist der Kriegerstand ein Unding. Noch im Laufe des heutigen Tages werde ich Ihnen mit Armeebefehl die Kriegsartikel zustellen lassen; sorgen Sie dafür, daß sie jeden Morgen beim Antreten zum Exerziren vorgelesen werden. Entfernen Sie, ich bitte, alle Individuen aus Ihrem Korps, die Ihnen als widerspenstig bekannt sind, damit wir nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden, sie erschießen zu lassen."

Oberst Aigner trat, als er dieß hörte, einen halben Schritt erschrocken zurück. Ohne dieß anscheinend zu bemerken, fuhr der General mit milderem, beinahe freundlichem Tone fort:

„Ich werde das Standrecht zwar nicht publiziren lassen, allein wo es nöthig wird, mit Strenge in Anwendung bringen. — Sie selbst, Herr Oberst," fuhr er nach einer kleinen Pause der Ueberlegung fort, indem er sich mit der Hand über Stirn und Augen strich, als wolle er sich noch Etwas bedenken, „Sie selbst werden die Güte haben, das Kommando der Leopoldstadt zu übernehmen; es ist dieß der wichtigste und gefahrvollste Punkt," sagte er, sich bei diesen Worten mit verbindlichem Lächeln gegen Herrn Aigner verneigend.

Oberst Aigner erwiderte diese Verneigung mit einem schwer zu beschreibenden, verblüfften Blick, während er emsig bemüht war, die Hauptsachen dieses mündlichen Befehls in seine Schreibtafel zu notiren.

„Wählen Sie, ich bitte," fuhr der General fort, „Ihr Hauptquartier in der Nähe jener Brücke, welche....." hiebei sah er auf den großen Situationsplan, „welche am Ausgange des rothen Thurmthores sich befindet, und beziehen Sie dasselbe sogleich, d. h. noch im Laufe des heutigen Tages. Lassen Sie mir sofort genau zu wissen thun, wo Sie es genommen, ich meine, in welcher Straße, in welchem Hause. Sorgen Sie ferner dafür, daß einige berittene Ordonnanzen in Ihr Hauptquartier kommen, damit Sie in der Lage sind, mir schnelle

Meldung zu senden, wenn sich etwas Außergewöhnliches im Bereiche Ihres Kommando's begeben sollte. Führen Sie, oder lassen Sie vielmehr eine genaue Inspektion über die in Ihrem Kommando liegenden Schanzen*) ausüben; halten Sie Ihre Adjutanten unter scharfer Kontrole; unternehmen Sie wenigstens zweimal eine eigene Inspektion der Schanzen, und zwar Abends zwischen zehn und eilf, und früh zwischen zwei und drei Uhr; lassen Sie pünktlich ablösen, und überraschen Sie zuweilen um diese Zeit. Kommen die Ablösungen nicht pünktlich, so machen Sie mir sofortige Meldung davon; ich werde es zu ändern wissen. Gegen Trunk, Schlaf und Insubordination üben Sie, ich bitte, eine rücksichtslose Strenge; jede Humanität und Nachsicht ist hier Thorheit und Schwäche, ich mache Sie hiefür verantwortlich; verstehen Sie mich, Herr Oberst?" sagte er mit ernstem Blick und scharfer Betonung.

Oberst Aigner murmelte verlegen einige Worte, welche wie: „zu Befehl, Herr General," klangen.

„Haben Sie einen geübten Adjutanten?" frug er in verändertem Tone.

---

*) Es ist seltsam: General Bem gebrauchte das Wort Barrikade nie; selbst in mündlichen und schriftlichen Befehlen sagte er: Die erste oder zweite Schanze der Jägerzeile 2c.

„Einen in der Feder wenigstens geübten," erwiderte Oberst Aigner.

„Sagen Sie ihm, ich wünsche zwar umfassende, aber gedrängte Rapporte. Wollen Sie vielleicht noch einen andern, der außer der Feder einige Militärkenntnisse besitzt, so werde ich Ihnen, sobald Sie Ihr neues Hauptquartier bezogen, einen solchen beordern. Lassen Sie morgen mit dem Frühesten durch eine Abtheilung von mindestens 160 Mann der akademischen Legion das Terrain des ....." der General bog sich bei diesen Worten abermals über die Karte, „des Augartens besetzen; schicken Sie gefälligst die dort aufgestellte Abtheilung der Nationalgarde weg, sie gehört einem Stadtviertel an; diese paßt nicht dorthin, ich werde Ihnen eine andere zusenden von der Vorstadt Wieden oder Jägerzeile. Lassen Sie beide Abtheilungen ein Bivouac beziehen; untersagen Sie jedoch streng alle Bivouacfeuer, alles Singen, allen Lärm. Sorgen Sie für pünktliche Ablösung Ihrer Leute, alle 24 Stunden; ich werde für die Ablösung der Garden Sorge tragen. Die Mannschaft Ihres Korps muß Lebensmittel für diese Frist mit sich führen, damit Keiner während der Dauer der Wacht dieselbe zu verlassen braucht. Haben Sie die Güte, die Feldwachten, sowie deren Soutiens so aufzustellen, daß ....." Als er dieß sagte, bog er sich neuerdings über die Karte, um Oberst Aigner seinen

Wunsch recht deutlich zu machen; dieser jedoch, welcher wahrscheinlich zum ersten Male in seinem Leben einen solch detaillirten Befehl erhielt, und dabei mit schwerem Herzen an die Verantwortlichkeit dachte, die dieser Befehl mit sich führte, sah den General mit unverhohlenem Staunen und zweifelhaften Blicken an. Da General Bem dieß bemerkte, fuhr er sogleich mit freundlichem Lächeln Herrn Aigner anblickend fort:

„Jedoch ich sende Ihnen ja einen Adjutanten; ich werde diesem Herrn den Auftrag geben, diese Kleinigkeiten in Ihrem Namen zu besorgen."

Er machte eine verabschiedende Bewegung mit der Hand, Oberst Aigner verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

„Gutes Material für einen Soldaten scheint dieser Mann zu besitzen," brummte er verdrießlich vor sich hin; „aber auch gar kein Wissen dafür; und diesen Mann, diesen Herrn Oberst muß ich zum Kommandanten des wichtigsten Platzes machen," fügte er tief Athem schöpfend hinzu, — „item, er meint es wenigstens ehrlich, hat guten Willen, und wie ich höre, Muth. Das ist in dieser Stadt etwas Seltenes, wo die Abzeichnung des Generalstabes fast identisch mit der Abzeichnung der Verräther ist."

Er bog sich nach diesem kurzen Selbstgespräch mit Aufmerksamkeit über den großen Situationsplan, nahm die Lupe zur Hand, stellte die offene Schachtel mit den Besteckadeln näher zu sich, und begann mit Emsigkeit zu arbeiten.

Zehntes Kapitel.

Eine diplomatische Zusammenkunft.

Oberst Jelowicky hatte schon am Tage zuvor auf Veranlassung General Bem's die Ernennung zum Chef der sämmtlichen Artillerie erhalten. Man hatte ihm interimistisch in einem Flügel der k. k. Hofburg (die Stallburg genannt), dicht neben den Appartements des Nationalgarde-Oberkommando's, einige Zimmer zur Disposition gestellt, nebst dem nöthigen Material an Instrumenten, Karten u. s. w.

In dem Augenblicke, als man dem Oberst Jelowicky die Ordre des General Bem übergab, war er nicht allein in seinem Zimmer. Jene drei Herren, die dem alten Feldherrn in seinem Hauptquartier einen Besuch zugedacht, der jedoch, wie wir wissen, war abgewiesen worden, befanden sich bei dem neuen Chef der Artillerie. Alle vier Herren saßen auf einem Sopha, vor welchem ein kleiner runder Tisch mit zwei leeren Weinflaschen und einigen Tellern stand, dicht in der Nähe eines großen Kachelofens.

Man hatte in diesen ein starkes Feuer gemacht, obwohl es draußen nicht sehr kalt war, so daß eine entsetzliche Hitze im Zimmer war. Die vier Herren schienen sich jedoch nichts destoweniger in dieser tropischen Temperatur ganz behaglich zu fühlen, und gaben dadurch einen schlagenden Beweis ihrer physiologischen Annäherung an die Reptilgattung. Oberst Jelowicky hielt die Bem'sche Ordre noch geöffnet in der Hand, heftige Rauchwolken mittelst einer eben neuangebrannten Cigarre über sie hinblasend und mit unstäten, wirren Blicken in derselben herumirrend. Die drei anderen Herren schwiegen und betrachteten nicht ohne neugierige Spannung die Züge des Obersten, die sich zwar sehr lebhaft bewegten, ohne aber einen bestimmten Ausdruck zu fixiren.

„Nun, was sagte ich?" fuhr Jelowicky mit fast schreiendem Tone und sich zum Lachen zwingend heraus, als er die Ordre zu Ende gelesen, „was sagte ich Ihnen, Graf Potocky? und Sie wollten es mir damals nicht glauben und widersprachen mir, und nun ist's doch so! Bem hat mir genau die Stellung gegeben, welche ich Ihnen bei unserer ersten Unterredung bezeichnete; ich werde alle Hände voll Arbeit haben, keinen Moment für mich übrig behalten, ohne auch nur das Mindeste selbstständig vollbringen zu können. Dabei hat er, wie ich eben gelesen, einen Personal-Adjutanten zu mir kommandirt,

den ich schon vor achtzehn Jahren als starren Republikaner haßte und verabscheute, obgleich derselbe ein kenntnißreicher, tüchtiger Offizier ist. Dieser wird sich an meine Fersen hängen, wird jeden meiner Schritte beobachten und Bem getreuen Rapport über dieselben abstatten."

„Sagen Sie, Oberst, könnte man diesen Menschen, ich meine diesen Ihren neuen Personal-Adjutanten, nicht bestechen, oder vielmehr gewinnen?" warf mit sehr vorlauter, quäkender Stimme einer der beiden Herren ein, in deren Begleitung Graf Potocky gekommen war, ein langer, magerer junger Mann mit einem Backenbart, der einem Kornfelde glich, wo die Aussaat bei sehr heftigem Sturme geschehen, und dessen Kopf geformt war wie ein Gummikopf, der von oben und unten einen starken Druck erlitten. Er warf während dieser Rede seine langen dürren Beine wie ein Paar Stelzen übereinander, daß es klapperte. Dieser reizende junge Mann, entsprossen aus dem Schoße der hohen deutschen Aristokratie, war von seiner hochgräflichen Familie nach Wien gesendet worden, um daselbst in der Gesandtschaftskanzlei eines sehr kleinen deutschen Königreichs seine ersten diplomatischen Katzensprünge zu versuchen.

„Nein, mein Herr Legationssekretär," entgegnete

Jelowicky kurz, einen kalten verächtlichen Blick dem deutschen Diplomaten zuwerfend.

„Und doch wäre diese Ansicht zu erwägen, die der Herr Graf B*** soeben aussprach; vielleicht läge es doch im Bereich des Möglichen, diesen Mann zu gewinnen; denken Sie doch ja darüber nach, mein guter, lieber Oberst."

Graf Potocky hatte das eben Gesagte mit freundlichem Tone, zu Jelowicky gewendet, gesprochen, indem er ihn mit einem bittenden Blicke ansah, der um einige Nachsicht für den gräflichen Rathgeber zu ersuchen schien.

„Man gibt ihm eine namhafte Summe in Gold und einen guten Paß," hob der Legationirende mit vieler Lebhaftigkeit von Neuem zu quäken an, froh, seine grüne diplomatische Weisheit durch Graf Potocky unterstützt zu sehen, während er mit der einen Hand durch das dünne weiche Haupthaar fuhr, welches so stark pomadirt war, daß es das Aussehen hatte, als ob er heftig schwitzte.

„Ich muß Sie wirklich allen Ernstes bitten, meine Herren, keine Voreiligkeiten und Unbesonnenheiten zu begehen!" rief der Oberst sichtbar verstimmt und aufgeregt mit ernster Stimme, dabei dem Legationssekretär einen Blick zuwerfend, der diesen veranlaßte, das kühne Auge zu Boden zu schlagen.

„Beurtheilen Sie, ersuche ich Sie höflichst, nicht

alle Menschen nach ein und demselben Maßstabe, meine Herren; ich will keineswegs bestreiten, daß in Ihrer Umgebung kein Individuum zu finden sein mag, welches einer namhaften Summe in Gold und einem gestempelten Papiere zu widerstehen vermag, einem Papiere, das ihm Sicherheit verspricht, ich sage: verspricht....." fügte er mit fast beleidigender Schärfe hinzu. „Allein ein Mann, der die heterogenen Grundsätze des Soldaten und Republikaners in sich zu vereinigen wußte, der in einem achtzehnjährigen Exil des Elends und der Entbehrungen seine Meinungen und Ansichten starr festhielt: ein solcher Mann, erlauben Sie mir, meine Herren, ein solcher ist durch derlei Sachen nicht zu gewinnen."

„Aber was machen wir dann, mein lieber, guter Oberst?" fragte Potocky ziemlich kleinlaut.

„Eben etwas Anderes," erwiderte Oberst Jelowicky trocken.

„Und das wäre —?" frug Potocky gespannt, von Neuem Hoffnung schöpfend.

„Ueberlassen Sie das mir, Herr Graf!" sagte Jelowicky, nachdenkend vor sich hinblickend. „Halten Sie mich übrigens, ich bitte, für nicht so unklug, daß ich einem Vogel Speck, oder einer Maus Vogelbeeren vorsetzen werde, wenn ich sie zu fangen beabsichtige. Zwar gibt es Fälle," setzte er mit seltsamem Lächeln hinzu, „wo auch Mäuse Speck, und Vögel

Vogelbeeren verschmähen, item, ich werde es versuchen. Nur um Eines muß ich Sie bitten, Herr Graf, und zwar eben so dringend als ernstlich . . ." Der Oberst sprach diese Worte mit leiserer Stimme als zuvor, indem er sich dicht zu Potocky's Ohr hinneigte. „Besuchen Sie mich seltener, und bringen Sie diese beiden Herren da nicht mehr zu mir, und wozu auch? Es würde dieß nur unnöthig Verdacht erregen, und geradezu alle unsere Pläne zerstören. Ihre öfteren Besuche kann ich im äußersten Falle mit der Landsmannschaft entschuldigen; aber die Besuche dieser beiden Herren — wie könnte ich diese vertreten? Ich beschwöre Sie nochmals, seien Sie vorsichtig, seien Sie verschwiegen, entäußern Sie sich Ihres unglückseligen Leichtsinns, sonst überleben wir beide nicht diese Zeit der Verwirrung und des Schreckens. Drängen Sie sich dafür in Bem's Nähe, halten Sie sich öfter in seinem Hauptquartier unter unsern Landsleuten auf."

„Ja, ganz recht, was ich Sie fragen wollte, Oberst!" unterbrach Graf Potocky rasch und mit lautem Tone die weisen Rathschläge des Letzteren.

„Still! nicht so heftig, nicht so laut!" brummte Jelowicky in verdrießlichem Tone, den Grafen in eine entfernte Fenstervertiefung ziehend.

„Ja, ich wollte Sie fragen," sagte der Graf mit leiserer Stimme von Neuem, sich dabei näher

zu Jelowicky beugend, „wo mit einem Male die vielen Offiziere von uns herkommen? Ich zählte in und um das Bem'sche Hauptquartier im Belvedere mindestens neun polnische Uniformen, und als ich mit den beiden Herren im Begriff war, wieder von dort wegzufahren, da der Herr General nicht so gnädig war, uns bei sich vorzulassen, besprachen sich zwei Offiziere am Eingange des Schlosses, obgleich sie die Uniform der akademischen Legion trugen, im elegantesten Warschauer Dialekt."

„Und das ahnen Sie nicht, Herr Graf?" lispelte der Oberst Potocky in's Ohr, ihn dann verwundert ansehend. „Das Komité hat sie gesendet, auch Viktor und Alexander sind hier." Oberst Jelowicky betonte die beiden Namen sehr bemerkbar.

„Viktor und Alexander?" wiederholte der Graf mit sichtbarem Erstaunen, einen neugierigen Blick auf den Oberst werfend. „Wer ist Viktor und Alexander? wer ist das?"

„O mein Gott!" stöhnte Jelowicky verzweiflungsvoll, beide Hände über der Brust zusammenschlagend. „Dieser kluge Mann will konspiriren, und kennt die beiden gefährlichsten Feinde seines Unternehmens auch nicht einmal dem Namen nach! Welch ein Leichtsinn, welch eine Unbesonnenheit von mir, Ihnen vertraut zu haben, Herr Graf!"

Nach einer Pause, die von Potocky nicht unterbrochen wurde, fuhr der Oberst fort: „Viktor und Alexander sind die beiden Haupt-Agenten des Komité für Deutschland, und" setzte er nach einigem Ueberlegen hinzu, „wahrscheinlich jetzt auch für Ungarn. Hüten Sie sich um Gotteswillen vor diesen Beiden. Käme einer von ihnen, in Folge Ihrer Unvorsichtigkeit, auf unsere Fährte, so könnten wir unser Testament machen. Diese beiden Herren, deren äußere Erscheinung in Manieren, Kleidung und Ausdrucksweise im Sprechen zwar eine ganz heterogene ist, sind in einem Punkte doch sehr einig, nämlich was die Revolution anbetrifft. Dabei sind beide gleich schlau, gleich vorsichtig und unerbittlich; ich werde Sie mit beiden bekannt machen. Spielen Sie in ihrer Gegenwart nicht etwa den Demokraten, sie würden dieß einem Potocky doch nicht glauben, und ihre Aufmerksamkeit auf Sie nur verdoppeln. Zeigen Sie sich eher verstimmt über die gegenwärtigen Verhältnisse hier; werfen Sie die höhnische Frage hin: Was Polen dabei wohl gewinnen würde, wenn hier die Revolution auch sieghaft wäre? Solche Aeußerungen wird man Ihnen vergeben, weil man sie vielleicht glaubt; denn Ihre patriotische Handlungsweise von Quotschalla im Jahre 1846 ist zum größten Glück nur sehr Wenigen bekannt, und auch diese Wenigen wissen nichts Zuverlässiges. Wenn ich Ihnen ferner

rathen soll, so hüten Sie sich ja, daß Niemand ein Einverständniß zwischen Ihnen und Ihren beiden ..."

Hier wurde das leise Gespräch des Oberst Jelowicky mit dem Grafen A. Potocky durch die beiden Begleiter des letzteren unterbrochen; die Herren wünschten sich zu verabschieden. Auch Potocky nahm diese günstige Gelegenheit wahr, um den langen Strafsermon, welcher ihn bereits zu langweilen begann, zu unterbrechen.

„Ich komme auf den Abend wieder zu Ihnen," flüsterte der Graf Jelowicky in's Ohr, als dieser die drei Herren höflich zur Thüre geleitete.

„Himmel und Hölle!" fuhr der Oberst wüthend empor, als er sich allein sah. „Man könnte beim Teufel wirklich allen Ernstes selbst Demokrat werden, wenn man diese erbärmlichen Vertreter der Souveränität näher zu betrachten gezwungen ist; dieser hochfahrende Graf Potocky, dessen angeborne Schlauheit durch seinen tollen Leichtsinn, seine Unbesonnenheit weit überwogen wird; — dieser elegante, vorlaute Graf V***, dieser unbefiederte diplomatische Hänfling, der, ohne den Sturm zu ahnen, welcher sich hier bald erheben wird, vorwitzig hineinfliegen will, und ihn zu regieren gedenkt; und gar dieser Dritte, dieser alte Baron N***, welcher nur deßhalb der klügste von diesem sauberen Kleeblatte ist, weil er stumm wie eine Auster und ernsthaft wie ein Strauß ist, dessen

beständiges Wackeln mit dem Kopfe eigentlich nur in China zu verstehen ist, dem man's an der spitzen Nase ansieht und an dem feinen odeur anriecht, daß er beim ersten Kanonenschusse die Krämpfe bekommt und hülflos daliegen wird, wie eine Wöchnerin. — Himmel und Hölle! — und diese sollen meine Beschützer, meine Erretter sein, wenn sich's um Leben oder Tod handelt. Muß nicht jeder Vernünftige mich verachten, daß ich mit solch vornehmem Pöbel mich so weit einlassen konnte, ihnen vertraute, mein Wohl und Wehe, ja selbst mein Leben in ihre Hände legte! — Ich Rasender, was that ich? Wie namenlos leichtsinnig handelte ich! — Aber nein! — nein — nein! — Im 54. Lebensjahre gibt es keinen Leichtsinn mehr; — da gibt es nur Schwäche oder Dummheit!"

Elftes Kapitel.

Der Personal-Adjutant.

Der Oberst hatte sich durch dieß leidenschaftliche Selbstgespräch immer mehr und mehr erregt, so zu sagen selbst in die Hitze geredet. Er war mit jedem Satze, den er gesprochen, lauter geworden, und rannte fast im Trabe das Zimmer auf und nieder, es gänzlich überhörend, daß schon zu zwei verschiedenen Malen an die Eingangsthüre seines Zimmers leise geklopft worden war. Mit lauter Stimme fuhr er daher in seinem Selbstgespräche wieder fort, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ihn Jemand hören könnte. „Und nun, zu dem Allen noch dieser verfluchte Personal-Adjutant, dieser kaltblütige, verwegene Zor***, welchem es ganz dasselbe ist, ob er einen Spatzen aus der Welt schafft oder einen Menschen, dieser fanatische Anhänger Bem's, dieser Trunkenbold . . .“

Der Oberst unterbrach plötzlich seine Schritte wie seine Worte. Nach einer kleinen Pause wiederholte er kaum hörbar: „Trunkenbold? — Ich hab's!

Ja, das geht! — Ja, mein lieber Freund, ja mein lieber Zor***" rief er höhnisch, „du sollst zu trinken bekommen, was und so viel du nur irgend willst, ich will es dir an nichts fehlen lassen!" Er hatte die letzten Worte wieder mit voller, lauter Stimme gesprochen; da klopfte es zum dritten Mal an die Zimmerthür, jedoch dießmal sehr stark.

Der Oberst schrak heftig zusammen, er machte eine Bewegung fast als habe er auf eine Schlange getreten; der Athem stockte ihm, er war unvermögend Herein! zu rufen, der Schreck hatte ihn für den Augenblick der Stimme beraubt. Nach einigen Momenten des Wartens, in denen er sich zu sammeln gesucht, öffnete er selbst die Thüre.

Ein hoher, herkulisch gebauter Mann in den Vierziger Jahren, mit lichtblondem Haar und sehr starkem Schnurr- und Knebelbart, trat in das Zimmer. Er trug einen sehr abgenützten Polenrock mit Schnüren, welchem im Laufe der Zeit nur sehr wenige von den vielen Knöpfen übrig geblieben waren, mit denen man ihn früher versehen. Eine hochrothe, viereckige kleine Nationalkappe, mit schwarzem Pelz verbrämt, saß schief auf seinem Haupte, als er militärisch grüßend in das Zimmer trat, und stach auf seltsame Weise von dem weißblonden Haare ab. Sein Gesicht hätte sich an Röthe mit der Nationalkappe leicht messen können; die Form desselben

war regelmäßig, ja edel. Wäre die Röthe an den passenden Stellen gewesen, man hätte es sogar mit dem Ausdrucke „schön" bezeichnen können, allein so...

Jelowicky sah den Eintretenden mit verblüfftem Staunen von oben bis unten an; obwohl er recht gut ahnen mochte, wer der eben Eingetretene sei, gab er sich doch das Ansehen, als wisse er es nicht, um dadurch seine Verlegenheit besser verbergen zu können.

„Wer sind Sie, mein Herr?" frug er.

Statt jeder Antwort überreichte der Blonde dem Oberst einen Brief. Schon während des Lesens bemühte sich Jelowicky freundlich zu lächeln; er nickte mehrmals wie zustimmend mit dem Kopfe, als sei er angenehm überrascht und mit dem Inhalte des Briefes vollkommen einverstanden. Als er zu Ende gelesen, reichte er dem Blonden sehr freundlich die Hand.

„Mein lieber, bester Zor***; ich bin eben so erstaunt als erfreut, Sie bei mir zu sehen, und bin dem Herrn General in der That sehr dankbar für die Aufmerksamkeit, welche er für mich hatte. Ich bedarf in Wahrheit eines geübten Adjutanten so nöthig, wie ein Fisch das Wasser; ich habe diesen Mangel schon im Laufe des heutigen Tages sehr schmerzlich empfunden, da hier ein großer Mangel an brauchbaren Offizieren ist."

„Der Herr General schreibt mir da," er öffnete bei diesen Worten den Brief wieder, den er soeben empfangen und bereits in mehrere kleine Einbiegungen während des Sprechens mit sichtbarer Verlegenheit zusammengebogen hatte, „General Bem schreibt mir, er habe Sie zu meinem Personal-Adjutanten mit dem Range eines Majors ernannt."

„Ich weiß," entgegnete Zor*** trocken, „ich werde stets die Ehre haben, um Ihre Person zu sein, Herr Oberst; der Herr General Bem sagte mir bereits davon. Ich werde Alles aufbieten, um das Vertrauen, welches man in mich setzt, zu rechtfertigen."

Jelowicky zuckte bei den letzten Worten des neuen Personal-Adjutanten etwas zusammen, jedoch schnell gefaßt rief er: „Kommen Sie, mein Bester, kommen Sie; setzen Sie sich und legen Sie ab, verbannen Sie alle Förmlichkeit; die Geschäfte für heute sind besorgt, und erst morgen werden wir mit einander dienstlich zu thun bekommen; lassen Sie uns eine fröhliche Stunde verleben, wir wollen uns der Zeiten erinnern, die so viel schöne Hoffnungen in uns geboren und leider zu Grabe getragen; wir wollen der freudigen, sowie der schmerzlichen Erinnerung eine Thür öffnen in unserm Gespräche."

Herr von Zor*** hatte seine Mütze, ohne ge-

rade viel Umstände zu machen, auf den Tisch geworfen und sich dicht neben den Oberst gesetzt.

„Wissen Sie auch,“ hub der Letztere an, „daß wir uns seit Praga nicht mehr gesehen; ich hätte Sie auf den ersten Blick gar nicht wieder erkannt, so sehr haben Sie sich verändert. Ja, ja, wir sind Beide älter geworden!“

„Um achtzehn Jahre, Herr Oberst!“ ergänzte Zor***.

„Haha!“ lachte Jelowicky mit forcirter Heiterkeit. „Aber beim Teufel, wir können hier doch nicht trocken sitzen bleiben; es liegt zwar keineswegs sonst in meiner Art, in einem Dienstbüreau zu trinken; aber einmal ist nicht immer, und zu Ehren eines alten Freundes und Kameraden darf man wohl schon einmal eine Ausnahme machen! Rufen Sie gefälligst, lieber Major, die Ordonnanz vom Gange herein!“

Zor*** that, was ihn der Oberst gebeten. Als die Ordonnanz eingetreten war, gab Jelowicky derselben die umfassendsten Befehle hinsichtlich der Erfrischungen, welche er sie zu besorgen bat. Als Zor*** hörte, daß von Champagner, italienischem Salat und dergleichen Leckereien die Rede war, unterbrach er Jelowicky.

„Mein Herr Oberst,“ sagte er freundlich, „wenn Sie soeben von Erfrischungen sprachen, die ich mit Ihnen die Ehre haben soll zu nehmen, so bitte ich,

was meine Person anbelangt, nicht um Champagner, italienischen Salat oder dergleichen: mir ist Grog, Schinken und ein Stück Brod weit lieber."

„Ganz wie und was Sie wollen, mein Freund!" entgegnete Jelowicky mit verbindlicher Zuvorkommenheit. Ein seltsames Lächeln, welches Zufriedenheit und Freude ausdrückte, überflog seine Züge, als Zor*** den Wunsch geäußert, anstatt des Champagners Grog trinken zu wollen. Sowie die Ordonnanz das Zimmer verlassen, setzten sich beide Männer wieder auf die eben verlassenen Plätze. Der Oberst wandte sich zu seinem Nachbar und, ihm freundlich eine Cigarre bietend, hub er an:

„Wo sahen wir uns doch zuletzt, mein lieber, theurer Freund?" Er suchte seiner Stimme hierbei etwas Cordial-vertrauliches zu geben. „Wenn ich nicht irre, so war es doch bei Praga, unmittelbar nach der Schlacht, als man Sie und Rutschinsky zu Eskadronschefs avancirte. Wurden Sie nicht auch dekorirt? Dieß sind nun schon volle achtzehn Jahr! Teufel, die Zeit fliegt!"

„Ja, mein Herr Oberst! es sind volle achtzehn Jahr; allein in einer Hinsicht sind Sie im Irrthum. Es war damals nicht das letzte Mal, daß ich Sie zu sehen die Ehre hatte."

„Wie?" entgegnete Jelowicky, „ich entsinne mich

nicht; wo haben Sie mich gesehen? Waren Sie in Algier?"

„Das nicht, mein Oberst, es war in Paris, vor 9 Jahren, im Palais royal Nr. 35."

„Ah, wirklich?" entgegnete der Oberst, „ich sah Sie damals nicht."

„Leicht möglich, denn Sie waren in sehr aufgeregter Gemüthsstimmung wegen eines jungen Engländers, der mit Ihnen Ecarté gespielt und behauptete, der Herr Oberst hätten sich sowohl während des Spieles selbst, als bei der Berechnung stark geirrt."

Jelowicky biß sich auf die Lippen, zwang sich jedoch zu einem lauten Lachen.

Zor*** schwieg, den Oberst dann und wann vermittelst eines raschen Seitenblicks beobachtend.

Man brachte die Erfrischungen. Mit äußerster Rührigkeit und mehr Eleganz, als man ihm zugetraut hätte, war der Oberst bemüht, den freundlichen, aufmerksamen Wirth zu spielen; er nöthigte Zor*** unaufhörlich zum Trinken, welcher Einladung auch dieser sehr bereitwillig Folge leistete. So viele sichtliche Mühe auch der Oberst anwandte, um ein freies, zwangloses Gespräch in Gang zu bringen, so bereitwillig ihm auch Zor*** in dieser Beziehung entgegen-

kam: es glückte nicht. Die Unterhaltung bewegte sich in aphoristischen Erinnerungen aus dem Insurrektions-Feldzuge vom Jahre dreißig. Mit ängstlicher Absichtlichkeit schienen Beide bemüht zu sein, mit keinem Worte weder der Verhältnisse Wiens, noch der Personen, die dabei betheiligt waren, zu erwähnen.

Eben war der Oberst im Begriff, seinem neuen Personal-Adjutanten das dreizehnte Glas Grog einzuschenken, als dieser aufstand, sich der ganzen Länge nach in die Höhe richtete, den Oberst mit einem seltsamen Blick betrachtend. Er verbeugte sich achtungsvoll und ruhig gegen Jelowicky, nahm seine Kappe vom Tisch und sagte: „Mein Herr Oberst! ich danke, ich trinke nicht mehr!"

„Abah!" sagte der Oberst, ihn mit Staunen betrachtend. „Sie werden doch beim Teufel nicht schon gehen wollen? Ich weiß, daß Sie der Mann nicht sind, welcher eine Sache halb macht, und wir haben erst die Hälfte der Arbeit gethan."

„Sie haben recht, Herr Oberst, ich thue keine Arbeit halb, jedoch ich werde nicht mehr trinken!"

Der Oberst stierte ihn mit verblüfften Blicken an. Zor***, der dieß bemerkte, fuhr gelassen fort:

„Ich weiß, daß man mich für einen Trunkenbold ausschreit, weil ich mehr trinke als andere

Leute; allein ich vertrage auch mehr als andere Leute. Uebrigens habe ich die Ehre, Ihnen zu versichern, Herr Oberst: Sie haben sich geirrt, Sie werden einen nüchternen Adjutanten an mir bekommen, welcher mit strenger Pünktlichkeit seine Pflichten erfüllen wird. Morgen Punkt acht Uhr habe ich die Ehre, mich bei Ihnen zum Dienst zu melden, Herr Oberst!"

Ohne irgend eine Erwiderung Jelowicky's abzuwarten, welcher starr und sprachlos da saß, verbeugte sich Zor*** militärisch und verließ das Zimmer.

Eine geraume Zeit verfloß, ehe Jelowicky sich von dem Schreck, den das Benehmen Zor***s bei ihm erzeugt, zu erholen vermochte. Er war wie gelähmt. Heftig beide Hände zusammenschlagend, rief er mit ängstlicher, leiser Stimme: „Ich bin entdeckt, ich bin durchschaut! — Wie kam der Satan Bem auf meine Fährte?" Diese Sätze rangen sich ruckweise, mit tiefen Seufzern untermischt, aus der beengten Brust hervor. Plötzlich von seinem Sitze emporspringend, rief er: „Weh mir, wenn er Beweise hat; — ich wäre verloren!"

Trost- und rathlos ging er raschen Schrittes das Zimmer auf und ab. Doch, wie sich besinnend, unterbrach er dieses heftige Herumgehen plötzlich, und rief: „Ha! ich muß Potocky davon unterrichten; vielleicht weiß er ein Gegenmittel für

dieß Gift; vielleicht kennt er eine Kraft, welche die Hand zu lähmen vermag, die uns das Todesnetz über das Haupt zu werfen im Begriff ist.“ Er eilte an den Schreibtisch, um seinem Freund und Bundesgenossen schleunige Mittheilung der Gefahr zu machen, welche Beide bedrohte. Er beschwor ihn, zu handeln, ehe es zu spät wäre.

Zwölftes Kapitel.

Viktor und Alexander.

Zur selben Zeit, als sich diese Begebenheiten in dem Büreau des Oberst Jelowicky zutrugen, hatte General Bem in seinem Hauptquartier Belvedere ebenfalls einen Besuch von drei Herren. Der Eine dieser drei ist bereits bekannt: — es war der Reichstagspräsident Smolka; die andern befanden sich zum ersten Mal in Wien. Beide Herren trugen elegante schwarze polnische Nationalröcke. Der ältere von ihnen, ein schlanker, hoher Mann, war mit äußerster Sorgfalt und Eleganz gekleidet; er hatte bereits stark die Vierzig überschritten. Sein lichtbraunes Haar war nach der letzten Mode frisirt; er trug eine goldene Brille, einen gut gepflegten kleinen Schnurr- und Backenbart, was seinen bleichen, kränklichen Zügen den Ausdruck des Diplomaten verlieh. Die schmalen Lippen markirten sehr häufig ein leichtes Lächeln, was jedoch weit mehr deßhalb zu geschehen schien, um seine außerordentlich schön gestellten weißen Zähne

zu zeigen, als um eine Empfindung auszudrücken; er lachte wörtlich nur mit den Lippen. In seinem lichtbraunen großen Auge wohnte ein Ernst, welcher den schneidendsten Kontrast zum Lächeln seines Mundes bot. Der Schwung der auffallend feinen und dünnen Adlernase, sowie die hohe, nicht sehr breite weiße Stirne, gaben dem ganzen Antlitz etwas unheimlich Starres. Ohne großer Psycholog zu sein, sah man es diesen Zügen an, daß bereits alle Leidenschaften in ihnen gewühlt, allein durch eine höhere Kraft besiegt worden waren.

Der Andere, ein kleiner, breitschulteriger Mann in den Zwanzigen, sah, obgleich eben so elegant gekleidet wie der ältere, bedeutend vulgärer aus. Sein ebenfalls bleiches, jedoch breites, knochiges Gesicht war auf abschreckende Weise von Blatternarben zerrissen. Eine kurze Stutznase, unter der ein schwarzer struppiger Schnurrbart saß, sowie das zwar nicht große, aber äußerst lebhafte dunkle Auge, über welchem buschige Augenbraunen fest über der Nase zusammengewachsen waren, gaben ihm etwas Wildverwegenes. Er trug das schwarze Haar kurz geschnitten, welches an mehrern Stellen, trotz seiner Jugend, schon Spuren zeigte, daß es grau zu werden begann. Sein sehr kurzer Hals ließ die kleine Figur noch kleiner erscheinen. Im schreiendsten Gegensatze zu dem vorher beschriebenen Herrn, welcher

sich mit außerordentlicher Eleganz und Leichtigkeit, aber sehr wenig bewegte, focht dieser mit Händen und Armen um sich herum. Er trug keine Handschuhe und die breiten, harten Hände zeigten, daß sie schon viel gearbeitet.

Alle drei Herren saßen im Hintergrunde des früher beschriebenen Zimmers, welches der General bewohnte, den Rücken gegen die Tapetenthür gewendet. Der General hatte den Stuhl, den er früher eingenommen, verlassen und ging vor ihnen heftig im Zimmer umher. Es schien eine große Mißstimmung obzuwalten; denn schon längere Zeit hatte man geschwiegen. Der General unterbrach plötzlich sein Auf- und Abgehen, und, beide Hände auf dem Rücken zusammengelegt, trat er auf die beiden zuletzt beschriebenen Herren hin, auf deren Zügen ein sichtbares Mißvergnügen ruhte, welches sie auch keineswegs zu verbergen strebten, und mit von Wuth erregter Stimme sagte er, indem seine Züge ein Lächeln annahmen, zusammengesetzt aus Stolz und Hohn: „Also diese Herren sind nicht mit mir zufrieden? — diese Herren, — welche vor wenigen Stunden erst angekommen sind und die Verhältnisse hier so gut wie gar nicht kennen, wagen es, mir zu sagen, Sie wären nicht mit mir zufrieden; trotzdem, daß Sie wissen, ich habe erst vor zwei Tagen das

Kommando übernommen, wagen Sie, dieß mir zu sagen!"

„Nicht in unserm Namen, sondern im Namen und Auftrage des Komité sagten wir es; — wir würden es nicht gewagt haben, mein General!"

Diese Worte hatte der Aeltere der Beiden mit vollkommener Ruhe und mit einem ehrerbietigen Tone gesprochen, während der Jüngere heftig seinen Mechanikhut auf- und zuklappte.

„Vergeben Sie!" sagte der General nach einer Pause, „ich war heftig und das war unrecht; um so mehr unrecht, wenn man einen 55jährigen Kopf auf den Schultern trägt; trotzdem bin ich der Ansicht, daß es weit leichter ist, Mißvergnügen auszudrücken, als die Ursache des Mißvergnügens zu heben. Lassen Sie uns ruhig sprechen, ruhig erwägen, was bereits nach Ihren Ansichten hätte geschehen sollen, und was noch zu geschehen hat."

„Es ist die Ansicht des Komité, daß man von vorne herein die Cernirung der Stadt nicht vollenden lasse, damit nicht eine Sache mit Einem Male und gänzlich erdrückt werde, welche die Hauptbasis dieser Revolution ist. Wie dieß zu bewerkstelligen: — ist die Sache Ew. Excellenz, deren Feldherrntalent ein europäisches ist."

Der General hatte während dieser Rede den Sprecher mit scharfem Blicke gemessen.

„Unter Fürst Windischgrätz zieht sich in wenigen Tagen eine Macht von mindestens 80,000 Mann und 200 Geschützen um Wien zusammen; diese Truppen sind alte gediente Leute, ihre Offiziere durchschnittlich gebildet, kurz, der Organismus ist da. Geben Sie mir die Hälfte dieser Kräfte, und ich verpflichte mich, dem anrückenden Heere entgegenzugehen, dasselbe zu schlagen, Wien zu behaupten und Se. Majestät Ferdinand den Gütigen von Olmütz nach Wien zu holen, und zwar binnen sechs Wochen. Habe ich gelogen, so schicken Sie mich zur Guillotine. Aber ich allein kann keine Armeen aufhalten, ich bin alt, und habe nur zwei Arme!"

Bem schwieg, nachdem er dieß gesprochen; sein Auge leuchtete wild und unheimlich. Die kleinen rothen Fleckchen, welche sich auf beiden Backenknochen zu bilden pflegten, sobald ein Affekt sein Inneres erregte, hatten fast das ganze Gesicht überzogen; die Lippen waren dicht auf einander gepreßt, ein leises Zucken bewegte sie zeitweise; der Gesammtausdruck seiner Züge hatte etwas Leichenhaftes, wie wenn ein Mensch in der Stunde seines Hinscheidens noch mit einem heftigen Fieber zu ringen hat.

„Mein General," hub der Jüngere an, „ich fühle, wie gerecht theilweise Ihr Unmuth ist. Fern sei es von mir, in Ihre ausgezeichneten Kenntnisse oder Ihren warmen Eifer für die Sache den min-

desten Zweifel zu setzen; jedoch mit derselben Offenheit, mit der ich Ihnen diese Ansichten mittheile, werde ich mir auch erlauben, Sie mit den entgegengesetzten bekannt zu machen, welche ich hege."

„Ich bin begierig," warf der General sardonisch lächelnd ein.

„Das Komité, wie wir, ist fest überzeugt, daß der Bürgergeneral Bem nichts verabsäumt hat, nichts verabsäumen wird, was das Militärische, was das Diplomatische anbelangt; die Meldung, welche Sie dem Komité von Ihren schriftlichen und mündlichen Beziehungen, die Sie durch Pultsky mit Kossuth eingegangen, gemacht, geben den schlagendsten Beweis dafür. Allein die Revolution an und für sich selbst, — die Insurrektion haben Sie verabsäumt. Sie mußten sich mit dem demokratischen Zentralkomité hierselbst, mit Tausenau und Konsorten in Verbindung setzen, mußten durch dieselben Volksversammlungen hervorrufen, mußten das Volk — nicht das allein in Wien — bewaffnen und in's Land hinaus bringen! Jede Revolution gleicht einer Lavine, man muß ihr Luft, man muß ihr Raum verschaffen, daß sie immer größer werde, daß sie ihren Zweck erfülle und Alles mit der Gewalt des Sturmes mit sich reiße; erst wenn sie ausgetobt hat, kann man die Elemente sondern und aus ihnen ein Heer schaffen, ein Heer mit Disziplin, ein Heer

mit Kanonen. Warum thaten Sie das nicht, mein General?"

Bem hatte den Redner ruhig angehört, ohne ihn anzusehen. Als dieser geredet, sagte er mit einer Kälte, die fast beleidigend zu nennen war: „Mein Herr . . ."

„Bürger!" ergänzte der Vorige.

„Also — mein Bürger," wiederholte Bem, sarkastisch lächelnd, „ich bin nach dem Willen des Komité hier; denn schwerlich würden mich die dringenden Briefe meines sehr werthen Freundes Smolka hierher geführt haben. Das Komité sandte mir durch Herrn Grafen R*** den schriftlichen Befehl, mich sofort nach Wien zu begeben, um daselbst das Oberkommando zu übernehmen und diesen Platz so lange als möglich zu halten, damit es gelinge, mir Entsatz zu senden. Ich leistete bis jetzt und werde ferner dem Willen des Komité unbedingt Folge leisten. Ich werde Wien halten — oder mit Wien fallen. Da jedoch jeder Mensch in dieser Welt eine gewisse Sphäre hat, in die ihn sein Talent, wie seine Fähigkeiten weisen, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich weder Volksversammlungen abzuhalten, noch in Berücksichtigung meiner schwachen Brust Prologe zu sprechen vermögend bin; ich werde so frei sein, das Komité zu bitten, mit diesem Geschäfte Jemand anders zu beauftragen."

Smolka blickte den General, während er dies sprach, theilnehmend und besorgt an; die beiden Herren schwiegen.

„Ich weiß,“ begann nach einer Pause Viktor, der Aeltere, „Ew. Excellenz lieben die Revolutionen nicht — Sie lieben nur den Krieg.“

„Jede Erhebung, die über 48 Stunden Dauer hat, wird zum Krieg, und da ich, wie Sie sagen, den Krieg liebe, so muß ich auch die Ursache zum Kriege lieben. Was ich nicht liebe — ich läugne es nicht — sind die redenden Helden, ich liebe die handelnden; diese Arbeit wünsche ich vollendet zu sehen, wenn ich in's Schachbrett gerufen werde, die Gährung muß bereits beseitigt sein. Mit einer Volksversammlung kann man nicht fechten, mit einer Lavine kein Heer aufhalten; man kann mit derselben einen Theil des Heeres begraben, wenn es zufällig in den Bereich der Lavine kömmt, aber keineswegs ein ganzes Heer verschütten; der übrig gebliebene Theil würde doch auf derselben seine Wachtfeuer und Bivouaks errichten.“

Es entstand eine peinliche Stille. Viktor zog den eleganten Glacehandschuh wieder an, den er von der einen Hand abgezogen, und stand auf; die andern Herren erhoben sich mit ihm. Statt jeder Entgegnung auf die Rede des Generals sagte er höflich:

„Ich bitte um Verhaltungsbefehle, Excellenz! Sie wissen, meine Vollmacht ist hier erloschen, ich habe jetzt von Ihnen Befehle zu empfangen; haben Sie die Güte zu bestimmen, ob wir gleich, oder wann wir nach Ungarn abreisen sollen."

„Ah, ganz recht!" rief der General wie sich besinnend, — „Ungarn! Warum sandte man mich nicht nach Ungarn? — Dort hätte ich Großes wirken können!"

„Und Wen hätte das Komité nach Wien senden sollen, Ew. Excellenz? Der schwierigsten Aufgabe müssen die besten Kräfte gewidmet werden," entgegnete Viktor, sich mit verbindlichem Lächeln gegen den General verbeugend.

„Und warum mußte es just Visocky sein?" hub der General von Neuem an, ohne dieß Kompliment zu beachten, „konnte man nicht einen Andern senden? Wissen Sie, mein Herr, daß Sie mit dieser Mission beinahe das ganze Schicksal einer edeln Nation in die Hände dieses Mannes gelegt haben? Warum sandten Sie just ihn?"

„Weil er der Tauglichste für dieses Geschäft ist, mein General," antwortete Viktor vollkommen ruhig, „weil Visocky zwar ein theoretisch ausgezeichneter Offizier, aber keineswegs ein praktisch guter Feldherr ist. Ungarn bedarf dringend eines Mannes wie Visocky."

„Und wann trifft er in seiner neuen Stellung ein?“ unterbrach Bem die Rede Viktors.

„In längstens acht Tagen reist er ab.“

„Konnte man ihm nicht beim Geniewesen, im Generalstabe eine seinem Range angemessene Verwendung geben?“

„Es wäre dieß unpassend gewesen, mein General,“ entgegnete Viktor. „Ungarn bedarf eines Organisateurs für die Bildung seiner Armee äußerst dringend. Daß Visocky dieß aus dem Grunde versteht, ist eine bereits erwiesene Thatsache; auch hat kaum irgend ein Offizier von seiner Erfahrung, seinem Wissen, bei einer so rastlosen Thätigkeit, so viel Ausdauer und Geduld wie er.“

Bem ging schweigend eine Zeit lang auf und ab. Plötzlich wandte er sich mit der Frage zu Viktor:

„Und Dembinsky? was ist's mit ihm?“

„Er ist unpäßlich, mein General,“ war die Antwort Viktors. „So wie er zu reisen vermag, wird auch er abgehen, um ein Kommando in Ungarn zu übernehmen.“

„Unpäßlich?“ warf Bem mit scharfem Tone hin.

„Unpäßlich!“ wiederholte Viktor ruhig, aber ernst und bestimmt; „er ist ein alter Herr, mein General, über zehn Jahr älter als Ew. Excellenz, und nicht von so ausdauernder Gesundheit.“

„Und sehr bequem!“ fügte General Bem mit sehr pikirtem Tone hinzu.

Viktor, der die Unersprießlichkeit einsehen mochte, welche eine längere Fortsetzung des Gesprächs bei der Stimmung des Generals haben mochte, zog die Uhr, knöpfte den Rock zu, und frug nochmals mit höflicher Verbeugung: „Wann befehlen Excellenz, daß wir reisen?“

„Morgen früh!“ sagte Bem kurz; „noch heute werde ich Ihnen Briefe nach Ungarn und die nöthigen Passirscheine für unsere Vorposten durch einen meiner Adjutanten übersenden lassen.“

Viktor und Alexander machten dem General eine tiefe Verbeugung, um sich zu beurlauben. Der General erwiderte dieselbe und sagte lächelnd:

„Schlafen Sie gesund, meine Herren, und träumen Sie von Visocky und Dembinsky!“

Die Herren Viktor und Alexander verließen das Zimmer, ohne auch nur im mindesten in ihren Zügen Empfindlichkeit oder Aerger über das so ungewöhnliche Betragen Bem's zu äußern. Bem und Smolka blieben allein.

Dreizehntes Kapitel.

Keine Illusionen.

Kaum hatte sich die Thüre des Zimmers hinter den beiden Herren wieder geschlossen, so wandte sich der General mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zu Präsident Smolka. „Mein Freund! schon seit gestern wünschte ich einige Worte ungestört mit Ihnen sprechen zu können; leider fand sich die Gelegenheit nicht dazu, lassen Sie uns daher den gegenwärtigen Moment benützen, der sich vielleicht nicht so leicht wiederfinden möchte.“

„Ich bin ganz zu Ihrem Befehl, Herr General!“ antwortete Smolka.

„Was ich jetzt mit Ihnen zu besprechen habe, mein Freund,“ fuhr der General fort, „betrifft die nothwendigen Anstalten für meine Flucht.“

„Flucht?!“ wiederholte Smolka, erschrocken von seinem Sitze aufspringend.

„Oder für meine Abreise, wenn Ihnen dieser Ausdruck nicht gefällt, sobald hier das Drama

zu Ende gespielt sein wird," sagte der General unbefangen.

Präsident Smolka sah ihn mit wehmüthigen Blicken an.

„Lassen Sie uns offen sprechen, mein Freund," nahm Bem wieder das Wort. „Sie sind, ich weiß es, selbst davon überzeugt, daß ich gewiß, so weit es von mir abhängt, Alles aufbieten werde, um diese Sache sieghaft und mit Ehren zu Ende zu bringen; allein mit jeder neuen Meldung, welche ich erhalte, überzeuge ich mich mehr und mehr von der Unmöglichkeit eines hartnäckigen und dauernden Widerstandes. Nicht nur, daß das Gesammtmaterial, welches wir für diesen Zweck besitzen, ein höchst geringes und lückenhaftes ist, nein! Anderes — weit Schlimmeres, tritt hier uns hindernd in den Weg."

„Und dieß wäre?" frug Präsident Smolka gespannt.

„Es fehlt dieser Erhebung hier der Ernst!"

„O, mein General," entgegnete Smolka mit leidenschaftlicher Lebhaftigkeit, „glauben Sie das nicht! Wären Sie nur wenige Tage früher gekommen, hätten Sie die hohe Begeisterung gesehen, welche . . ."

„Ich gebe nichts auf Begeisterung, mein Freund, weil ich nicht an sie glaube; wenigstens nicht für die Dauer an sie glaube."

Präsident Smolka blickte den General mit sprachloser Verwunderung an.

„Begeisterung," fuhr der General ruhig fort, ohne sich im mindesten durch die Miene des Präsidenten stören zu lassen, „Begeisterung ist ganz gut, ist sogar nothwendig; allein sie muß unmittelbar vor der Schlacht da sein, wenn die Treffen bereits aufgestellt, wenn Keiner mit seiner Begeisterung mehr weg kann, wenn Jeder durch die eiserne Nothwendigkeit gezwungen wird, vor seiner Umgebung die Resultate seiner Begeisterung darzuthun, wo endlich der Trieb der Selbsterhaltung dieser Begeisterung zu Hülfe kommt."

„Sie sind zu streng, mein General!" warf Smolka ein, „und" — setzte er zögernd hinzu „und — sehr bitter!"

„Nur wahr!" sagte Bem rasch. „Ich sehe nur ohne das Vergrößerungsglas der Phantasie — der eigenen Wünsche; die unerbittlichste Logik waltet im Kriege!"

„Sollten Sie sich dennoch nicht täuschen, mein General? Sie kennen noch nicht die hingebende Treue, die Aufopferungsfähigkeit, die kühne Tapferkeit dieses herrlichen Volkes hier!"

„Es soll mir ganz angenehm sein, die letztere kennen zu lernen. Nennen Sie übrigens, ich bitte, diese Residenzleute kein Volk, denn das ist kein Volk.

Es wird hier sein wie eben überall: die Jugend — und die Armuth werden sich schlagen — sonst Niemand. Ich kenne Das. Doch lassen Sie uns zum Zwecke dieses Gespräches kommen, und machen Sie, ich bitte, keine Einwendung mehr, bis ich geendet. Das Schachspiel der Gedanken ist unendlich. Sorgen Sie dafür," fuhr der General fort, „daß an einen bestimmten Ort eine Summe in Gold niedergelegt werde, deren ich mich im äußersten Falle bedienen kann; sorgen Sie ferner dafür, daß ich . . ."

„Ich habe bereits für Alles gesorgt!" unterbrach Präsident Smolka auf's Neue den General mit triumphirenden Blicken. „Bei Herrn ***, wohnhaft auf d** *** ist die Summe von vierzehnhundert Dukaten zu Ihrer Verfügung niedergelegt. Hier die genaue Adresse." Er überreichte General Bem eine ziemlich große Visitenkarte. „Der Landtagsabgeordnete Herr von B*** aus Galizien hat für sich und seinen alten Diener bereits den Paß zur Reise nach seiner Heimat über Ungarn genommen, Sie begreifen, mein General?"

„Vollkommen," entgegnete Bem freundlich. „Vollkommen, das ist gut so. Mein Inneres ist durch Ihre Mittheilung um Vieles erleichtert. Es ficht sich schlecht ohne Reserven und ohne Rückzugslinie." Er legte die Visitenkarte, während er dieß sprach, mit vieler Bedächtlichkeit in sein Taschenbuch.

„Dieß wäre also abgemacht; hören Sie nun meine Ansichten über die Verhältnisse, welche hier uns umgeben, vollends zu Ende! Ich habe Gründe triftiger Art, sie Ihnen mitzutheilen, mein lieber Smolka. Sie sind noch ein junger Mann in voller Kraft; Sie werden daher der natürlichen Ordnung der Dinge nach jedenfalls länger unter den Lebenden sein als ich, selbst wenn ich hier nicht fallen sollte, auch ist mein Leben von etwas mehr Gefahr umgeben als das Ihrige. Betrachten Sie daher diese Mittheilung als eine Art Vermächtniß, das meinen Namen dereinst vor den Angriffen meiner vielfachen Feinde schütze, welche gewiß nicht verabsäumen werden, mir Unfähigkeit vorzuwerfen, wenn sie die Einnahme Wiens vom Jahre 1848 mit kluger Miene beurtheilen. Ich erwarte dann von Ihrer Freundschaft für mich, daß Sie diesen böswilligen Irrthümern offen entgegentreten und der Welt sagen werden, wie ich über die Verhältnisse hier gedacht, sie beurtheilt, nachdem ich kaum zwei Tage die Gelegenheit hatte, sie prüfend kennen zu lernen."

Bem schwieg vor Erschöpfung, ernst und gedankenvoll vor sich hinblickend. Eine längere Stille trat ein, welche Smolka, mit anderweitigen Gedanken beschäftigt, nicht unterbrach. Es ward geklopft. Paul, der neue Personal-Adjutant Bem's, trat ein.

„Mein General," sagte er mit freudestrahlenden Blicken, „ich melde mich zum Dienst!"

„Gut, gut," entgegnete Bem kurz.

„Nein!" rief Smolka erstaunt aus, „welch merkwürdige Aehnlichkeit hat dieser Herr mit der Gräfin ***ka!"

„Nicht wahr?" sagte der General lebhaft und mit leuchtenden Augen, trotz seiner Müdigkeit und Abspannung; „nicht wahr, er sieht ihr sehr gleich? Es ist ihr Sohn, der junge Graf Paul ***ka!" Smolka seinen neuen Personal-Adjutanten vorstellend.

„Erwarten Sie mich im Adjutantenzimmer, mein theurer Paul; uns fesselt hier noch für einige Zeit ein eben so ernstes als dringendes Gespräch."

Paul entfernte sich grüßend.

„Wie kommt dieser junge Mann hierher?" frug Smolka den General nicht ohne Spannung und Neugier.

„Er hat mich aufgesucht," erwiederte Bem mit einem unterdrückten Seufzer, „und mir dadurch eine große Sorge mehr bereitet."

„Aber in dieser Uniform? Das ist ja, wenn ich nicht irre, die Uniform des russischen Jägerregimentes von ***?"

„Lassen wir das," sagte Bem kurz abbrechend. „Ich sagte Ihnen, wie ich nicht an den Ernst dieser Erhebung glaube; — und dieß ist Wahrheit! Allein

uns treten schlimmere Feinde entgegen, ein Kleeblatt, welches zu besiegen die Aufgabe eines Gottes wäre. Es sind dieß: Ignoranz, — Eitelkeit, — Mißtrauen. Die kurze Zeit, welche ich heute in diesem sogenannten Kriegsrathe zubrachte, der weit eher einer Volksversammlung glich, habe ich die Elite der hiesigen Offiziere kennen gelernt. Es ist auch nicht Einer darunter, dessen mangelhaftes Wissen über die Grenze des Exerzirplatzes hinaus reicht. Dieß wäre nun das Schlimmste noch nicht, allein jeder dieser Uniformhelden will der Erste sein, jeder möchte befehlen, — keiner aber gehorchen. Was soll man mit diesen Leuten machen? wozu sie verwenden? jetzt, wo die Katastrophe uns rasch und unerbittlich näher tritt? Befehlen können sie nicht, gehorchen wollen sie nicht. Es ist dieß eine sehr unglückliche Lage! Ich sehe es voraus: diese Menschen werden im Augenblicke der Entscheidung Nichts können als Verwirrung anrichten; sie werden den Samen des Mißtrauens unter ihre deutschen Brüder gegen mich, den Polen, ausstreuen, und dadurch die Kraft, die Wirkung meiner Befehle lähmen. Weiß ich doch genau, daß man mir es zum Verbrechen anrechnet, daß ich fast nur mit polnischen Offizieren mich umgebe; allein man bedenkt nicht, indem man mir diesen Vorwurf macht, wie ich für meine Geschäfte nicht mit Menschen auszureichen vermag, deren militärische

Capacitäten allein im Schnurrbart und in der Offizierschärpe bestehen, daß ich gezwungen war, meinen Stab aus Polen zusammenzusetzen, da die wenigen Cidevant-Offiziere, welche sich in der hiesigen Nationalgarde derzeit noch befinden, bereits alle Obersten und Korpskommandanten sind; und wie sie diese Stellung ausfüllen werden, wenn wir zum Gefecht kommen: das wird die Folge lehren."

„Sie geben also diese Sache hier auf, mein General?" sagte Smolka, indem eine tödtliche Bläſſe sein Antlitz überzog.

„Ja, mein Freund!" antwortete Bem nach einigem Nachdenken, „man kann hier höchstens mit Ehren zu Grunde gehen, nichts weiter! Und bis dahin, fürchte ich, reicht die Begeisterung Ihres begeisterten Volkes nicht."

„Ich begreife Sie nicht ganz, mein General; was verstehen Sie unter zu Grunde gehen? — Ist nicht eine Sache schon zu Grunde gegangen, wenn sie besiegt wurde?"

„Unsere Begriffe hierüber sind allerdings verschiedener Art, mein lieber Smolka," entgegnete Bem lächelnd.

„Mit Ehren zu Grund gehen nenne ich, wenn man diesem Böhmen Windischgrätz und diesem Kroaten Jellachich, — diesen slavischen Krücken des deutschen Hauses Habsburg-Lothringen, nur den

Schutt von Wien überließe und sich darunter begrübe; sie möchten sich dann in Gottes Namen darauf setzen und sich einbilden, es sei Karthago; sie möchten in Gottes Namen mich für einen zweiten Herostrat ausschreien: — die Geschichte würde dereinst doch diese That zu würdigen wissen, wenn — wenn sie überhaupt hier möglich wäre!"

„Und weßhalb wäre sie hier unmöglich?" hub Smolka, Bem mit leuchtenden Blicken betrachtend, an.

„Ich muß Sie wieder auf den Kriegsrath verweisen, mein guter hoffnungsvoller Smolka," erwiderte der General bitter. „Hätten Sie gesehen, wie man die einfache Ansicht, welche ich mir zu äußern erlaubte: Man müsse dem Feind die Quartiere nehmen, ihn zwingen, bei dieser Jahreszeit zu bivouakiren, — kurz, man müsse die nächste Umgebung Wiens zerstören, — hätten Sie gesehen, wie diese einfache Aeußerung in die Gesellschaft dieses Kriegsrathes schlug: Sie würden meine Ansichten theilen."

„Nun denn, gut!" sagte Smolka resignirt, sich zur letzten Entgegnung für das Wiener Volk, wie er es nun einmal nannte, rüstend, „gut denn! Möge auch die Mehrzahl dieser Offiziere so denken, wie Sie von Ihnen glauben, mein General; das Volk, ich meine die sogenannte niedere Volksklasse, denkt anders."

„Möglich, mein Freund, wenn ich schon der Meinung bin, daß diese niedere Volksklasse hier überhaupt gar nicht denkt. Doch zugegeben, daß sie es thäte, daß sie anders dächte: – vom Gedanken bis zur That ist ein langer Weg, auf welchem die Mehrzahl dieser begeisterten Volkshelden sicher umkehren würde; denn der Krieg ist ein ernstes Ding, mein lieber Smolka, und das Wiener Volk, wie Sie es nennen, kennt eben den Ernst dieses ernsten Dinges noch gar nicht! Sie werden zurückbeben, wenn sie es näher zu betrachten gezwungen sind. Ich weiß es — im Augenblicke der Gefahr werde ich über keine 5000 Mann zu verfügen haben, und diese werden in der Mehrzahl keine gebornen Wiener sein! Ja, hätte ich sie auf freiem Felde, aber hier . . . !"

„So hoffnungslos sind Ihre Ansichten über unsere nächste Zukunft, mein General?"

„Ja, sie sind ohne alle Illusionen; jedoch," setzte er lächelnd hinzu, „hoffen wir!"

„Worauf?" frug Smolka rasch.

„Auf den Kampf! Im Kampfe allein geschehen noch Wunder, hoffen wir auf ein solches! — Und nun lassen Sie uns scheiden, mein Freund; ich habe noch einiges Nöthige anzuordnen. Meine Ansicht über die Sache wissen Sie nun. Dieß wünschte ich. Verlassen Sie sich übrigens darauf, daß ich trotzdem fechten werde, so lange es irgend im Bereiche der

Möglichkeit liegt; und wo ich in Person kommandire — und ich werde es auf den wichtigsten Punkten — wird man sich auch gut schlagen; denn das Beispiel wirkt viel."

Der General reichte Smolka die Hand zum Abschied, die dieser in der seinigen einige Augenblicke festhielt, den alten Feldherrn ernst und halb vorwurfsvoll ansehend.

„Und warum glauben Sie nicht an die Einwohner Wiens? warum nicht an ihren Ernst, ihre Begeisterung, ihren Todesmuth für die Sache?"

„Weil sie eben Einwohner Wiens sind," entgegnete Bem trocken; „der Menschenbaum trägt nur gesunde Früchte im Walde, in den Städten ist er des Wurmes Beute, in den Residenzstädten aber Wurmfraß durch und durch."

Smolka entfernte sich kopfschüttelnd mit trauriger Miene, unzufrieden und tief verletzt über die Art, wie Bem sich ausgesprochen.

Der General ließ, sobald sich Smolka entfernt, Paul, den neuen Personal-Adjutanten, rufen.

„Mein lieber Paul," redete er diesen mit mehr Ernst an, als der junge Mann bisher in den Zügen des Generals zu sehen gewöhnt war, „mein lieber Paul, Sie haben bereits sich bei mir gemeldet, und ich nehme nicht zurück, was ich einmal ausgesprochen: Sie sollen mein Personal-Adjutant bleiben; jedoch

ehe ich Sie in diesem Sinne beschäftige, hören Sie einen freundschaftlichen Rath, eine väterliche Warnung. So sehr ich Ihnen und Ihrer Familie auch zugethan bin: hüten Sie sich, damit nicht Ihr Leichtsinn Sie zu Fehlern im Dienste, zu Nachlässigkeiten veranlasse. Man hat, ich weiß es, in Ihrem Regimente Nachsicht damit gehabt, und dem einzigen Sohn der gräflichen Familie *** Vieles ungestraft durchgehen lassen, ich würde und dürfte dieß nicht!"

„Mein General!" entgegnete Paul verlegen, indem ihm das Wasser in die Augen trat.

„Mein Kind," fuhr Bem in gütigerem Tone fort, „es lag nicht in meiner Absicht, Sie zu kränken; ich habe Sie aber zu lieb, um nicht offen gegen Sie zu sein, auch sind wir allein. Darum sage ich es Ihnen ohne allen Rückhalt: Sie sind kein guter Soldat! — Schweigen Sie!" rief der General mit erhöhter Stimme, als er bemerkte, daß Paul ihm mit Heftigkeit zu entgegnen im Begriffe war, „ich bedarf keines neuen Beleges für die eben ausgesprochene Ansicht, und hören Sie: Wenn der Dienst beginnt, hört Bem auf, und nur der Befehlshaber, der Soldat, bleibt; ich ersuche Sie daher nochmals, erfüllen Sie mit strenger Gewissenhaftigkeit Ihre Pflichten; verbannen Sie Ihre Leichtfertigkeit, handhaben Sie Strenge gegen sich und Andere, widmen Sie Ihre Zeit nur den Geschäften und

entäußern Sie sich jedes andern Gedankens; essen und trinken Sie nur nach dem äußersten Bedürfnisse; machen Sie die Glocke zu Ihrer Herrin; kürzen Sie Ihren Schlaf nach Möglichkeit: — und Sie werden bald ein guter Soldat sein!"

Paul machte abermal einen Versuch zum Sprechen.

„Nicht jetzt!" unterbrach ihn der General, „morgen! — bis dahin — Adieu!"

Paul ging. Der General blieb allein. Er öffnete die Tapetenthüre, welche noch von früher geschlossen war, und rief in die Kanzlei: „Hauptmann Beblowsky!"

Der Offizier trat ein.

„Schicken Sie sogleich eine Ordonnanz, ich bitte, in das Gasthaus zur Stadt London, in das Zimmer Nr. 6, lassen Sie dem Herrn, welcher dort wohnt, die Mittheilung machen, General Bem erwarte ihn in seinem Hauptquartier. Noch Eins!" rief er, als der Adjutant sich bereits entfernen wollte, „die Ordonnanz möge einen Wagen nehmen und den Herrn gleich mitbringen; es ist so besser!"

Der Adjutant verbeugte sich und ging.

„Ja," sagte der General, nachdem er wieder allein war, „Klop.....ky ist der Mann dafür; er ist verschwiegen, treu, verwegen, schlau! Nur," sagte er lächelnd, „muß ich ihn einen Eid schwören lassen,

sich nicht zu betrinken. Das ist die einzige Klippe dieses Charakters."

Nach kurzer Zeit, während welcher der General sich mit dem Situationsplan beschäftigte, ward geklopft. Ein kleiner, breitschulteriger Mann mit blassen Wangen und rother Nase trat ein.

„Da bin ich, mein General!" sagte er mit einer rauhen, tiefen Baßstimme, in einem Tone, der so kurz wie sein geschornes graues Haar war.

„Sie müssen noch heute fort, es eilt!"

„Bleibt Alles genau so, mein General, wie Sie es diesen Vormittag befohlen?"

„Ich ändere nie meine Ansichten," entgegnete Bem lakonisch, „nur die Umstände können sie verändern. Haben Sie einen Schiffer?"

„Ja!" war die Antwort.

„Verläßlich?"

„Ich gab ihm zwanzig Louisd'or."

„Sie sind freigebig!" sagte der General.

„Mit fremdem Gelde, ja!" entgegnete ernsthaft Klop.....ky.

Der General sah auf die Uhr. „Es geht auf Neun, in einer Stunde müssen Sie fort!" Er zog hierauf einen eleganten Brief aus seinem Portefeuille, der mit seinem Privatsiegel gesiegelt war. Er betrachtete ihn längere Zeit; dann übergab er ihn Klop.....ky und sagte mit bedeutsamem Ernst:

„Handeln Sie vorsichtig! Denken Sie stets daran: es gilt das Vaterland, — es gilt Polen! Wenn es Ihnen für jetzt auch noch räthselhaft erscheinen mag, wie man in Wien, in Ungarn für das Vaterland kämpfen kann, Sie sehen mich, Bem, und viele Andere hier."

„Eher werde ich mir selbst die Zunge zerbeißen, ehe ich plaudere."

„Und nun," begann der General, dem diese Aeußerung zu genügen schien, mit feierlichem Tone, „bei der Erinnerung an die Heimat, bei dem Andenken an Ihr seliges Weib, bei Ihrem einzigen Sohn, den man gewaltsam nach Grusien schleppte, um als ein Sklave gegen freie Völker zu fechten, und den wir rächen werden, so lange Athem in uns ist, schwören Sie mir: kein geistiges Getränk über Ihre Lippen zu bringen, bis dieser Auftrag vollzogen ist!"

Der alte Mann hatte schon bei Beginn dieser Rede des Generals heftig zu weinen angefangen. Mit von Schluchzen erstickter Stimme stammelte er dreimal hinter einander, indem er die Rechte zum Schwur emporhob: „Ich schwöre! — ich schwöre! — ich schwöre!" sich, nachdem er dieß gesprochen, dreimal bekreuzigend.

Es entstand eine Pause, welche der General absichtlich nicht unterbrach, um dem alten Manne Zeit zu gönnen, sich zu fassen. Er reichte ihm dann die

Hand. „Und nun mit Gott vorwärts! — wie bei Ostrolenka!"

Der alte Mann zuckte bei diesen Erinnerungsworten heftig zusammen; ein begeisterter Blick gen Himmel und ein krampfhafter Griff nach dem Herzen war die Antwort.

„Bedürfen Sie noch Geld, so sagen Sie es, obgleich ich es mir zur Pflicht gemacht habe, so sparsam wie möglich zu wirthschaften, damit diese Deutschen nicht glauben können, man thue, was man thue, des Geldes wegen. Allein hier ist nicht der Ort, um zu sparen. Sie dürfen in keine Verlegenheit kommen, und wo es Noth thut, müssen Sie sogar freigebig sein."

Der General öffnete, während er das Letzte sprach, den kleinen Lederkoffer, welcher am unteren Ende seines Lagers sich befand. Er nahm ein kleines weiß und blau gehäkeltes Börschen heraus und schüttete dessen Inhalt auf die flache Hand. Es war Gold darin. „Zwei und dreißig," murmelte er, nachdem er gezählt. „Mein lieber Klop.....ky," wandte er sich hierauf zu diesem, „ich gebe Ihnen, was ich habe, und was mein Eigenthum ist; es ist nicht viel, 32 Dukaten, aber es ist baares Geld. Sie werden mit diesem in einem Nothfalle weiter kommen, als ließe ich Ihnen durch meinen Adjutanten 1000 Gulden Papiergeld auszahlen. Der Krieg ist dem

Papier nicht günstig; man liebt da das Reelle, das Positive: Metall bleibt ewig Metall."

Er übergab an Klop.....ky das Gold, welches dieser sorgfältig in einen einst gelb gewesenen Lederbeutel steckte.

„Kann ich nun gehen?"

„Wohin?" frug der General.

„Fort!"

„Erwarten Sie Ihre Passirkarte."

Der General ging selbst in das höher liegende Kanzleizimmer und kam mit einer Passirkarte, die er selbst unterzeichnet, und zum Ueberflusse Parole und Feldgeschrei darauf geschrieben, zurück. „Nehmen Sie," sagte er, „Sie werden diese an der Taborlinie bedürfen, denn Sie werden dort hinausgehen."

„Und warum dort, General? Mein Kahn erwartet mich unweit dem Platze, wo die Dampfschiffe anlegen; durch die feindlichen Truppen muß ich überall, der Prater ist freier, und das Gebüsch gewährt Schutz im äußersten Fall."

„Sie werden durch die Taborlinie die Stadt verlassen!" sagte Bem kurz und bestimmt, „Sie werden durch Florisdorf gehen und hören, was man dort spricht, um es in Preßburg den Herren, zu welchen man Sie führen wird, wieder zu erzählen! Sie werden beim Aussteigen wie zufällig ein weißes Tuch über den Kragen Ihres Rockes um den Hals

binden. Wer sie anspricht und Ihnen mit deutschen Worten die Parole gibt: „Gott und die Nation!" dem folgen Sie, sonst Niemand. Und nun Adieu! Machen Sie keine Unbesonnenheiten!"

Klop.....ky wollte sich eben grüßend entfernen, als der General sich nochmals zu ihm wandte. „Und wo werden Sie den Brief verbergen?"

„Im Stiefel!" brummte der Gefragte mürrisch.

„Nein, beim Teufel! nicht im Stiefel!" fuhr der General heftig heraus, „Sie sollen hören, wenn man Ihnen Etwas sagt: Sie werden ihn in Ihren Rock einnähen, und zwar gleich!"

Der General verschloß die Ausgangsthüre, welche in das Ordonnanzzimmer führte, eilte selbst in die Kanzlei und kam mit einer großen Nadel, in welcher sich Zwirn befand, zurück. Klop.....ky trennte seinen Ueberrock auf, nähte den Brief ein ohne ein Wort der Erwiderung und entfernte sich.

„Gebe Gott seinen Segen!" sagte der General, als er wieder allein war. „Wird dieser Plan vereitelt, dann sind wir wirklich verloren!" Er begann, nachdem er dieß gesprochen, sich langsam zu entkleiden.

Vierzehntes Kapitel.

Bem's Verrath.

Einige Tage später saßen zwei Offiziere aus dem Generalstabe Bem's in dem Gasthause zur goldenen Ente auf der Schullerstraße und verzehrten eben erst ihr Abendbrod, obgleich es bereits stark auf elf Uhr ging. Beide waren Deutsche. Der Ältere von ihnen, ein breitschulteriger, muskulös gebauter Mann in den dreißiger Jahren mit ernsten, militärischen Zügen und einer kleinen Schmarre über dem rechten Auge, welche für den geübten Blick die Folge eines Lanzenstiches erkennen ließ, trug die Uniform der akademischen Legion. Der Andere, ein junger Mann von höchstens 28 Jahren, von schlankem Körperbau und etwas gezierten Manieren, trug einen schwarzen Civil-Sammetrock, auf dessen Kragen drei kleine silberne Litzen — das Abzeichen des Hauptmannsranges — befestiget waren. Ueber die rechte Schulter hing eine schwarz-roth-goldene Offiziersschärpe, anstatt der weiß- und rothfärbigen der Wie-

ner Nationalgarde-Offiziere. Sein Haupt war mit einem deutschen Hute bedeckt, welchen, sowie den Calabreser seines Kameraden, ein grüner Federschmuck zierte: — das Unterscheidungszeichen der Offiziere vom Generalstabe. Wer diesen jungen Mann mit prüfendem Blick betrachtete, konnte leicht den k. k. Offizier vom Regimente Heß wieder erkennen, der sich im Gefolge des Herrn Kommandanten Messenhauser befunden, als dieser dem General seine erste Visite gemacht, trotz der veränderten Kleidung und des seit kurzer Zeit im Werden begriffenen vollen Bartes. Beide verzehrten, wie es schien, mit nur geringem Appetit ihr einfaches Abendbrod. Ihr Geist schien durch Dinge ernster Art beschäftigt, obgleich über das Antlitz des jüngern Offiziers dann und wann ein Lächeln zuckte, welches die Mitte zwischen Hohn und Schadenfreude hielt. Sie waren allein in dem geräumigen Parterrezimmer des Gasthauses; nur ein Kellner ging ab und zu, um sie zu bedienen, und — wo möglich, Etwas von ihrem hoffentlich bald beginnenden Gespräche zu erschnappen.

„Sage mir, Eduard," redete der ältere Offizier mit gedämpfter Stimme den jüngern an, „sage mir um Gotteswillen, wie kommst du auf diesen entsetzlichen Verdacht? Prüfe Dein Inneres, — ich bitte Dich darum, und forsche parteilos und ruhig nach, ob nicht auch — ohne daß Du es vielleicht selbst

weißt oder willst — einige Rachsucht, einiger Haß gegen den Alten im Spiele ist und Dich vorurtheilsvoll macht. Ich weiß, Ihr könnt Euch beide nicht leiden, und es ist mir dies sehr erklärlich. Er, der alte Degen, mag Dich nicht wegen Deines fahrigen, vorschnellen Betragens, was er namentlich bei einem Soldaten von Profession verabscheut. Du — hassest ihn tödtlich wegen der Geschichte von der Matzleinsdorfer Linie, wofür er Dich wollte erschießen lassen. Lege aber die Hand auf's Herz: — hätte nicht jeder Andere, außer Herrn Messenhauser, dessen unstäter, schwacher Charakter uns beiden doch zur Genüge bekannt ist, des Generals Willen unterstützt, anstatt ihn zu verhindern? Wäre es Dir in der k. k. Armee anders ergangen? Und nun sprichst Du, gerade Du, zuerst einen Verdacht gegen ihn aus; zeihest ihn zuerst einer Schändlichkeit, worüber jedes ehrliche Soldatenherz sich empört, eines Verbrechens, das nur in einer gemeinen Seele Fuß fassen kann: — zeihest ihn des Verraths!"

Lächelnd hatte Eduard die ernste, eindringliche Rede seines ältern Kameraden mit angehört, sich emsiger als vorher mit dem Essen beschäftigend, um, wie es schien, nicht antworten zu müssen.

„Ueberlege doch, fuhr der Redner fort, „trägt er nicht eben so gut, wie wir, seine Haut zu Markte? Würde man ihn, den Polen, schonen — selbst dann

schonen, wenn er sich durch einen Verrath entehren wollte?"

„Du bist komisch, Karl!" entgegnete der jüngere Offizier mit vollem Munde, ohne den Blick zu seinem Freunde zu erheben; „kann ich dafür, daß der Alte durch sein Betragen sich selbst verdächtigt? Daß Du das nicht findest, ist ganz begreiflich, denn Du bist verliebt in ihn. Würdest Du aber mit einiger Aufmerksamkeit die Verhältnisse betrachten, die in seinem Hauptquartiere obwalten: es müßten Dir dieselben Zweifel aufgestiegen sein wie mir."

„Sprich deutlicher!" entgegnete Karl, „was willst Du damit sagen?"

„Da Du es willst, so werde ich deutlich reden: Sage selbst, wer ist außer uns beiden um ihn — denn die deutschen Ordonnanzoffiziere sind nicht zu rechnen, da sie erstens weder französisch noch polnisch verstehen; zweitens jeder militärischen Bildung entbehren; — wer ist also außer uns um ihn, der ihn im Nothfalle hie und da kontroliren könnte? Und ist es eben deßhalb nicht höchst auffallend, daß er uns immer und immer wieder aus dem Hauptquartiere entfernt und von einer Linie zur andern sprengt, — ist es überhaupt nicht etwas tief Verletzendes, in dem Hauptquartiere eines deutschen Volksheeres, in einer deutschen Stadt, wo für eine deutsche Sache gekämpft wird, kein deutsches Wort reden zu hören? —

und wo man als deutscher Offizier gezwungen ist, die Rapporte in französischer Sprache zu machen?"

„Hm! Du bist seltsam!" entgegnete Karl lächelnd, „Du hast in Kaisers Dienst eigenthümliche Begriffe bekommen: Du hättest nie sollen übergehen!"

„Wie meinst Du das?" frug Eduard rasch und mit schneidendem Tone.

„Je nun," fuhr Karl ruhig fort, „weil Du die Freiheit der Völker für eine deutsche Sache hältst; weil es Dir, wie es scheint, angenehmer klingen würde, Unsinn als Befehl zu erhalten, wenn dieser Unsinn nur in deutscher Sprache abgefaßt wäre! Schade, daß Du nicht vor so und so viel Monaten an meiner Stelle warst: Du hättest auf dem Nationalgarde-Oberkommando das Vergnügen, deutschen Unsinn zu hören, nach Bequemlichkeit genießen können."

„Du sprichst sehr kühn, mein Lieber!" sagte Eduard noch erregter als zuvor, „und urtheilst sehr rasch und unvorsichtig. Waren denn die Oberkommandanten alle so unfähige Menschen, daß man keinem einzigen von ihnen den großen Bem an die Seite stellen könnte? Es waren doch mehrere höhere Offiziere, welche früher im kaiserlichen Heere gedient, unter ihnen!"

„Je nun," lachte Karl, indem er sich ein Glas Wein eingoß, „'s ist das eben eine ganz eigene

Sache: es kann Einer ein ganz guter Kompagnie- oder Bataillonschef sein, ohne einen größern Truppenkörper befehligen und ihn organisirend beleben zu können. Hoyos, ein ganz guter alter Mann, zufällig ein Ungar und ebenso zufällig k. k. General, der sich in seinen Träumen schon als deutschen Lafayette in den Blättern der Geschichte glänzen sah, war der erste Oberkommandant. Er stellte zwei Schildwachen vor seine Hausthüre, hatte eine sehr lange, trockene Persönlichkeit und war im Besitze eines grau-weißen Schnurrbartes, der einer abgenützten Zahnbürste glich. Dieß ist so ziemlich Alles, was sich von ihm sagen läßt. Der Zweite ein verabschiedeter Oberstlieutenant vom Regimente Sikkowits, mit Namen Panasch. Er hatte früher ein Duell mit seinem Obersten Sutter in Siebenbürgen; — er war eines jener militärischen Individuen, welche viel Dinte lassen; er schrieb mehrere Komödien, sein letztes Werk war eine Art Vervollkommnungs-Reglement für das Einzelngefecht, das gewiß bei der Nachwelt viel Staunen erregen wird, denn es enthält originelle Ansichten. Seine sanguinisch-cholerische redliche Natur paßte weder in das k. k. Heer, noch zu der Stellung, wie man von oben herab sich einen Kommandanten der Nationalgarde wünschte. Beide Herren fanden keine Gelegenheit, Europa mit ihren Feldherrntalenten bekannt zu machen. Von da ab ging's

schneller mit dem Wechsel dieser Charge, fast so schnell wie im Ministerium. Das Amt des Oberkommandanten der Nationalgarde glich von jener Zeit an einem Gummiballe, der von der Gewalt der Zeitverhältnisse auf einen festen Gegenstand geschnellt, hin und her bald auf diesen, bald auf jenen sprang und zuletzt auf dem Tische des Studentenkomité liegen blieb, von wo ihn Herr Messenhauser, ein ebenfalls Dinte lassendes Individuum — wie der täglich mehrmals erscheinende Straßenanzeiger, den er herausgibt, beweist — mit zierlichen Fingern wegnahm und in den aschgrauen Flausrock steckte. Bezeichnend für ihn ist sein erster dienstlicher Befehl, seine Ordonnanz über die weißen und grünen Federbüsche; — Du siehst hieraus klar, daß er gleich der Sache einigen Schwung zu geben bemüht war. Dann ....."

„Was willst Du eigentlich mit diesen schlechten Witzen sagen?" unterbrach Eduard den Redner in mißmuthigem und hochfahrendem Tone.

„Ich will damit sagen, mein lieber Eduard," entgegnete Karl, indem er ihm mit ernstem, durchdringenden Blicke fest in's Auge sah, „daß man einen Mann, wie Bem, nicht mit der gewöhnlichen Elle messen muß, daß man sich daher nicht erlauben darf, ihn als Verräther zu verdächtigen, wenn der eigene subalterne Verstand nicht immer gleich begreift, welche Zwecke seine weitausgreifenden Befehle haben; daß

man ihm schließlich das große Verbrechen vergeben muß, kein geborner Wiener zu sein."

Eduard zuckte die Achseln und stand von seinem Sitze auf. Karl that ein Gleiches und begann von Neuem:

„Wenn Du nicht einsiehst, daß es vernünftiger ist, da er im Deutschen sich nicht schnell und genügend deutlich auszudrücken vermag, daß er sich der französischen und polnischen Sprache lieber bedient gegen die, welche eine dieser Sprachen verstehen, um Konfusion zu verhüten: so ist das eine fürchterliche Einseitigkeit von Dir, die an die Absichtlichkeit gränzt, ihn verdächtigen zu wollen."

„Erlaube Du mir," unterbrach Eduard in heftigem Tone abermals den Sprecher, „ich glaube denn doch auch ....."

„Ich weiß," fuhr Karl fort, ohne sich im Mindesten durch die Unterbrechung stören zu lassen, „ich weiß, Du warst Professor an der k. k. Ingenieur-Akademie — Professor der Geschichte. Was für Geschichten über die Geschichte Du den jungen Feldbefestigungskünstlern dort erzählt haben magst, weiß ich zwar nicht: das aber weiß und fühle ich genau, daß weder Du noch ich die Männer dazu sind, welche einen Bem in seinen Feldherrnplänen kontroliren können, noch unserer Stellung nach kontroliren dürfen."

„Wie, was war das? Können? — Dürfen? —" wiederholte der Andere mit schlecht verhehltem Spott.

„Können und dürfen!" sagte Karl, ebenfalls beide Worte stark betonend. „Wenn Du die leichte Feldkriegsbaukunst, wie ich annehmen muß, verstehst, so heißt es böswillig gesprochen, wenn du nicht eingestehst, daß seine Anordnungen trefflich genannt werden müssen; daß sie nicht immer ausgeführt werden können, ist das seine Schuld? — Was die Anordnungen aber anbelangt, die er hinsichtlich der Truppenaufstellungen bis jetzt getroffen, oder noch zu treffen gedenkt, so können wir dieselben wirklich nicht beurtheilen oder kontroliren, da in dem Wirrwar, welcher hier existirt, weder Du noch ich weiß, über wie viel Truppen er zu verfügen hat. Und dann," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, die er dazu benützt hatte, ein Glas Wein mit Heftigkeit hinunterzustürzen, „kannst Du diese Leute, welche seit einigen Tagen hier unter Waffen stehen, Truppen nennen? Leute, denen selbst der entfernteste Begriff von dem Waffenhandwerke mangelt, die im glücklichsten Falle nur guten Willen besitzen, wo von der Erleichterung, welche die strenge Ordnung eines geregelten Dienstes gibt, auch nicht einmal die Rede sein kann; wo die Kraft, die Seele, welche durch gute und geübte Offiziere einen Truppenkörper schneller beleben kann, schwerlich in einer solchen aus den verschiedensten

Elementen und Altersklassen neu angeworbenen Masse wirken könnte, wäre sie auch vorhanden, wie sie es nicht ist."

„Herr Oberkommandant Messenhauser hat andere Ansichten als Du!" warf Eduard mit malitiöser Betonung ein.

„Gelobt sei Gott!" entgegnete Karl, sich mit stoischem Gleichmuthe eine Cigarre anzündend, daß ich mit Herrn Messenhauser wenigstens in militärischer Hinsicht nicht gleiche Ansichten habe; ich würde dieß für ein bitteres Armuthszeugniß meines militärischen Wissens betrachten."

„Wie?" — frug Eduard mit einem gewissen erkünstelten Staunen, „so denkst Du über Messenhauser? und erlaubst Dir, es offen auszusprechen. Dies ist weder klug, noch vernünftig.

„Ich sprach zu Dir, den ich zur Zeit noch für einen Mann von Ehre halte!" entgegnete Karl, Eduard mit einem festen Blick fixirend, „zu Dir, meinem Kameraden, und unter vier Augen. Jedoch," setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „wäre ich im äußersten Falle nicht nur erbötig, das eben Gesagte Herrn Messenhauser gegenüber zu wiederholen, — nein! ich wollte es auch beweisen! — Doch es ist mir in der That leid, daß unser Gespräch diese Wendung genommen; allein nicht ich trage die Schuld

davon, sondern Du mit Deinem unbegründeten, leichtsinnig ausgesprochenen Verdacht."

„Wie Du meinst!" — Wir werden ja sehen, wer Recht oder Unrecht hat," bemerkte Eduard mit kaltem Tone, indem er nach seinem Säbel griff, ihn umschnallte und die Handschuhe anzuziehen begann.

„Ja, das Ende wird's uns lehren," sagte Karl trocken, ebenfalls nach seiner Waffe greifend. Ehe er jedoch diese angelegt, wurde rasch und geräuschvoll die Thüre aufgerissen; ein junger Offizier der reitenden Nationalgarde stürmte mit soldatischer Wichtigkeit in's Zimmer. Ohne zu grüßen, rief er den beiden Anwesenden zu:

„Wißt Ihr was Neues? — Der alte Bem ist ein Verräther; — so eben habe ich den schriftlichen Beweis zu Messenhauser in sein Hauptquartier gebracht."

Der Eindruck, den diese Botschaft auf Karl und Eduard hervorbrachte, war ein sehr verschiedenartiger. Karl betrachtete stumm und finster den jungen Gardereiter. Ueber Eduard's Antlitz flog hingegen ein triumphirendes Lächeln, und mit einem unbeschreiblichen Blicke, in welchem sich Hohn und Schadenfreude ausdrückte, sah er auf Karl.

„Geben Sie mir schnell Wein und etwas zu essen!" rief der junge Reiteroffizier dem Kellner hastig entgegen, der eben in's Zimmer trat. „Aber schnell! —

schnell! ich habe Hunger und Durst, und muß gleich wieder fort."

Karl und Eduard sprachen kein Wort. Der junge Reiteroffizier, dem dies Schweigen unerträglich zu sein schien, begann in seinem vorlauten Tone auf's Neue:

„Nun, seid Ihr stumm? — oder seid Ihr so verblüfft über meine Botschaft; Ihr fragt mich ja gar nicht um die nähern Details?"

„O nein!" antwortete Karl, „diese unnöthige Mühe ersparen wir uns. Du würdest eher, ohne gegessen und getrunken zu haben, von hier wieder wegreiten, ehe Du es über Dein Herz brächtest, die eben erlebten Ereignisse, welche Du auf so zarte Weise schon bei Deinem Eintritt angekündigt, unerzählt wieder mit Dir fortzunehmen."

„Du hast Recht!" lachte der junge Reiter, „es macht mir selbst zu viel Spaß, daß es so gekommen ist; denn wie mich — hat der Alte Keinen beleidigt!"

„Oho! Der General hat Dich beleidigt?" warf Karl ein.

„Na! Ob? — und wie!" sagte der Reiter, indem eine dunkle Zornesröthe seine Züge überflog; „und wollt Ihr wissen, warum? Weil ich, wie er selbst sagte, zu viel Muth habe! — Ja, ja, der alte polnische Verräther, der! Leute von Muth, wie ich, sind ihm zuwider. Denkt nur, weil ich den Feind

zuerst angriff, aber von der Uebermacht zurückgedrängt wurde und mich bis auf's Aeußerste vertheidigend den lumpigen Kirchhof, den ich besetzt hatte, doch aufgeben mußte — an dem, nebenbei gesagt, gar nichts liegt, gar nichts: degradirt mich der alte Schlingel vom Hauptmann zum Gemeinen. Was sagt Ihr dazu? Ist das nicht empörend? ist es nicht schändlich? ist es nicht niederträchtig? zeigt nicht diese That schon den Verräther? Aber jede gute und jede schlechte Handlung bekommt ihren Lohn. — Ich ging zu der reitenden Nationalgarde, bin wieder Offizier, und ihn läßt Messenhauser erschießen, — dafür wird schon Fenneberg sorgen. An den Kirchhof wird er sich erinnern!"

„Weißt Du," frug gedehnt nach einer kleinen Pause Karl, „wie oft bei Aspern und Eßlingen sich Napoleon und Erzherzog Karl um einen Kirchhof rauften? Und das waren denn doch auch ein paar Leute, die allenfalls in der Wiener Nationalgarde hätten Offiziere sein können."

„Ach, laß mich ungeschoren mit solch lächerlichen Fragen!" entgegnete der junge Reiteroffizier, Karl mit zornfunkelnden Augen ansehend, „ich weiß nicht, wie oft die Zwei sich um einen Kirchhof rauften; aber ich weiß positiv, daß an diesem Kirchhof, den ich der Uebermacht wegen aufgeben mußte, strategisch

gar nichts gelegen war. Das hat mir mein Vater gesagt, und der war Oberlieutenant bei den Jägern."

„Ah! das ist etwas Anderes! warum sagtest Du das nicht gleich?" erwiederte Karl, sich gelassen eine neue Cigarre anzündend.

„Aber Deine Neuigkeit, die Du erzählen wolltest?" warf Eduard ungeduldig ein.

„Ja ganz recht! Hört jetzt meine Neuigkeit!" sagte mit vollkommen heiterem Gesichte der junge Reiter, den Karl's Malice wieder beruhigt zu haben schien. „Ich bin heute auf Inspektion, müßt Ihr wissen, und nachdem ich die Ordonnanzposten in der Wache am Peter*), auf der Taborstraße ꝛc. visitirt hatte, denke ich bei mir selbst: du mußt doch deinen alten Freunden Frank und Alvensleben, die am Tabor draußen stehen, einen Besuch machen. — Ihr kennt doch die Geschichte mit Alvensleben, der kürzlich drei Uhlanen gefangen nahm?"

„Ja doch, ja!" entgegneten Karl und Eduard ungeduldig.

„Gut! — Ich komme also hinaus zu ihnen. Kaum sieht mich Frank, so bittet er mich, gleich nach dem Messenhauser'schen Hauptquartiere zurückzureiten und dem Oberkommandanten beifolgende Depesche zu übergeben. Frank drückte mir bei diesen Worten ein

*) Peter, ein kleiner Platz in Wien.

großes, versiegeltes Papier in die Hand und ließ mich gar nicht zum Absitzen kommen. Als ich ihm jedoch unumwunden erklärte, daß ich nicht früher hineinreiten würde, als bis ich wisse, um was es sich eigentlich handle, erzählte er mir in aller Kürze, daß vor kaum einer Stunde die äußersten Vorposten seines Bataillons, welche Lieutenant Alvensleben kommandirt, einen Kerl gefangen haben, welcher sich durchschleichen wollte zum Feind. Als Major Frank ihn näher untersucht, stellt sich heraus, daß der Kerl ein Pole ist, und einen Brief im Rockfutter eingenäht hatte. Und wißt Ihr an wen?"

„Nun?" frug der Jüngere gespannt, „an wen?"

„Entweder an Windischgrätz oder an Jellachich oder an einen andern k. k. General," sagte mit vieler Wichtigkeit der Reiter — „denn der Brief hatte keine Adresse. Aber die Ueberschrift lautete: Ew. Excellenz! — und daraus geht denn doch ganz klar und deutlich hervor, daß dieser Brief nur an einen k. k. General gerichtet sein kann. Und wißt Ihr, wessen Unterschrift dieser famose Brief hat?"

„Doch nicht die Unterschrift Bem's!?" fuhr Karl erschrocken heraus.

„Gerade die seinige!" sagte der Reiteroffizier mit triumphirender Miene, sich vergnügt die Hände reibend.

„Kennst Du den ungefähren Inhalt?" frug nach einer Pause Eduard, indem er Karl einen bedeutsamen Blick zuwarf.

„Gewiß kenn' ich den Inhalt," fuhr der Reiteroffizier fort; „er ist keineswegs erbaulich. Denkt nur: der alte Fuchs Bem bittet die Excellenz — nämlich den General, an den er diesen Brief gerichtet — binnen längstens drei Tagen mit einer starken Armee anzugreifen, und zwar bei der Mariahilfer- und Lerchenfelder-Linie. Er selbst — nämlich Bem — werde in der Leopoldstadt sein. Also am entgegengesetzten Ende, um diese, wahrscheinlich damit sein Verrath verborgen bleibe, zu decken! jedoch werde er — jetzt hört! ich bitte Euch um Alles in der Welt — einen tüchtigen, kriegskundigen Polenoffizier, der in seine Pläne vollkommen eingeweiht sei, an die Mariahilfer- und Lerchenfelder-Linie als Kommandanten senden, damit nicht durch Unwissenheit seine Pläne vereitelt würden, von denen er die beste Hoffnung des Gelingens habe. Was sagt Ihr dazu?" rief tief Athem schöpfend der junge Reiteroffizier, „ist das ein Kerl!"

Es entstand ein Stillschweigen, welches durch den Kellner unterbrochen wurde. Er brachte dem Reiteroffizier sein Rostbratl mit Zwiebeln und Kartoffelsalat, ihm den besten Appetit wünschend.

Eine lange Stille folgte der inhaltschweren Erzählung. Eduard ging, einen erkünstelten Ernst, eine erheuchelte Betrübniß und Sorge in seinen Zügen markirend, stillschweigend in dem Gastzimmer auf und nieder. Karl lehnte am Ofen, scheinbar mit großer Aufmerksamkeit den Essenden betrachtend. Als dieser sein Mahl glücklich beendet, stand er auf, nahm seine Pickelhaube, und nachdem er deren Roßschweif zierlich geordnet hatte, trat er zum Spiegel, um dieselbe aufzusetzen, und wollte sich grüßend entfernen.

„Du!" rief Karl ihm zu, als der Reiter bereits die Thürklinke erfaßt hatte, „ich muß Dir noch Etwas sagen!"

Der Kavallerist wollte umkehren.

„Nicht doch!" entgegnete Karl, „ich begleite Dich hinaus zu Deinem Pferde!" Er verließ seinen Platz am Ofen und folgte jenem zur Zimmerthür hinaus. Als Beide in die Hausflur getreten waren, nahm Karl vertraulich den Reiter unter'm Arm.

„Höre," sagte er freundlich, „thue mir sowie unserer ganzen Sache hier einen Gefallen! Sprich nicht über das räthselhafte Ereigniß, welches Du uns Beiden soeben mitgetheilt hast; wenigstens nicht in den nächsten 24 Stunden, denn binnen dieser Zeit muß sich ja die Depeschengeschichte auf eine oder die andere Weise aufgeklärt haben. Verbreitet sich dieselbe früher, als bis eine genaue Untersuchung darüber

geschehen, und diese fällt, wie ich hoffe, zu Bem's Gunsten aus, so hat man die Leute nur unnöthiger Weise geängstet und den alten Mann eben so unnöthig tief gekränkt; fällt sie jedoch wider Erwarten zu seinem Nachtheile aus: je nun, so erfährt man es ja in 24 Stunden auch noch zeitig genug."

„Was?!" fuhr der junge Reiteroffizier mit Heftigkeit heraus, „Du glaubst noch an die Unschuld des alten Intriganten? Meinst, daß er kein Verräther sei? — das ist stark — dazu gehört in der That eine biblische Unschuld. Nach dem Allem, was ich Euch erzählte, kannst Du noch glauben . . . . ."

„Ich glaube und meine gar nichts!" entgegnete Karl kurz und verdrießlich, „als daß Du so gut sein sollst, 24 Stunden lang Dein Maul zu halten über diese dumme Geschichte."

„Du mein Gott, ja! — wenn Du mich darum bittest, recht gern," sagte der junge Reiteroffizier, durch Karls heftigen Ton sichtbar verblüfft; „aber wird Fenneberg schweigen? und die Andern auf dem Hauptquartier, die darum wissen?"

„Fenneberg? — Nein, der gewiß nicht; denn stets war die Talentlosigkeit froh, das Talent verunglimpfen zu können, wenn sich irgend die Gelegenheit bietet. Fenneberg wird nicht schweigen, allein ihn, sowie die Andern, deren Du eben gedachtest, fesselt der Dienst an Messenhauser's Hauptquartier;

sie können daher nicht in die Stadt; theilst Du es jedoch, wenn Du später nach Hause kommst, Deinem Herrn Vater, dem Oberlieutenant von den Jägern, mit, so weiß man es noch diese Nacht in allen offenen Kaffeehäusern, und morgen früh, wenn die Tagreveille geschlagen wird, ist die gesammte Stadt davon in Kenntniß gesetzt."

Der junge Reiteroffizier schlug über diese Aeusserung Karls eine so heftige Lache auf, daß sein Pferd scheu wurde. „Das ist köstlich," rief er jauchzend, „Du kennst meinen Alten gut! Aber sage nur, wo hast Du denn meinen Vater so genau kennen gelernt; ich habe Dich doch bei uns noch nicht gesehen!"

„Ich habe gar nicht die Ehre, Deinen Herrn Vater persönlich zu kennen," entgegnete Karl ebenfalls lachend, „allein ich kenne die Kaste der alten pensionirten Offiziere, die auf der großen Gotteswelt nichts weiter zu thun haben, als Klatschereien zu verbreiten."

Der junge Reiter gab sein Ehrenwort, reinen Mund zu halten, und Beide trennten sich mit freundlichem Händedruck. Eduard, welcher im Gastzimmer zurückgeblieben war, schien Karls Rückkehr mit großer Ungeduld erwartet zu haben, denn kaum hatte dieser das Zimmer wieder betreten, so rief er ihm froh-

lockend entgegen: „Nun, wer hatte Recht? Bist Du nun endlich überzeugt?"

„Ich weiß nicht, was ich von Dir denken soll," entgegnete Karl mit finsterer Miene, „Du scheinst Dich zu freuen; allein worüber? Das begreife ich nicht! Ist es nicht so, wie der leichtsinnige Kavallerist seine Mittheilung auslegte, so mußt Du tief beschämt sein, und nur ein Ehrloser könnte in diesem Falle lachen; — bestätigt sich aber der Verdacht wirklich, so wäre es Blödsinn, sich darüber zu freuen, denn dann gehen wir mit Sicherheit dem elendesten Loose entgegen. Ignoranz und Verrath aus dem eigenen Lager werden uns wie das Schlachtvieh an's Messer treiben; wir verlieren dann sogar die letzte Hoffnung auf einen ehrlichen Soldatentod im Gefecht: — denn dann wird nicht gefochten werden. Man wird mit Windischgrätz kapituliren, die Stadt ohne Schwertstreich übergeben, und uns — hängt man! Hast Du mich verstanden? Uns Beide knüpft man auf!"

Karl hatte das Letzte mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Heftigkeit gesprochen und seinen Kameraden mit durchbohrenden Blicken gemessen. Eduard wurde während der so eben gesprochenen Rede Karls immer bläßer und bläßer; er war im Begriff ohne ein Wort der Erwiederung das Gastzimmer zu verlassen.

„Wo willst Du hin?" rief Karl ihm zu.

„Ich will mich zu Bett begeben!" antwortete Eduard kurz.

„Warte noch einen Augenblick! Ist Dein Verdacht gegen Bem wirklich in Deiner Ueberzeugung begründet?" frug Karl.

„Ja!" warf Eduard unwirsch hin.

„Nun denn, so laß uns auf das Studentenkomité gehen; mache dort eine unumwundene Anzeige; — ist dieser Verdacht einmal Deine Ueberzeugung, kannst Du diese mit Deinem Ehrenworte bekräftigen, so ist es auch Deine Pflicht, diese Anzeige zu machen! Aber offenes Visir, — wie es dem Manne, dem Soldaten ziemt."

Er faßte bei diesen Worten Eduard unter'm Arm und begab sich mit ihm in das Büreau des unfern gelegenen Studentenkomité.

Dieses hielt schon seit Anfang des Monats Oktober seine Sitzungen nicht mehr im Universitätsgebäude selbst, sondern in dem Gebäude des nahegelegenen Stadtkonvikts. Als die beiden Generalstabs-Offiziere das kleine Zimmer betraten, in welchem der engere Ausschuß des Studentenkomité seine Berathungen hielt, herrschte in demselben eine große Bestürzung. Es war so eben durch Herrn Fenner von Fenneberg dem Komité die offizielle Anzeige von der Arretirung der Bem'schen Staffette gemacht worden,

und zwar in einer Weise, welche über einen durchdachten Verrath von Seite des Generals keinen Zweifel übrig ließ.

„Was wünscht Ihr, meine Herren?" frug der zeitweilige Präsident, ein kleiner Mann von gedrungenem Körperbau und vollem Barte, Namens Hofer, die beiden Offiziere.

Karl sah Eduard mit einem Blick an, der ihn zum Sprechen aufforderte; da Eduard jedoch verlegen schwieg, so nahm er selbst das Wort und erzählte mit bündiger Kürze und Klarheit den Verdacht, den sein Kamerad geäußert, und fügte mit offener Aufrichtigkeit hinzu, daß er, obgleich ein Verdacht gegen Bem seinerseits nie stattgefunden, bezeugen müsse, wie der General sie Beide stets vom Hauptquartier entfernt beschäftigt habe."

Eine Pause des Schreckens folgte dieser mündlichen Mittheilung; denn sie schien ein neuer Beleg für Fenneberg's Anzeige zu sein.

„Meine Herren," begann ein noch sehr junger Techniker, dessen Aussprache sogleich den Polen verrieth, „Bem ist mein Landsmann; so sehr ich ihm bisher vertraute, so sehr ich ihm in gegenwärtigem Augenblick, trotz dieser Anklage, noch vertraue, so gebe ich Ihnen doch mein Ehrenwort, daß ich der Erste sein werde, welcher den General zur Leiche macht, wenn sein Verrath erwiesen wäre! Säumen

wir daher keinen Augenblick, um uns die Beweise dafür oder dagegen auf dem kürzesten Wege zu verschaffen!"

„Und der wäre?" frug Karl.

„Wir nehmen sogleich einen Wagen," fuhr der junge Techniker fort, „und begeben uns in das Hauptquartier des Herrn Messenhauser, verschaffen uns nähere Auskunft über die Nebenumstände; und sind die Indicien der Art, daß sich seine Schuld klar ergibt, so darf er den Morgen nicht erleben!"

Trotz einiger flüchtiger Einwendungen von Seiten Eduards bestieg der junge Pole sofort mit beiden Offizieren einen Fiakerwagen und fuhr in das Schwarzenbergische Sommerpalais. In selbem angelangt, konnten die drei Herren den Oberkommandanten nicht sprechen, weil er, wie es hieß, dringend beschäftigt sei. Auch Hauptmann Fenner lag bereits im Bett; als man ihm jedoch die Anwesenheit Eduards und Karls meldete, ließ er die drei Herren sogleich an sein Bett kommen.

Nachdem man ihm mit kurzen Worten Mittheilung gemacht, weßhalb man hier sei und was man zu thun gesonnen, entgegnete er lächelnd: „Meine Herren! So sehr ich Euren Eifer lobenswerth finde, so sehr ich selbst für ein rasches Handeln stimme, so sehr ich auch, gleich Euch, von der Verrätherei Bem's überzeugt bin: so wäre doch eine Handlungsweise,

wie Ihr sie beabsichtigt, eine vorschnelle und übereilte. Messenhauser vermag keineswegs Bem vom Kommando zu entfernen, denn nicht er, sondern der Reichstag übergab Bem die Stellung, in welcher er sich befindet. Lasset uns daher auf andere Weise für die gute Sache handeln! Eduard und Karl werden Ihrer Stellung nach in den Augenblicken des Gefechts sowohl, als von jetzt an überhaupt stets um seine Person sein; beide Herren sind, wie ich sehe, gut bewaffnet; begeht Bem irgend eine zweideutige Handlung, so schießt ihn Einer der Herren nieder und die Sache hat ein Ende! Daß die Folgen für denjenigen, der dieß Werk der Vergeltung verübt, nicht schlimm sein werden, dafür laßt nur Messenhauser und mich sorgen!"

Nachdem man eine kurze Zeit über Fennebergs Plan debattirt hatte, wurde er allseitig gebilligt.

„Uebrigens," fügte Fenneberg am Schlusse des Gesprächs noch hinzu, „übrigens müßt Ihr ja nicht glauben, daß man diese Sache dem alten Bem so ganz ruhig hingehen lassen wird. Kann man ihn auch, wie die Verhältnisse einmal stehen, nicht direkt vor ein Kriegsgericht stellen, so wird doch der Herr General Bem von Messenhauser und unserm sämmtlichen Stabe morgen in aller Frühe eine Visite erhalten, welche leicht dieselben Folgen wie ein Kriegsgericht haben dürfte. Ich weiß, daß sowohl Herr

von Schaumburg als Herr de Bée kategorisch bei Messenhauser darauf gedrungen haben."

„Und was ist's mit meinem Landsmann Jelowicky?" frug der junge Pole erwartungsvoll.

„Jelowicky?" wiederholte Fenneberg, „Jelowicky ist treu wie Gold! Und dabei ein ausgezeichneter Artillerie-Offizier. Die größte Empfehlung für seine Treue liegt schon darin, daß Bem ein offenbares Mißtrauen gegen ihn hat und ihn streng beaufsichtigen läßt."

Die Herren trennten sich. Der junge Pole verfügte sich in das Studentenkomité zurück, um demselben über den Erfolg der Unterredung im Messenhauser'schen Hauptquartiere Bericht zu erstatten. Eduard und Karl aber ließen sich an das Gasthaus zur goldenen Ente fahren, um sich in ihrem Quartiere durch einige Stunden Schlaf für die Mühen des morgenden Tags zu stärken.

Fünfzehntes Kapitel.
Aufklärungen.

Am darauf folgenden Vormittag zwischen acht und neun Uhr war es im Hauptquartier Belvedere außergewöhnlich lebhaft. An dem Thore des obern Belvedere standen eine Anzahl Ordonnanzen, welche außer ihren eigenen Pferden viele Offizierspferde hielten. Im Zimmer des Generals hatten sich nächst Bem, Messenhauser und Fenneberg fast sämmtliche Stabs- und Ordonnanzoffiziere des Nationalgarde-Hauptquartiers versammelt, unter denen die knöcherne, stangenartige Figur des Platzhauptmanns de Bée mit dem unbeschreiblich ignoranten Don Quixote-Gesichte besonders komisch hervorstach. Auf allen diesen improvisirten Militärphysiognomien lag ein gewisser feierlicher Ernst, als ob sie zu einem Leichenessen eingeladen wären. Es befand sich eine drückende Stille im Zimmer, ähnlich den Momenten, welche einem heftigen Gewitter vorherzugehen pflegen. Außer General Bem, Oberkommandant Messenhauser und

Oberst von Schaumburg, diesem trefflichen Militär, dessen starker Geist jede Gattung von Verrath in seinem gummiartigen Gewissen zu entschuldigen vermag, außer diesen drei Herren standen sämmtliche Offiziere.

„Also," hob Herr Kommandant Messenhauser nach mehrmaligem Räuspern mit schnarrend gedehnter Stimme an, „also der Herr Generallieutenant haben den besagten Offizier mit Dero Brief an den Herrn Präsidenten von Kossuth abgesendet, um denselben zu vermögen, das k. k. Militär mit einem starken ungarischen Korps auf der Seite der Mariahilfer- und Lerchenfelder-Linie anzugreifen und wo möglich gegen die Linienwälle der Stadt zu drängen, woselbst ihn gehörig zu empfangen der Herr Polenoberst K*** im Verein mit Herrn Bezirkschef Braun bestimmt war?"

„Ja!" entgegnete Bem kurz.

„Erlauben mir der Herr Generallieutenant gefälligst zu bemerken," fuhr Messenhauser langsam fort, „daß dieß wohl so eigentlich hätte mir vorher mitgetheilt werden müssen, damit sich unsere Operationen nicht kreuzen."

„Und welche Operationen haben Sie, ich bitte, Herr Oberkommandant, im Laufe dieser acht Tage, welche ich die Ehre habe, in Ihrer Nähe mich zu befinden, angeordnet, die ich hätte mit diesem mei-

nem Plane durchkreuzen können?" frug Bem in gereiztem Tone.

Messenhauser schwieg und machte ein keineswegs geistreiches Gesicht; jedoch sich schnell sammelnd, sah er mit verbindlichem Lächeln, welches seine Verlegenheit zu verbergen bestimmt schien, sämmtliche anwesende Offiziere fragend der Reihe nach an, ob nicht vielleicht Einer sich erinnere, welche Operationen in den letztverflossenen Tagen von ihm angeordnet wurden. Alles blieb stumm.

Da nahm Herr Oberst Schaumburg mit jener frechen Arroganz, welche die deutschen Polizisten vor den französischen wie russischen so vortheilhaft auszeichnet und für geistige Ueberlegenheit gelten soll, das Wort. „Es ist hier nicht die Rede von Operationen, Herr General Bem," sagte er aufstehend und den Kopf stolz zurückwerfend, „sondern von dem Briefe, den man dem Arrestanten abgenommen und welchen Sie bereits als von Ihnen selbst geschrieben anerkannt; es bleibt für den Herrn General nur noch übrig, den unumstößlichen Beweis zu führen, daß dieser Brief durch den bewußten Arrestanten an Herrn Präsident Kossuth und keine andere Person hat gesendet werden sollen."

Bem ward leichenblaß. Mit einem langen, ernsten Blick durchlief er die Reihe der Offiziere, ihn zuletzt durchbohrend auf dem lederapfelartigen Antlitz

des Herrn Schaumburg einige Sekunden ruhen lassend. Er verließ seinen Sitz und trat mitten unter die Offiziere.

„Wer, meine Herren, ist hier, der an meinen Worten zweifelt?" frug er mit erhobener, fester Stimme. „Wer von Ihnen, meine Herren, außer diesem hier, fordert einen Beweis von mir, daß General Bem kein Verräther sei?"

Es entstand eine Todesstille.

„Wir sind der Katastrophe hier näher, meine Herren, als Sie glauben!" fuhr er mit erhobener Stimme fort, da Alles schwieg. „Der Kampf, die Gefahr liegen vielleicht nur noch auf Stundenlänge von uns entfernt; — sie werden Zeugniß geben, wer die Feigen, das Ende aber — wer Verrath geübt an der Sache des Volkes: ob der durch Mißtrauen verfolgte Pole, oder die eigenen Landsleute!?" — Er warf einen stechenden Blick auf Herrn Schaumburg und den Platzhauptmann de Bée. „Ich fordere strenge, unnachsichtliche Untersuchung in dieser Sache! Ich bin mitten unter Ihnen, meine Herren, wir Alle aber gänzlich eingeschlossen vom kaiserlichen Heer: ich kann Ihnen also nicht entrinnen; untersuchen Sie mit Strenge, mit Gerechtigkeit. Mein Kopf bürge Ihnen für den Ausgang!"

„Herr General! Erlauben Sie...." schnarrte Messenhauser, mit begütigendem Tone einlenkend.

„Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht, Herr Oberkommandant, ich bin gleich zu Ende!“ sagte der General ernst. „Meine Herren! im Lager wie in der Schlacht darf nur ein Wille herrschen, nur eine Hand die Zügel führen, wenn nicht Unheil, Verwirrung entstehen soll; und diesem Willen, dieser Hand muß man vertrauen! Da dieß hier nicht der Fall zu sein scheint, so bitte ich, mich dieses Kommando's zu entheben, welches zu übernehmen man mich dringend gebeten hat. Mit Freuden gebe ich ihn zurück, diesen dornenvollen Kommandostab, an welchem nach meiner Ueberzeugung auch das größte Feldherrntalent keine Blüthen hervorzuzaubern vermöchte, um wie viel weniger ich. Bestellen Sie eine Kommission, welche militärische Intelligenz genug besitzt, um meine Anordnungen, meine Pläne zu würdigen, welche Gerechtigkeit genug besitzt, in mir den Mann, den Offizier, nicht aber den Polen zu sehen. Ihr will ich volle Rechenschaft über mein Handeln geben. Wenn Ihnen diese Kommission nach genauer Durchsicht und Prüfung nicht die Mittheilung macht, daß General Bem treu und mit Umsicht und so weit es irgend die Verhältnisse gestatteten, für Ihre Sache hier gewirkt, so stellen Sie mich vor ein Kriegsgericht und lassen Sie mich erschießen! — Ich bin zu Ende.“

Er begab sich wieder auf seinen früheren Platz

und sah Herrn Messenhauser mit einem Blicke an, welcher Antwort zu verlangen schien. Es entstand abermals eine lange Pause, eine Pause des Erstarrens. In dem Gesichtsausdrucke sämmtlicher anwesender Offiziere, etwa Herrn Schaumburg, Herrn de Bée und Herrn Fenner von Fenneberg ausgenommen, hatte eine sichtbare Veränderung stattgefunden. Die Falten des Mißtrauens, der stumme Haß, welcher in ihren Zügen noch vor wenigen Minuten gelegen, war verschwunden, und mit Theilnahme und erneuertem Vertrauen blickten sie den alten Mann wieder an; man sah, wie es sie innerlich drängte, ihre veränderten Gesinnungen gegen ihn auszusprechen. Ein Gemurmel, welches von Sekunde zu Sekunde lauter zu werden begann, ging durch die Reihe der anwesenden Offiziere. Da stand Messenhauser von seinem Sitze auf, um das Wort zu ergreifen; die frühere Stille trat wieder ein.

„Mein Herr General!" begann er mit feierlichem Tone, nachdem er sich wiederholt geräuspert und die beiden mittlern Knöpfe seiner Uniform aufgeknöpft hatte, ein sicheres Zeichen, daß die Rede schön und lang werden sollte. „Wir kamen hierher, um uns offen und gerade mit Ihnen, Herr General, über eine Sache auszusprechen, welche, ich läugne es nicht, uns Alle mit Besorgniß und Mißtrauen erfüllt hat. Ein Mensch ohne Waffen, ohne Passirkarte, ohne

irgend einen Ausweis über sich selbst wird ergriffen, als er die Kette unserer Vorposten auf einem Schleichwege zu überschreiten im Begriff ist. Durch sein ungeberdiges Betragen gereizt, nimmt man ihn schärfer in's Verhör, als es vielleicht sonst geschehen wäre, untersucht ihn, und findet eine Depesche bei ihm mit Ew. Excellenz Unterschrift und mit Ew. Excellenz Ueberschrift." Kommandant Messenhauser sah bei diesen Worten behaglich im Kreise umher, um sich zu überzeugen, ob auch alle Anwesenden sein feines Wortspiel verstünden und würdigten. „Dieser Mensch weigert sich ferner nicht nur auf's Hartnäckigste, Herrn Major Frank, den Kommandanten der Taborlinie, sondern auch mir auf meine Fragen irgend eine Antwort zu geben, und beruft sich auf den Herrn General Bem, zu welchem er sogleich geführt zu werden verlangt....."

„Und warum ließ man ihn nicht sogleich zu mir führen, Herr Oberkommandant? in Gegenwart von Zeugen zu mir führen?" unterbrach der General heftig Messenhausers Rede.

„Weil, weil," entgegnete Messenhauser stockend, „je nun, weil man, wie gesagt, Mißtrauen hegte."

„Gegen Wen?" frug der General in schneidendem Tone.

„Gegen jenen Menschen," erwiderte Messenhauser, „oder, wie es sich jetzt ergeben hat, gegen jenen

Offizier. Sie werden es daher so begreiflich als verzeihlich finden, Herr General, daß wir, durch das Zusammentreffen so vieler Verdacht erregender Umstände veranlaßt, die Nothwendigkeit fühlen mußten, uns Licht in dieser Sache zu verschaffen. Der passendste und ehrenhafteste Weg erschien unbedingt der, welchen wir eingeschlagen; nämlich den Herrn General offen und gerade Mann gegen Mann und Stirn gegen Stirn zu fragen: wie sich eigentlich diese Sache verhalte, — welche Beweggründe den Herrn General leiteten, Dero gewiß trefflichen Plan in ein so tiefes Geheimniß zu hüllen. Denn," fügte er mit verbindlicher Kopfbeugung hinzu, „von einem Zweifel an Ew. Excellenz Treue konnte hier wohl nie die Rede sein, da Ihr Name, wie Ihre früheren Thaten, über jeden Verdacht erhaben sind. Nicht wahr, meine Herren?" wandte er sich fragend an die Offiziere.

„Ja wohl! Jedenfalls! Gewiß!" war die lebhafte, geräuschvolle Antwort derselben. Man sah es fast allen an, wie ausnehmend freudig sie überrascht waren, diese peinliche Scene eine solche Wendung nehmen zu sehen.

„Meine Herren," nahm der General das Wort, „vollkommen einverstanden bin ich mit dem, was so eben der Herr Oberkommandant Messenhauser in Ihrem Namen zu sagen die Güte hatte. Es war

nicht die Frage an und für sich, sondern die Form derselben, in der sie gemacht wurde, welche mich auf erschütternde Weise verletzte und empörte." Er sah bei diesen Worten Herrn Oberst Schaumburg mit einem unmöglich zu beschreibenden Blicke an, „denn diese war keineswegs der Art geschehen, wie es der Brauch ist, wenn ein Mann von Ehre dem andern, der Offizier dem Offizier gegenüber eine offene Sprache ausspricht, denn dieselbe erinnerte weit eher an die Schranken eines polizeilichen Korrektionsgerichts als an mein Hauptquartier. Doch lassen wir jetzt, ich bitte, diese Formfehler auf sich beruhen; schenken Sie mir nur noch wenige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, damit ich dadurch in die Lage versetzt werde, einiges Licht in die Dunkelheit jenes beklagenswerthen Mißverständnisses zu bringen."

Es entstand in Folge dieser kurzen Anrede eine lautlose Stille.

„Ich hatte den Plan, den Herrn Präsidenten Kossuth zu vermögen, mit dem Heere der Ungarn die österreichische Grenze zu überschreiten und auf Wien zu marschiren, da der hohe Reichstag es leider nicht in seiner Convenienz fand, den einzigen Freund, welchen uns die Verhältnisse gelassen, zu Hülfe zu rufen. Ich erwartete zwar von dem kaum nothdürftig organisirten Heere der Ungarn keine entscheidenden Siege, keinen vollständigen Entsatz; da aber die

Cernirung dieser großen Stadt eine bedeutende Truppenzahl des Feindes in Anspruch nimmt, so konnte auch hier Windischgrätz nur mit den wirklich disponiblen Truppenkörpern, namentlich mit der Kavallerie, wirken, und diese haben die Ungarn nicht zu fürchten. Und fehlt auch dem ungarischen Heere zur Zeit noch ein geübter, kriegskundiger Führer, so ist dieß beim k. k. Heere auch der Fall, denn was einigermaßen mit Recht auf diesen Namen Anspruch machen könnte, befindet sich gegenwärtig in Italien. Zur gleichen Zeit mit dem Angriffe des ungarischen Heeres beabsichtigte ich, auf den beiden Linienpunkten St. Marx und Währing eine energische Diversion zu machen, welche sich jedoch auf ein heftiges Artilleriegefecht beschränken sollte, und deren Hauptzweck allein der war, die feindliche Artillerie zu einer Koncentrirung auf diesen beiden Punkten zu nöthigen, und so einen größern Theil derselben außer Wirksamkeit gegen das ungarische Heer zu setzen. Der Hauptzweck aber, welchen ich hierbei im Auge hatte, war: während dieser Operation, gleichviel ob sie gelang, ob nicht, auf energische Weise nicht nur den Prater, den Augarten und die Brigittenau, nein, auch die zunächstgelegenen Dörfer zu säubern und unbrauchbar zu machen; die erstgenannten drei Punkte aber durch Feldschanzen zu decken, daß es dem Feinde Zeit und Opfer gekostet haben würde, wieder in ihren Besitz

zu gelangen. Ich wünschte dieß hauptsächlich darum, weil die Leopoldstädter Vorstadt der wichtigste Punkt des hiesigen Platzes ist und zugleich der schwächste; der wichtigste, weil kein Glacis ihn von der inneren Stadt trennt, dieselbe also von dort aus mit Erfolg beschossen werden kann, der schwächste, weil er unmittelbar vor den letzten Häusern von Terrain umgeben ist, welches wir unvermögend sind, durch unsere Artillerie wirksam zu bestreichen; auf diese Art also auch nicht in der Lage sind, diese Vorstadt genügend zu decken."

Bem schwieg einige Augenblicke, erschöpft von der Anstrengung des längeren Sprechens.

„Herr General....." hob Messenhauser mit achtungsvollem Tone an.

„Erlauben Sie, daß ich beende, was ich den Gesammtanwesenden mitzutheilen begann. Die Gründe, meine Herren, welche mich bestimmten, ein strenges Stillschweigen über diese Angelegenheit zu beobachten, waren folgende: Wir sind in dieser Stadt von Verrath umgeben," sagte er mit scharfer Betonung, „weil wir nicht Strenge üben wollen oder können. Es befinden sich noch in diesem Augenblicke viele k. k. Offiziere in Civilkleidern innerhalb der Linien dieser Stadt, ohne daß man den Zweck ihres Hierseins kennt, ohne daß sie sich der Sache des Volkes angeschlossen, ohne daß man es

wagte, sie unschädlich zu machen. Daß diese Herren genaue Rapporte in die Hauptquartiere des Feindes liefern, ist konstatirt durch die Maßregeln, welche der Feind stets ergriff, wenn unsrerseits Ausfälle versucht wurden. Ich erachtete es ferner für eine Nothwendigkeit, meinen Plan geheim zu halten, da ich einerseits nicht wissen konnte, ob mein Brief auch in die Hand des Präsidenten Kossuth gelangen würde, und ob dieser, wenn es wirklich der Fall, auf meinen Plan einzugehen in der Lage sei; andrerseits, weil jeder Befehl, den ich an die Herren Postenkommandanten erlasse, binnen wenigen Stunden ein öffentliches Geheimniß, ein Gespräch der Stadt wird. Ich mag nicht untersuchen, ob dieß aus Schwäche oder böser Absicht geschieht, allein Sie werden mir eingestehen müssen: das Resultat bleibt dasselbe. Der Offizier endlich, welchem ich die Botschaft anvertraute, ist einer jener seltenen Charaktere, welche sich eher tödten lassen, als ihr Geheimniß verrathen; ich kenne diesen Mann seit länger als achtzehn Jahren, und habe in schwierigen Lagen Gelegenheit gehabt, seine Treue zu erproben. Ich ließ ihm durch den Chef meiner Feldkanzlei eine Passirkarte ausfertigen, welche ich eigenhändig unterzeichnete. Weßhalb er diese nicht benützt? ich weiß es nicht; ob er sie verlor? ich weiß es ebenfalls nicht; denn man sandte ihn nicht zu mir, als man ihn arretirt, so sehr er

auch darum bat, sondern in das Hauptquartier des Herrn Oberkommandanten Messenhauser. Hier, meine Herren, haben Sie die Aufklärung dieser Sache. Ich hoffe, daß Sie jetzt die volle Ueberzeugung werden gewonnen haben, daß Bem kein Verräther sei."

Ein lebhaftes Gemurmel des Beifalls unter den Offizieren folgte dieser Auseinandersetzung, und als Herr Messenhauser die Anregung machte, dem alten Feldherrn ein Lebehoch zu bringen, konnte man aus dem Enthusiasmus, womit diesem Vorschlag von den Anwesenden Folge gegeben ward, klar ersehen, wie auch der letzte Schatten des Mißtrauens gewichen sei. Als sich der Beifallssturm der Offiziere einigermaßen wieder gelegt, bat Herr Messenhauser in schön gesetzter Rede den General dringend: ob es nicht möglich sei, diesen vortrefflichen Plan noch in Ausführung zu bringen.

„Nein!" entgegnete Bem kurz und bestimmt, „es ist zu spät! Wir haben durch Mißtrauen fast volle 24 Stunden verloren, und 24 Stunden ist in unserer Lage viel Zeit! Hätte man den Offizier sogleich, als man ihn ergriff, zu mir gebracht, wäre es vielleicht noch möglich gewesen; jetzt nicht mehr. Auch dürfte mein früherer Plan in wenigen Stunden nun bekannt sein," fügte er leiser hinzu, mit seltsamem Lächeln auf den Boden blickend.

Der Oberkommandant Messenhauser verließ nun

mit seinen Offizieren das Schloß. Der General sah, als er allein war, längere Zeit mit schmerzlichem Gesichtsausdruck durch das Fenster; sein Auge, das bisher gerade vor sich hingeblickt, wandte sich aufwärts und — ward feucht. „Seltsam!" sagte er kaum hörbar vor sich hinsprechend, „mir, der nie sein Wort gebrochen, mißtraut man, nimmt die kleinste Gelegenheit mit Begierde auf, mich und meine Handlungen zu verdächtigen; und denen, welche die Völker seit Jahrtausenden getäuscht und betrogen, mit Füßen getreten, denen vertraut man nach jeder Lüge, jedem Verrath mit freudiger Zuversicht und Hoffnung auf's Neue. In dieser Unnatur und Dummheit liegt unser ganzes Unglück. Diese beiden Faktoren gebären alle Eigenschaften, die der Knecht bedarf, um sich geduldig treten zu lassen. Erbärmliche Menschheit!" Ein tiefer Seufzer entrang sich der gepreßten Brust. Langsam schritt er nach dem hinteren Theile des Zimmers, nahm von der umgestürzten Kiste, welche seinem Lager als Tisch diente, das darauf liegende Buch, und begann, nachdem er das Zeichen des Kreuzes zuvor gemacht, eifrig darin zu lesen. Bald darauf wurde der Personal-Adjutant des Oberst Jelowicky gemeldet. Er ließ ihn sogleich eintreten und legte das Buch wieder auf seinen frühern Platz.

„Was führt Sie zu mir, mein Bester? — ist

Etwas vorgefallen?" frug der General rasch den Major Zor***, als dieser eintrat.

„Ich komme auf Befehl des Herrn Oberst Jelowicky, mein General!" entgegnete der Major.

„Was will der Herr Oberst von mir?" frug Bem gespannt.

„Er wünscht Geschütze, das heißt mehr Geschütze, als Sie ihm zur Disposition gestellt, mein General; namentlich bittet er um Positionsgeschütze."

„Ich habe dem Herrn Oberst 60 Geschütze versprochen; so viele, weiß ich, sind da und zu seiner Verfügung. Ich weiß so gut wie der Herr Oberst, daß diese durchaus nicht hinreichend sind für die Vertheidigung einer so großen Stadt, aber was soll man machen? Die Rapporte, welche ich aus den Zeughäusern bekomme, sind trostlos; das Material scheint absichtlich verschleppt zu sein, denn ich habe eine zu gute Meinung von der österreichischen Artillerie, als daß ich an eine solche Unordnung in ihren Arsenalen glauben könnte. Wenn ich hier Macht genug besäße, ich würde diesen Herrn Kommandanten der bürgerlichen Artillerie erschießen lassen, wenn er nicht die Güte hätte, mir andere Eröffnungen zu machen; auch mehr Munitionsvorrath müßte sich vorfinden, o ich bin überzeugt davon. Sehen Sie selbst," sagte der General heftig, indem er in die Feldkanzlei den Befehl hinauf rief, sogleich die Meldungen und Listen

herbeizubringen, welche er über den Bestand des vorhandenen Materials erhalten. „Da! sehen Sie selbst," sagte er zu dem Major, indem er die Meldung vor ihn auf den Tisch hinwarf, „Rohre genug, allein keine Laffetten dazu; zu den wenigen Laffetten aber, welche noch da sind, fehlen passende Rohre. Ladezeug ist fast keines vorhanden; leuchtet hier nicht die Absichtlichkeit heraus? Man entschuldigt sich damit," fuhr er nach kurzer Pause fort, „das kaiserliche Zeughaus sei vom Volke geplündert worden, es sei möglich, daß Vieles gestohlen und verschleppt worden sei."

„Artillerie-Material verschleppt?" lachte höhnisch Zor***.

„Selbst die Bestandlisten," sprach der General weiter, „sollen nach der Angabe des Herrn Spitzhüttl von dem k. k. Militär, welches das Zeughaus besetzt hielt, bei seinem Abzuge verbrannt worden sein. Mit solchen Abgeschmacktheiten glauben diese Ignoranten zu täuschen! Hätte ich nur die Macht, welche ich meiner Stellung nach haben sollte und müßte, sie würden es bald sehen und fühlen, mit wem sie es zu thun haben; ich wollte mit ihnen sprechen, daß sich ihnen das Haar emporsträuben sollte."

Der General ging einigemal heftig im Zimmer auf und ab, um die Hitze zu unterdrücken, welche sich seines Inneren zu bemächtigen begann.

„Der Herr Oberst Jelowicky ist sehr seltsam!"

hub er von Neuem an: „er hat alle Angaben aus den Zeughäusern eben so gut und genau erhalten als ich; ich selbst übersandte sie ihm, er sollte daher wissen, wie es steht, er hätte sich darnach richten müssen!"

„Mein General," nahm der Major das Wort, als dieser schwieg, „der Herr Oberst theilte mir mit, daß auf Befehl von Ew. Excellenz, so viel als es irgend die Zeit erlaube, neue Laffettirungen angefertigt werden sollten....."

„Der Herr Oberst ist toll!" unterbrach mit leidenschaftlicher Heftigkeit Bem den Major, „der Herr Oberst geberdet sich, als habe er erst vor wenigen Tagen das Kadettenhaus verlassen; ja schlimmer. — Sagen Sie dem Herrn Oberst Jelowicky: ich lasse ihn höflich ersuchen, mich nicht auch für toll anzusehen! Um ihn zu treffen, dürfte meine Macht hier doch noch ausreichend sein! — Jetzt Laffetten bauen! Jetzt, wo jede Stunde der Angriff eines uns zehnmal überlegenen Heeres droht! Er so gut wie ich weiß es, daß wir nur zur allerhöchsten Nothdurft für die kleine Anzahl der Geschütze, die wir besitzen, mit Bedienungsmannschaft versehen sind, da die hiesigen Bürgerartilleristen durchaus nicht dafür zu gebrauchen sind, und auch nicht den Willen hatten, es schnell zu erlernen. O, es ist eine Feigheit in diesem uniformirten Spießbürgerthum, welche nur an

Größe von ihrem Mißtrauen übertroffen wird gegen diejenigen, welche es gut mit ihnen meinen. O mein Gott, hätte ich nur eine verlässige, einigermaßen geübte Truppe von 2000 Mann, ich wollte ihnen zeigen, was ihre Pflicht ist; sie sollten mir ihre liebe Vaterstadt vertheidigen mit einer spartanischen Tapferkeit. — Aber apropos!" sagte der General in verändertem Tone, „wie befindet sich sonst der Herr Oberst Jelowicky?" Er fixirte bei dieser Frage den Major mit scharfen Blicken.

„O ganz gut, mein General, ganz gut!" entgegnete der Gefragte. „Herr Graf Potocky besucht ihn öfters, sonst Niemand."

„Ich hoffe, Sie haben Augen und Ohren offen, wenn er da ist! Schickt man Sie nicht weg bei den gräflichen Besuchen?"

„Zweimal versuchte man es; aber ich überhörte den Befehl und ging nicht, und man wagte nicht, ihn zu wiederholen."

„Ganz gut! ganz gut so!" lachte der General.

„Und welche Antwort soll ich dem Herrn Oberst Jelowicky auf seine Bitte an Ew. Excellenz überbringen?"

„Sagen Sie dem Herrn Oberst," erwiderte der General nach kurzem Bedenken, „ich ließe ihm sagen: ein guter Koch müsse es verstehen, auch mit wenigen Gerichten viele Gäste abzuspeisen; werden sie auch

nicht alle komplet satt, so muß er die Gerichte doch so zubereiten und so zu serviren verstehen, daß am Schlusse des Gastmahls doch allen der Appetit benommen ist. Sagen Sie ihm ferner: Ich hielte ihn für einen guten Koch, der diese Kunst aus dem Grund verstünde, wenn ihm die Lust dazu nicht mangelt, und ich lasse ihn so dringend als ernstlich ersuchen, Lust zu haben; beim Serviren aber und beim Anordnen der verschiedenen Speisen würde ich ihm selbst tüchtig behülflich sein. Und nun eilen Sie, damit Sie zurück kommen zu Ihrem Chef, und geben Sie gut Acht, daß er uns nicht etwa absichtlich Etwas versalze."

Der General nickte bei diesen Worten freundlich dem Major Zor*** zu und dieser entfernte sich mit einer achtungsvollen Verbeugung.

Sechzehntes Kapitel.

Die Protektion.

In der Abwesenheit des Personaladjutanten Zor*** hatte Oberst Jelowicky einen Besuch von seinem angeblichen Freunde und Bundesgenossen, dem Grafen A. Potocky. Beide Herren schienen sehr uneins in ihren Ansichten über einen Gegenstand zu sein; man konnte dies, obgleich sie mit sehr gedämpfter Stimme sprachen, aus ihren heftigen Gestikulationen, ihrer sich überstürzenden Redeweise entnehmen.

„Nein! nein! und abermals nein!" rief der Oberst mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „dies thue ich nicht, — weil ich es nicht kann — nicht ohne augenscheinliche Lebensgefahr kann! Ich habe nicht Lust, mich erschießen zu lassen!"

„Aber Sie hören mich nicht, Sie sind ganz toll!" unterbrach Potocky mit gleicher Heftigkeit den Oberst, „ich sage Ihnen ja, daß in diesem Augenblicke wahrscheinlich Bem schon Arrestant ist, daß er vielleicht binnen 24 Stunden erschossen wird."

„Unsinn!“ brummte Jelowicky mit verdrießlichem Achselzucken.

„Heiland der Welt! daß man Sie auch von Nichts überzeugen kann,“ fuhr der Graf wüthend heraus, „Sie sind schlimmer als ein verrittenes Pferd!“

„Ich werde in sehr kurzer Zeit Nachricht haben, Herr Graf, wie viel Wahrheit an Ihrer übertriebenen Mittheilung ist. Mein Adjutant befindet sich in diesem Augenblicke bei General Bem, und muß binnen wenigen Minuten zurück sein. Sie werden dann Gelegenheit finden, sich zu überzeugen, was an diesem tollen Gerüchte ist, das man Ihnen aufgebunden, und welches Ihnen ganz den Kopf verdreht zu haben scheint und Sie unfähig macht, auf besonnene Rede zu hören.“

„Wenn ich Ihnen aber sage, Oberst, daß ich es aus dem Munde des Herrn Platzhauptmanns de Bée selbst gehört,“ sagte der Graf mit eindringlichem Tone zu Jelowicky, „und dieser ist denn doch gut unterrichtet. Es ist kein Zweifel, der kluge Fürst Windischgrätz, oder der geistreiche Banus, haben dem Bem durch die dritte Hand eine Schlinge gelegt, einige Versprechungen gemacht, und der alte Fuchs ist, trotz aller Schlauheit, entweder in jene gerathen, oder an dem Köder dieser Versprechungen hängen geblieben, weil sich der alte Hochverräther vielleicht ein-

bildet, man werde ihm Wort halten.“ — „Hah!“ fuhr der Graf entzückt fort, sich dabei fröhlich die Hände reibend, „wenn ihn nur der Fürstmarschall erst in seiner Gewalt hat und mit seinen sieghaften Truppen in Wien eingerückt ist, dann wird Herr Joseph Bem erfahren, wie man mit Leuten seinesgleichen umspringt, und wie man ihnen Wort hält. An denselben Kandelaber, an den man den treuen Latour aufhing, wird er placirt werden, wenn man ihm anders noch diesen Platz erlaubt, oder wenn ihn nicht der bornirte Messenhauser in seiner übereilten Manier zuvor erschießen läßt, da sein Verrath an den hiesigen Verhältnissen ziemlich klar an den Tag gekommen ist. Die Sache mag jetzt kommen, wie sie auch immer will, Bem ist auf jeden Fall verloren!“ Der Graf brach hiebei in ein jubelndes Gelächter aus.

Oberst Jelowicky hatte den Grafen während dieser ganzen Rede mit unheimlichem Lächeln seitwärts angeblickt und mehrmals tief Athem geschöpft. Potocky bemerkte dies in seinem freudigen Triumphe nicht; mit schnellen Schritten durcheilte er das geräumige Zimmer, da trat der Personaladjutant des Obersten ein, um die Antwort des Generals zu überbringen.

„Kommen Sie soeben — eben jetzt aus dem Hauptquartiere des Herrn General Bem?“ frug Oberst

Jelowicky in äußerster Spannung gleich beim Hereintreten seinen Adjutanten.

„Vergebung, mein Oberst, wenn ich so viel Zeit gebraucht," antwortete Major Zor***; „allein ich mußte warten, konnte nicht sogleich den Herrn General sprechen. Der Herr Oberkommandant Messenhauser war in Begleitung seines ganzen Stabes, wie es schien, zum Kriegsrathe bei ihm. Als sich sämmtliche Herren, nachdem sie noch zuvor dem Herrn General Bem ein dreimaliges donnerndes Lebehoch gebracht, entfernt, hielt mich der Adjutant vom Tage noch einige Zeit im Ordonnanzzimmer zurück, ehe er mich meldete, mit dem Bedeuten: der General wünsche immer kurze Intervalle, namentlich wenn er viel zu sprechen veranlaßt worden."

Der Eindruck, den die kurze Mittheilung des Personaladjutanten auf den Oberst, so wie auf den Grafen Potocky hervorbrachte, war ein schlagender zu nennen; wenn auch die Empfindungen, die er in beiden Männern erzeugte, keineswegs die gleichen waren. War auch Oberst Jelowicky ein Feind Bem's, haßte er ihn auch, weil er die Ueberlegenheit seines Geistes, seinen Ruf als Soldat beneidete; so besaß er doch noch nicht volle Verdorbenheit des Charakters genug, um einen Mann, mit dem er die Gefahren blutiger Kämpfe getheilt, auf solch niedere und gemeine Weise enden zu sehen; —

zugleich hatte ihn die unüberlegte Freude des Grafen Potocky einen tiefen Blick in das Getriebe seiner aristokratischen Bundesgenossen werfen lassen, der ihn mit Schauder erfüllt und einen tödtlichen Haß gegen dieselben in seinem Innern heraufbeschworen hatte. Ein lebhaftes Gefühl der Reue zerfleischte seine Brust; hätte es nach allem Vorhergegangenen noch in seiner Macht gestanden, von dem betretenen Wege umzukehren, sich loszuwinden von dieser Gemeinschaft: mit Freude und Aufrichtigkeit würde er es in diesem Augenblicke gethan haben. Jelowicky war schwach, selbst zu schwach, um ein vollkommener Bösewicht zu sein; er besaß den Charakter, wenn man dies überhaupt einen Charakter nennen kann, der Landsknechte des Mittelalters: wo der meiste Vortheil, das beste Avancement zu hoffen war, dorthin ging er. Tapfer, entschlossen, ja oft verwegen in seinen Handlungen, wenn die Gefahr ihn unmittelbar umgab, war er schwankend, leichtsinnig und unentschlossen im gewöhnlichen Leben.

Potocky, steif wie ein gefrorener Fisch vor Schreck und Wuth, stand lautlos an Jelowicky's Stuhl gelehnt, die Augen starrten weit aus den Höhlen hervor auf einen Punkt. Nach einer langen Pause, während welcher er mit äußerster Gewalt nach Fassung rang, frug er den Personaladjutanten mit einem Tone der Stimme, als habe er eine Woche

keinen Trunk über die Lippen genommen: „Sie sagten, Herr Major, der Herr Oberkommandant Messenhauser und die ihn begleitenden Offiziere — — hätten dem Herrn General Bem ein — — ein dreimaliges Lebehoch gebracht; — ist Ihnen vielleicht die Veranlassung dieses Wunders bekannt?"

„Allerdings," entgegnete der Major, „der Zufall hatte eine Begebenheit zu Stande gebracht, welche Mißgunst und Gemeinheit auf eine Weise ausgebeutet, die eben so abgeschmackt als niederträchtig genannt zu werden verdient!"

„Ahba!" lachte der Graf nicht ohne Verlegenheit.

„Man beschuldigte nämlich," fuhr der Personaladjutant fort, „den General des Verrathes."

„Ah!" rief Potocky mit forcirter Komik in Ton und Antlitz, „diesen albernen Gerüchten, welche auch ich zu hören bekam, hat man Glauben geschenkt; mein Gott, wie thöricht! Wie konnte sich Messenhauser von solchen absurden Märchen zu ernsten Besorgnissen hinreißen lassen?"

„Sie haben vollkommen recht, Herr Graf," entgegnete der Major ernst, sowohl Potocky wie den Oberst mit festem Blicke fixirend, „es ist eben so lächerlich als bemitleidenswerth und gemein, hinter einem Mann, wie General Bem, Verrath zu suchen; um so lächerlicher aber, da die Verräther, welche sich in

unserm Lager befinden, recht gut gekannt, und, wie ich zuverläßig weiß, genau beobachtet sind." Der Major betonte die Schlußworte seiner Rede mit beißender Schärfe. Der Graf, so wie der Oberst, erbleichten.

Es folgte dieser Scene ein peinliches Schweigen, während welchem sich der Major einige unbedeutende Beschäftigung mit den Instrumenten und Karten machte.

„Würden Sie wohl die Güte haben, Herr Oberst," begann der Major wieder, „mir für eine Stunde Urlaub zu geben, ich wünschte zwei Landsleute meiner Bekanntschaft aufzusuchen?" Der Major sprach diese Frage mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit aus, die wenn auch nicht den Oberst, so doch den Grafen zu beruhigen schien.

„O sehr gern, mein Bester," entgegnete der Oberst verbindlich, „wir haben Beide heute schon tüchtig gearbeitet!" Er warf bei diesen Worten einen raschen Blick voll Mißtrauen und Neugierde auf den Major.

Major Zor*** nahm seine Kopfbedeckung und entfernte sich schweigend, nachdem er beide Herren achtungsvoll gegrüßt.

„Heiland der Welt!" stöhnte Oberst Jelowicky, sich verzweiflungsvoll die Stirne reibend, als die Schritte des Adjutanten im Nebenzimmer und auf

dem Gange nicht mehr zu hören waren. „Sind Sie nach dem so eben Erlebten noch der Meinung, mein Herr Graf, daß die dringenden Besorgnisse, welche ich in meinem Briefe vor einigen Tagen gegen Euer Hochgeboren auszusprechen die Ehre hatte, Furcht vor Gespenstern waren? Haben Sie nun der Beweise noch nicht genug?"

„Es ist mir unbegreiflich, Herr Oberst," sagte der Graf, stolz den Kopf in die Höhe werfend, „worauf Sie eigentlich Ihre immerwährenden Besorgnisse basiren. Weil der alte Bem mit gewandter Klugheit und Ruhe den Kopf aus der Schlinge gezogen, die ihm bereits den Hals berührte, glauben Sie, daß die Unseren in der Schlinge sich befänden? Weil Ihr Herr Personaladjutant, dieser brüske, trunksüchtige Bursche, sich mit gemeiner Frechheit gegen uns zu betragen wagte, folgern Sie, daß man uns durchschaue? Ich sage Ihnen, wäre dies der Fall, man würde bei dem jetzt herrschenden Terrorismus kurzen Prozeß mit uns machen, und nicht der Titel eines Reichstagsabgeordneten würde mich davor schützen. Denken Sie an Latour. Glauben Sie mir, weder Bem noch irgend Jemand hier ahnet etwas von dem, was wir spinnen; wir wären sonst schon Beide arretirt. Ich habe einen ziemlich scharfen Blick — und Sie sehen, daß i ch ruhig bin."

„Ich sehe," entgegnete Jelowicky mit von Wuth

erstickter Stimme, „ich sehe, daß Ew. gräflichen Gnaden nicht nur hochfahrend und leichtsinnig, sondern auch vollkommen verrückt sind! Wäre mein Schicksal durch die unseligen Verhältnisse, welche nun leider einmal zwischen uns bestehen, nicht eng mit dem Ihrigen verknüpft, ich würde Sie unbehindert dem Abgrunde zulaufen lassen, auf den Sie mit so rasender Verblendung losstürmen. Da aber die Umstände einmal so sind, wie sie sind, werde ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln es zu verhindern suchen, daß Ihr Uebermuth uns nicht Beide verderbe; denn ich bin weder ein Knabe noch ein Toller!

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Oberst?“ fuhr der Graf sichtbar beleidigt auf.

„Ich will damit sagen, Herr Graf Potocky,“ schrie der Oberst wie rasend, durch den hochfahrenden, verächtlichen Ton Potocky's auf's Aeußerste gebracht, „daß ich Sie eher eigenhändig ermorde, als daß ich mich von Ihnen durch Ihren Leichtsinn ermorden lasse.“

Der Oberst war im Sturmschritt, heftig mit beiden Armen gestikulirend, im Zimmer auf- und niedergerannt, während er dies sprach. Graf Potocky schien durch den Wuthausbruch des Obersten nachdenkend geworden zu sein. Nach einer langen Pause, während welcher Jelowicky seinen Marsch mit gleicher Hef-

tigkeit, ohne zu sprechen, rastlos fortgesetzt, — ähnlich einem Raubthiere, das am Gitter seines Käfigs unermüdet hin- und herläuft, — hob der Graf, sich bezwingend, mit gleichgültigem Tone an:

„Gut denn, Herr Oberst, ich füge mich Ihrem Wunsche! Lassen Sie uns vorsichtig sein; vor Allem aber lassen Sie uns handeln, lassen Sie uns gemeinsam erwägen, was wir thun wollen, wenn Alles sich wirklich so verhielte, wie Sie meinen und glauben."

„Ich war bereits dabei, Ihnen ruhig meinen Plan zu entwickeln, als mich Ew. gräflichen Gnaden in ihrer aufbrausenden, hochfahrenden Art unterbrachen und Unmöglichkeiten von mir begehrten, begehrten — ich solle eine Geschützaufstellung anordnen, welche den k. k. Truppen den wenigsten Schaden zufügen könne. Bem würde ja meine Absicht sogleich durchschauen, und die Aufstellung verändern, mich aber sofort vor ein Kriegsgericht stellen. Mein Plan ist folgender: Ich habe bei Besichtigung der Geschützmunition die Bemerkung gemacht, daß sich unter derselben eine ziemliche Anzahl sogenannter Lerncartouche befindet, Patronen, welche die noch ungeübte Mannschaft der Artillerie zum Zwecke des Erlernens anfertigen muß. Man läßt diese Patronen anstatt mit Pulver mit Sägespähnen oder Sand füllen, und sie unterscheiden sich von den wirklich schar-

fen Patronen einzig durch das Gewicht für die Hand des geübten Artilleristen, da die Außenseite beider Gattungen völlig gleich ist."

Ein heiteres Lächeln umspielte den Mund des Grafen während der Mittheilung des Obersten, obgleich dann und wann von einem besorgten Blick auf Jelowicky untermischt.

„Es wäre nun meine heilige Pflicht gewesen," fuhr der Oberst fort, „diese Lehrpatronen augenblicklich vernichten zu lassen, damit dieselben nicht unter die scharfe Munition gerathen, und durch eine solche Irrung Unglück für unsere Waffen entstehe; ich habe es stillschweigend geschehen lassen," sagte er, einen bedeutungsvollen Blick dem Grafen zuwerfend, „daß man diese Lehrmunition mit der scharfen vermische."

„Und wenn man dies nun vor der geeigneten Zeit bemerkt," warf der Graf ein, „ist es dann nicht dasselbe?"

„Nein, Herr Graf, es ist nicht dasselbe!" sagte der Oberst. „Nicht ich habe dieses Untermischen anbefohlen, nicht von mir, dem Chef der Artillerie, wird und kann man verlangen, daß die Geschützpatronen untersucht werden sollen. Die unberechenbaren Folgen dieses Versehens werden sich übrigens erst im Augenblicke des Gefechtes herausstellen, und dann ist's zu spät, strenge Untersuchungen zu

machen. Ein jedes Geschütz aber, welches man mit einer solchen Lehrpatrone laden wird, ist — gering gerechnet, für mehrere Stunden für das Gefecht unbrauchbar; denn man zieht einen scharf eingesetzten Kugelschuß nicht so leicht aus der Seele des Rohres wieder heraus, wenn man dies nicht gänzlich verderben will. Wir müssen es allerdings dem Zufall überlassen, wie viele Geschütze durch diese Irrung unbrauchbar gemacht werden, — allein wir haben deren auch im Verhältniß zu unserer Lage, unserer Aufgabe so wenige, daß wir auch nicht ein halbes Geschütz entbehren können, ohne den fühlbarsten Nachtheil davon zu empfinden. Ich hoffe, daß Sie jetzt anfangen werden zu begreifen, mein Herr Graf, wie mein Plan ein guter und zugleich vorsichtiger genannt zu werden verdient."

„O, Sie sind zum Küssen, mein kluger Jelowicky!" jubelte der Graf mit unverhohlenem Entzücken; „ich sehe es ein, und gestehe es Ihnen auch deshalb gerne zu, daß ich in dieser Sache vollkommen Unrecht gehabt. Vergeben Sie mir meine Heftigkeit, meinen Leichtsinn, wie Sie es zu nennen belieben; ich kann jedoch mein Temperament nicht anders machen, als es nun einmal ist."

„Leider! leider! wir haben die Proben davon," brummte der Oberst Jelowicky mit erzwungenem Lächeln.

„Könnte es mir nun auch nur gelingen, Sie von Ihrer allzuängstlichen Vorsicht zu heilen, mein lieber Oberst, welche Ihnen so viele unnöthige Unruhe, Sorge und Qual bereitet," fuhr der Graf in lachendem Tone fort. „Diese qualvolle Unruhe Ihrerseits, die man schon auf eine Distance von 25 Schritten bemerken kann, ist — fürchte ich — weit auffallender und Verdacht erregender als mein Leichtsinn. Wer eine ernste und gefahrvolle Handlung zu begehen beabsichtigt und die Kraft hat, so heiter und unbefangen zu erscheinen, wie ich, mein lieber Jelowicky, der muß eine große Seele, einen erhabenen Geist besitzen ...."

„Oder bis zur Verrücktheit leichtsinnig und unvorsichtig sein," replizirte der Oberst. „Ich bin sonst sicher nicht der Mann, welcher so leicht aus der besonnenen Kaltblütigkeit herauszubringen ist; aber tragen Sie auch meinen Verhältnissen einige Rechnung, was Ihnen, dem reichen gräflichen Grundbesitzer Galiziens, dem Reichstagsabgeordneten, dessen Person, so lange derselbe währt, eine unantastbare und geheiligte ist, nur unbedeutend zu schaden vermag, kann mich, den flüchtigen Polenobersten, unrettbar verderben. Sie waren es, Herr Graf, der meine Mitwirkung zu einem Zwecke begehrte, welcher, wie ich gern zugeben will, ein guter ist. Sie verhießen mir Schutz und eine ehrenvolle Stellung im

kaiserlichen Heere, wenn hier diese traurige Katastrophe ihr Ende erreicht haben würde; Sie gaben mir darauf Ihr gräfliches Ehrenwort! — Ist es nun recht, ist es edel — mich — der Ihnen in diesem gewagten Spiele unbedingt vertraute, muthwillig in Situationen zu bringen, welche mein Leben gefährden? Ist es nicht ein günstiger Zufall nur, daß General Bem hier nicht so aufzutreten vermag, wie er es gewohnt ist und es wünschte? Wäre dies der Fall, — ich hätte es schon schwer empfunden."

„Aber so beruhigen Sie sich doch, Herr Oberst!" fiel Potocky ein, sich gelassen mit einem silbernen Zahnstocher die Reste des Frühstücks aus den schadhaften Zähnen bohrend, „Sie sehen auch Alles gar zu schwarz."

„Ich sehe mit den Augen der Erfahrung," fuhr der Oberst mit unterdrückter Heftigkeit heraus, den Grafen Potocky mit düstern Blicken betrachtend, dessen Gleichgültigkeit ihn innerlich tief empörte. „Wollte Gott, ich könnte Ihnen etwas von meinen Erfahrungen abtreten: sie dürften Ihnen, trotz Ihrer diplomatischen Gelehrsamkeit, nützlicher als Orden und Ehrenstellen sein. — Ich vertraute Ihrem Ehrenwort, Herr Graf; sagen Sie mir daher ohne Rückhalt, was sie für mich zu thun gedenken und werden thun können."

„Ich werde," hub Graf Potocky an, sich mit stolzer

Miene emporrichtend, indem er den silbernen Zahnstocher in die Westentasche steckte, „erstens werde ich mit dem Fürstmarschall Windischgrätz und dem Banus von Kroatien selbst sprechen Ihretwegen; — werde Sie Beiden dringend empfehlen, und meine Empfehlung gilt Etwas bei diesen Herren, — das können Sie glauben! Zweitens werde ich Sie dem tapfern General Augustin selbst vorstellen und dies wird Außerordentliches wirken, denn der alte Herr ist — trotz seiner vielen Kenntnisse, sehr eitel und die Aufwartung eines Potocky — eines Potocky, welcher ihn um Etwas zu bitten kömmt, wird Wunder wirken. Ferner wird Ihnen meine Empfehlung bei . . ."

„Und sonst können Ew. gräflichen Gnaden Nichts für mich thun?" unterbrach Jelowicky den Grafen mit vor Wuth bebender Stimme und leisem Zähneknirschen, ihn mit einem Blicke messend, als wollte er sich auf ihn stürzen.

Potocky mußte dies bemerkt haben, denn er nahm, wie sich besinnend, schnell wieder das Wort, und zwar mit sehr verändertem Tone: „Allerdings, mein bester Oberst, allerdings — aber Sie müssen so gefällig sein und mich aussprechen lassen, damit Sie auch hören können . . . ."

„Ich habe eigentlich schon vollkommen genug gehört und bin ganz im Klaren," lachte Jelowicky

höhnisch, „aber — haben Sie nur die Gnade zu Ende zu sprechen, mein Herr Graf!“

„Ferner soll Ihnen meine Empfehlung,“ nahm Potocky wieder das Wort, jedoch nicht mehr mit dem zuversichtlichen Stolze von vorher in Ton, Haltung und Geberde, „soll Ihnen meine Empfehlung die eifrige Verwendung der königlich ***schen Gesandtschaft am österreichischen Hofe erlangen, die — wie Sie sich überzeugen werden — Alles vermag, durch die Sie nicht nur eine vollkommene Amnestie, sondern auch eine gute Anstellung erhalten werden; denn,“ sagte der Graf mit geheimnißvoll wichtiger Miene, „diese Gesandtschaft ist — unter uns gesprochen, lieber Oberst — gegenwärtig am k. k. Hofe allmächtig, da eine Familienverbindung mit dem Hof dieser Gesandtschaft und dem unsrigen in nächster Aussicht steht, so wie die verdrießliche Geschichte hier in Wien beendet sein wird und man dem renitenten Volke der Ungarn energisch gezeigt hat, wer Herr im Lande ist, ob der k. k. Hof, oder der Plebs.“

Der Oberst hatte sich während der letzten Rede des Grafen kraftlos in einen Sessel niedergelassen; regungslos saß er da, beide Hände über die Brust gekreuzt, — nur die Augen irrten ruhelos am Boden umher.

Längere Zeit schon hatte Graf Potocky zu spre-

chen aufgehört, den Oberst mit stummer Verwunderung betrachtend. Dieser bemerkte es nicht.

„Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, Oberst?“ unterbrach der Graf das Schweigen.

Jelowicky strich mit der Hand mehrmals über Stirn und Augen und blickte Potocky stumpf an. „Bei Ihnen, Herr Graf, und Ihrer gütigen Protektion,“ antwortete er mit jener stoischen Ruhe der Resignation, die das Ergebniß der Verzweiflung ist. Dann fuhr er höflich, jedoch mit schneidender Kälte, fort: „Herr Graf, Sie werden mir vergeben; allein die Verhältnisse zwingen mich, jetzt zu arbeiten.“

Mit beleidigtem Hochmuth griff Graf Potocky schnell nach seinem Hut, — jedoch sich rasch eines Andern besinnend, trat er zu dem Sitze des Obersten und mit der vollendeten Heuchelei, die eine gute adelige Erziehung gewährt, frug er im Tone der Theilnahme und Besorgniß: „Was ist Ihnen, mein theurer Oberst? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Allerdings!“ gab Jelowicky mit matter Stimme zur Antwort, „ich fühle mich nicht wohl!“

Beide Männer sahen sich schweigend an. Der Graf, welcher glaubte, der Ton seiner erheuchelten Theilnahme habe den Oberst getäuscht, ward innerlich wieder ruhiger. Jelowicky hingegen, der fürchtete, der Graf könne den Doppelsinn seiner Antwort verstanden haben, schlug das Auge zur Erde.

„Also leben Sie wohl, mein guter, lieber Oberst," sagte der Graf mit sanfter Stimme, Jelowicky dabei die Hand hinhaltend, was dieser jedoch nicht zu bemerken schien. „Auf baldiges, fröhliches Wiedersehen! — Und werden Sie mir nicht krank! Hören Sie? Ich würde trostlos sein!"

Nach diesen Worten verließ der Graf das Zimmer.

„Ja," murmelte Jelowicky nach einem langen dumpfen Schweigen, „Menschen deiner Gattung sind wirklich trostlose Geschöpfe, zusammengesetzt aus Erbärmlichkeit, Falschheit und Betrug, welche mit dem Speichel der Kriecherei festgeleimt sind. — Ich könnte schreien, wie ein Thier, vor Wuth und Schmerz! — Könnte ich nur weinen!" fuhr er verzweiflungsvoll in seinem Selbstgespräch fort, während die Brust konvulsivisch nach Athem rang — „ich fühle — dies würde mich erleichtern — warum kann ich es nicht? — — ich muß doch einen Augenarzt fragen — warum ich es nicht kann, — es ist 'ne Krankheit — nichts weiter! — Seit achtzehn Jahren habe ich es nicht mehr vermocht, — so viele schwere Schläge des Schicksals mich auch getroffen — das Glück der Thränen ward mir versagt, seit ich von dem heimathlichen Boden mich getrennt — ja, — ich fühle es, wäre ich dort — meine Augen würden jetzt überströmen können! — — O hätte ich mich doch nie in diese deutschen Verhältnisse hier eingelassen," fuhr

er nach einer langen Pause tiefen Nachdenkens fort, „ich glaube — sie werden sehr unglücklich enden — für mich wenigstens — sicher," murmelte er tonlos.

„Diese Deutschen gleichen dem Elephanten, der, zu stark gereizt, endlich für einige Minuten Alles zu Boden tritt; ist die erste Hitze aber verraucht, mit bornirter Gutmüthigkeit sich den Quäler mit dem eigenen Rüssel selbst wieder auf den Nacken setzt, — welchen dieser sonst nie wieder hätte besteigen können. — Es ist gut," sagte er, „daß ich noch keinerlei Uniform anzog, seit ich den Kreis dieser politischen Erbärmlichkeit betrat, — keine Waffe trug. Vielleicht gelingt es mir, mich unerkannt zu flüchten, wenn uns hier die Uebermacht erdrückt haben wird; denn des Herrn Grafen Empfehlungen dürften schlimmer sein als die Flucht."

Siebzehntes Kapitel.

Die Zeit der Gefechte.

Es ist bekannt, daß bis zum 26. des denkwürdigen Monats Oktober 1848 von Seiten des Wiener Cernirungskorps keinerlei Operationen geschahen, welche den Namen eines Angriffs verdient hätten. Die vielen einzelnen größeren und kleineren Vorpostengefechte wären ohne alle Bedeutung geblieben, wenn nicht theils durch die Ungeübtheit der Offiziere des Vertheidigungskorps, welche, jeder Terrainkenntniß baar, oft merkwürdige Aufstellungen trafen, theils durch die gänzliche Manövrirunfähigkeit der Truppen selbst, der Feind dabei Terrain gewonnen hätte. Unläugbar wurden diese kleinen Gefechte oft mit beispielloser Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt. Die Artilleriewaffe betheiligte sich stark dabei, und sie forderten viele nutzlose Opfer, was durch eine ruhigere Haltung sehr leicht hätte vermieden werden können.

Das strategisch-taktische Kunststück des Feldmarschall Fürst Alfred zu Windischgrätz, dessen ausge-

zeichnetes Talent als praktischer Feldherr sich erst in dem darauf folgenden ungarischen Feldzuge in seinem wahren Glanze zu zeigen Gelegenheit fand, um von der militärischen Mit- und Nachwelt vollkommen gewürdigt werden zu können, — dieß Kunststück, Wien mit einer alten geschulten Armee von circa 75,000 Mann und nahe an 200 Geschützen jeden Kalibers zu erobern, oder zu forciren, war keineswegs ein außerordentliches.

Das Vertheidigungsheer Wiens, ohne jede haltbare militärische Organisation, ja selbst in seiner größten Mehrzahl ohne die geringste Dienst- und Waffenkenntniß, bestand in diesen Tagen noch aus inem kleinen Theil der k. k. koncessionirten Nationalgarde (fast nur den Vorstädten angehörend), dem eben so tapfern als wahrhaft ehrenhaften „Proletariat“, welches den größeren Theil der mobilen Garde bildete, nebenbei gesagt, fast die einzige Truppe, die sich wirklich schlug, einigem Zuzug aus den Provinzen, der sehr hoch angeschlagen keine zwei Bataillone formirte, und einer kleinen Anzahl ausgedienter Artilleristen, deren Muth und Entschlossenheit gewiß alle Anerkennung verdient, welche jedoch kaum hinreichten, die Hauptnummern der Geschützbedienung besetzen zu können.

In dem verhältnißmäßig ungeheuern Schwarm der Offiziere, die bei diesem seltsamen Vertheidigungs-

heere fungirten, dürften kaum fünfzig gewesen sein, denen eine militärische Bildung oder auch nur die genauere Kenntniß der Pflichten als solche einen gegründeten Anspruch auf diese Benennung gegeben hätte; von diesen wenigen aber war wiederum die bei Weitem größere Anzahl Ausländer, meist Polen.

Die akademische Legion, dieser früher ziemlich starke Truppenkörper, konnte zu dieser Zeit kaum mehr als ein für sich bestehendes Korps angesehen werden. Ein großer Theil desselben, der Troß, war verschwunden. Ein anderer Theil, meist Studenten, diente in der mobilen Garde im Offiziersgrade, einige wenige in der Artillerie oder sonstwie.

An diesem Tage früh nach 7 Uhr war in dem Ordonnanzzimmer des Bem'schen Hauptquartiers ein originelles Genrebild zu sehen: die Adjutanten sowie die Ordonnanzoffiziere, welche seit dem vorigen Tage permanent im Dienst zu bleiben hatten, und sehr spät sich zur Ruhe begeben konnten, waren zum Theil noch nicht vollständig angekleidet, zum Theil mit ihrem frugalen Frühstück beschäftigt. Adjutant Wehle (der Schleswig-Holsteiner Offizier) kochte in einer Ecke des Zimmers Kaffee und putzte Stiefel, als von der Marrer-Linie her zwei rasch aufeinander folgende Kanonenschüsse gehört wurden.

„Hurrah! Das sind die Ungarn!" schrie Wehle

mit freudestrahlendem Gesicht, die kaum halb geputzten Sporenstiefel im Stehen anziehend.

„Ruhig, Meerumschlungener!“ rief aus einer andern Ecke die tiefe Baßstimme des Hauptmanns Karl, welcher eben einem Stück Speck, zwei rohen Zwiebeln und einem halben Schoppen Schnapps alle Ehre anthat. „Knüpf' deinen Kommißspencer zu und stecke mit einer Stecknadel deine Tellermütze an's rechte Ohr fest, da sie kein Sturmband hat, sonst fällt sie beim Reiten herunter.“

Nach einer kurzen Pause, in der alle Anwesende eifrig beschäftigt waren, ihren Anzug zu ordnen, die übrigen Reste der verschiedenartigsten Frühstücke hinwegzuräumen, die Fenster zu öffnen u. s. w., wiederholte sich das Schießen und begann sich über die Erdberger-Linie bis zur Sophienkettenbrücke auszudehnen. Eben war Alles im Begriff mit Fernröhren auf die Plateforme des Belvedere zu eilen, als sich die Thüre von dem Zimmer des Generals öffnete, und er selbst vollständig angekleidet, den Hut auf dem Kopf, den Säbel an der Seite, heraustrat. Mit einem raschen ernsten Blick durchflog er das Zimmer.

„Zu Pferd, meine Herren! Man greift an,“ sagte er kurz.

Alle Anwesende beeilten sich, dem Befehl Folge zu leisten.

Der General war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben und schien mit Ungeduld auf Etwas zu warten; denn er richtete seine Blicke auf die äußere Thüre des Ordonnanzzimmers, durch welche auch nach einigen Augenblicken sein Personal-Adjutant Paul eintrat.

„Nun?" rief ihm der General entgegen.

„Herr Kommandant Messenhauser hat bereits mit seinem ganzen Stabe sein früheres Hauptquartier in der Stallburg bezogen, auch Oberst Jelowicky ist ihm dahin gefolgt," rapportirte Paul.

„Ist mein Wagen da? Hat man eine offene Kalesche geschickt, wie ich befahl?" frug der General weiter.

„Der Wagen muß in wenig Augenblicken hier sein. Eine offene Kalesche ist bestellt," antwortete Paul.

Der General verließ hierauf das Ordonnanzzimmer und begab sich auf die Plateforme des Belvedere. Als er hier eine kurze Zeit mit dem Fernrohre umgeblickt, ward ihm die Meldung gebracht, der Wagen sei vorgefahren. Er kehrte zurück in das Ordonnanzzimmer.

„Treten Sie näher, meine Herren, ich bitte," sagte er gleich bei seinem Eintritte.

„Wo ist Hauptmann Eduard?" frug er mit finsterem Blick, sich im Kreise der Offiziere umsehend;

es erfolgte keine Antwort. Ohne weiter davon Notiz zu nehmen, theilte er an die Adjutanten schriftliche und mündliche Befehle aus, auf welche Punkte sich dieselben zu begeben hätten.

„Ihre Rapports, meine Herren," schloß er, „werde ich entweder in der Stallburg selbst, oder in dem Bereiche der Leopoldstadt in Empfang nehmen. In jedem Falle aber werden Sie in dem Hauptquartiere des Herrn Oberkommandanten Messenhauser stets erfahren können, wo ich zu finden bin." Er lüftete leicht grüßend den Hut und verließ das Zimmer, sich sofort zu seinem Wagen begebend, in welchen ein Ordonnanzoffizier der akademischen Legion mit einstieg. Schon im Wagen rief er: „Herr Hauptmann Pro***! Sie werden mir folgen mit zwei Ordonnanzen."

„Nach der Marrer-Linie!" rief der Offizier, welcher im Wagen saß, dem Kutscher zu. Der Wagen fuhr ab.

Ein lebhaftes Treiben entstand an der oberen Seite des Belvedere, als der General weggefahren. Die Adjutanten bestiegen ihre Pferde und ritten in Begleitung ihrer Ordonnanzen*) den Punkten zu, über welche ihnen befohlen worden Rapporte ein-

*) Sämmtliche Ordonnanzen waren aus der Mannschaft der reitenden Sicherheitswache genommen.

zuholen. Im Belvedere blieb Niemand zurück als Lieutenant Wehle und der Personal-Adjutant Paul, welche beide über diese Zurücksetzung, wie sie es nannten, weidlich erbost waren.

Als der General mit seinem Gefährt durch die Straße fuhr, welche zwischen dem Bürgerversorgungshaus und dem sogenannten Holzweg durchführt, rief er Adjutant Pro*** zu sich heran. „Sitzen Sie doch ab, ich bitte," sagte er mit gedämpfter Stimme, als dieser dicht an seinen Wagen geritten war, „und treffen Sie eine andere Geschützaufstellung, denn die gegenwärtige ist wirklich kläglich."

Außerhalb des Linienwalles sah man eine starke Infanterie-Abtheilung auf Rollschußweite eines Feldgeschützes in, wie es schien, gedrängter Kolonne aufmarschirt; sie stand regungslos mit Gewehr beim Fuß.

Adjutant Pro*** that wie ihm befohlen. Kaum bemerkte man aber feindlicher Seits, daß mit den drei Geschützen, welche sich hier befanden, eine Positionsveränderung vorgenommen werden sollte, als sich die Kolonne theilte, die Mannschaft des Fuhrwesens auffaß, dem Linienwalle näher fuhr und aus drei Feldkanonen und einer Haubitze, die durch die Kolonne früher maskirt war, eine Kartätschensalve abfeuerte und mit Blitzesschnelle in ihre vorher eingenommene Position zurückfuhr, woselbst die Infanterie neuerdings die maskirende Kolonne formirte.

Ein guter Theil der dort aufgestellten Mobil- und Nationalgarde gerieth in Unordnung und ergriff die Flucht gegen die Paulus-Hauptstraße und konnte erst in der Holzweggasse, ja einige sogar erst in der Steingasse wieder zum Stehen gebracht werden. Mit einem verächtlich bittern Lächeln sah der alte General den Flüchtenden nach.

„Wäre doch mein guter sanguinischer Smolka hier," murmelte er für sich, „ich würde ihn jetzt ersuchen, an die Begeisterung des Wiener Volks zu appelliren. Kaum einige Mann getroffen und die Mehrzahl läuft! Helfen Sie mir aus dem Wagen," sagte er barsch zu dem neben ihm sitzenden Offizier. Dieser jedoch gab keine Antwort, ja traf nicht einmal Anstalt, dem General so viel Platz in dem kleinen Wagen zu machen, daß er aussteigen könne. Stumm und starr, gleich einer Bildsäule, saß der junge Legionär im Wagen; der Schweiß rann ihm in Tropfen über das Gesicht, seine Augen sahen mit seltsamem Ausdrucke die Furchen an, welche die Kugeln in die Erde gerissen, sein langes Haar war so naß, als hätte er eben ein Bad genommen. Der alte General, als er dieß Bild des Jammers neben sich erblickte, krabbelte mühsam allein aus dem Wagen. Der Kutscher hatte sich hinter das Gefährt versteckt und die Zügel weggeworfen; die guten muthigen Fiakerpferde aber waren ruhig stehen geblieben,

obgleich durch eine Kartätschenkugel eine Felge des hintern Rades zerschmettert worden war.

General Bem wackelte zu den Geschützen und der stehen gebliebenen Mannschaft vor und gab mit wenigen Worten seine Zufriedenheit zu erkennen, daß sie nicht dem Beispiele ihrer Kameraden gefolgt, überflog sodann mit einem raschen prüfenden Blicke die Bedienungsmannschaft der Geschütze, und als er sich überzeugt, daß nicht ein Mann derselben fehle, lüftete er den Hut und dankte ihnen durch einen vielsagenden freundlichen Blick und ein achtungsvolles Beugen des Hauptes.

Alles das war das Werk eines Augenblicks. Sobald die Geschütze auf den Befehl des Generals eine andere Stellung eingenommen, richtete er selbst eines derselben und blickte mit dem Fernrohr nach den feindlichen Truppen. In diesem Moment entstand einige Bewegung in der feindlichen Kolonne; kaum bemerkte dieß Bem, als er einen Visirschuß aus dem selbst gerichteten Stücke abgeben ließ. Die beiden andern, deren Kommandanten wahrscheinlich glaubten, sie sollten jetzt auch schießen, feuerten fast zugleich. Die feindliche Kolonne stob für wenige Augenblicke auseinander, jedoch von ihren Offizieren mit lauter Stimme gedrängt, ordnete sie sich schnell wieder und rückte eine kleine Strecke gegen den Linienwall vorwärts.

Der General, welcher das eben Geschehene mit der größten Ruhe durch sein Fernrohr angesehen, eiferte durch einige rasche Worte die Bedienungsmannschaft des Geschützes, bei welchem er stand, zum schnelleren Laden an, ohne deßhalb das Fernrohr vom Auge zu nehmen. Als die Mannschaft der beiden anderen Stücke dieß bemerkte, lud auch sie so rasch wie möglich. Da gaben die feindlichen Feldkanonen drei Rollschüsse mit Granaten ab, von denen jedoch zwei, ehe sie den Linienwall erreicht hatten, krepirten, die dritte aber, die wahrscheinlich einen zufälligen Auffsatz auf einem harten Gegenstand gefunden, sprang mit einem ziemlichen Bogen in das dicht hinter der Linie stehende Spital; die Haubitze schwieg gänzlich. Nun wollte die Mannschaft der eigenen Geschütze ebenfalls feuern, aber der General wehrte mit einer Handbewegung. Einige Züge der feindlichen Kolonne lösten sich in Plänklerlinie auf und begannen ein heftiges Tirailleurfeuer, was vom Linienwalle aus durch einen Theil der mobilen Garde mit gleicher Heftigkeit erwidert wurde. Die Geschütze aber und der übrige Theil der Kolonne zog sich aus der Schußweite zurück und betrachtete unbeweglich das Tirailleurgefecht, nachdem sie zuvor die gehörigen Soutiens für ihre Tirailleurlinie vorgesendet.

Der General trat zu dem Kommandanten des Postens, einem kleinen dicken Mann mit rothem Wein-

gesicht und einer Glatze, und ersuchte ihn: erstens die Geschütze zu numeriren und ja nicht alle drei Stücke auf einmal feuern zu lassen, überhaupt die Munition zu schonen; ferner bezeichnete er einen Punkt, den er mit der Hand andeutete, und gab ihm die Weisung: wenn eine feindliche Truppenabtheilung bis in diesen Bereich komme, mit Kartätschen laden zu lassen.

Diese Instruktion wurde von Bem mit jener Klarheit und Umständlichkeit ertheilt, wie er es in seinem Zimmer zu thun pflegte, und welche oft an Pedanterie grenzte. Ohne entscheiden zu wollen, ob dieß von einem Mann in Bem's Stellung richtig sei, sich mit einem höheren Offizier im Bereich des Geschütz- oder des kleinen Gewehrfeuers mit solcher Langsamkeit und Ruhe zu besprechen, so war doch der Erfolg, den dieß auf die gemeine Mannschaft hervorbrachte, ein evident erwiesen günstiger, und hat namentlich in späterer Zeit in dem Siebenbürgischen Winterfeldzuge, wo es dem General oft beliebte, mit seinem ganzen Stabe im ruhigen Schritt an Stellen zu fahren, welche mit außergewöhnlicher Heftigkeit durch feindliches Kartätschenfeuer bestrichen wurden, Wunder gewirkt, — und bei dem ohnedieß abergläubischen Szeklervolke die Meinung fixirt, Bem sei kugelfest.

Das Tirailleurfeuer hatte während der Unter-

redung des Generals mit dem Postenkommandanten ununterbrochen fortgedauert, doch nicht mehr mit jener Heftigkeit, mit der es begonnen. Man sah deutlich, daß es dem Feinde auf diesem Punkte nur darum zu thun sei, die Vertheidiger zu beschäftigen und so in Schach zu halten. Eben war der General im Begriff, sich wieder in sein Gefährt zurückzubegeben, als er nicht ohne Staunen wahrnahm, daß weder der Wagen, noch Adjutant Pro***, noch die beiden Ordonnanzen sich in seinem Gesichtskreis befanden. Auf Befragen erhielt er die Antwort, wie der Adjutant Pro*** gleich von der ersten Geschützsalve des Feindes stark verwundet zurückgetragen worden, der Wagen aber sowie die Ordonnanzen hätten sich etwas mehr zurückgezogen und erwarteten in einer Nebenstraße die Rückkehr des Generals. Bem's Auge verfinsterte sich merkbar bei dieser Nachricht; schweigend ging auch er jetzt zurück, um den Wagen aufzusuchen. Als er zu demselben trat und einsteigen wollte, konnte man in der trotzigen Stellung, sowie in der Zornesröthe, die das Gesicht des Fiakerkutschers überzog, deutlich lesen, daß er sich fest vorgenommen hatte, dem Herrn General Bem bei seiner Rückkehr, wie man auf wienerisch sagt, tüchtig den Marsch zu machen, weil er ihn und sein Gefährt so mitten in die Gefahr hineingenommen habe; allein beim Anblick des alten Herrn schien er diesen Vorsatz geändert

zu haben, und begnügte sich mit der mürrischen Aeußerung: „Ew. Gnaden, mei hinters Wagenrad is zerschossen, Sie müssen's mich nit mehr mit in's Feuer nehmen; bin ka Feldmarschallieutenant, sondern a Wiener Fiakermeister und hab vier Kinder und bin a Wittwer und kann mer nit leicht neu'ge Pferd und Wagen anschaffen.“ Bem sah den Kutscher schweigend an, und da sein Geist sichtlich mit ganz anderen Dingen beschäftigt war als mit Wagen und Kutscher, so hatte er nur den Anfang der Rede gehört, nämlich, daß das Rad zerschossen sei. Mechanisch zog er die Brieftasche, und da er zufällig keine kleineren Banknoten in derselben fand, reichte er dem Fiaker einen Hundertguldenschein; dieser, der nicht recht wußte, was der General damit sagen wollte, frug mit jener die Wiener Fiaker auszeichnenden gemüthlichen Schlauheit:

„Alles — Ew. Gnaden?“

„Unterstützen Sie mich beim Einsteigen,“ war die ganze Antwort, welche der General auf diese Frage gab.

Der Kutscher beeiferte sich, dem Wunsche Folge zu leisten und steckte mit verklärtem Antlitz seinen Hunderter ein.

„Nach der Sophienkettenbrücke!“ rief der General, als der Kutscher den Bock des Wagens bestiegen hatte.

„Aber nit bis ganz hin,“ entgegnete der Kutscher mit halb freundlichem, halb sauerm Gesicht.

„Vorwärts! vorwärts!“ herrschte ihm der General ungeduldig zu.

Der Wagen fuhr ab. Der Kutscher schlug einen ganz eigenthümlichen Weg ein; er vermied die kleineren Straßen, fuhr durch die Hauptstraße, über den Kirchenplatz, die Landstraße und war eben im Begriff, rechts um das Invalidenhaus zu biegen, als zwei Offiziere auf das Gefährt des Generals zusprengten. Der Eine rapportirte, daß soeben von den Vorposten aus in's Hauptquartier des Herrn Aigner die Meldung gekommen, wie der Feind sich anschicke, den Augarten zu forciren. Der Andere meldete, daß feindlicher Seits Anstalten getroffen würden, den Bahnhof der Kaiser Ferdinands-Eisenbahn aus Positionsgeschütz zu beschießen.

Der General ließ halten; er zog, als er die Rapporte vernommen, sein Taschenbuch, das er in der Uniform auf der Brust eingeknöpft hatte, hervor und schrieb zwei kurze Befehle auf zwei Blätter desselben mit Bleistift, riß diese Blätter sodann aus dem Taschenbuche heraus und verschloß ein jedes mittelst eines Stückchens Mundlack sorgfältig, das er in einem kleinen Schächtelchen in der Brieftasche hatte. Noch richtete er einige mündliche Befehle an die beiden Offiziere, als ein Leiterwagen langsam die Landstraße

herauffuhr und sich der Stelle näherte, wo der General und die Offiziere hielten. Der General unterbrach plötzlich seine Worte, einen langen ernsten Blick auf den Leiterwagen werfend. Die Leiche des gefallenen Hauptmann Pro*** lag auf demselben und bot in der That einen Entsetzen erregenden Anblick. Einige stark mit Blut überdeckte Strohbündel bildeten die Unterlage des Leichnams; der untere Theil des Körpers war bis zur Brustgegend mit nassen, blutbefleckten Leintüchern überdeckt; das Angesicht, von dem ein Tuch, womit man es überbreitet, durch das Rütteln des Wagens seitwärts gerutscht war, ließ die schmerzhaft verzerrten Züge deutlich sehen; die weitgeöffneten, mit Blut unterlaufenen Augen starrten aus ihren Höhlen hervor und gaben Zeugniß von dem letzten schmerzhaften Wüthen des Todeskampfes. Als der Leiterwagen im Vorüberfahren an der Seite des Generals war, erhob er sich von seinem Sitze und entblößte das Haupt. Die ihn umgebenden Offiziere thaten ein Gleiches. Der General bewegte leise die Lippen, einen schmerzlichen Blick gen Himmel werfend.

„Wieder ein Sohn aus einem edeln Geschlechte des Vaterlandes, die Hoffnung seiner Familie," lispelte er kaum hörbar in polnischer Sprache, „unnütz für eine unfruchtbare Sache geopfert." Er bedeckte sein Haupt, rief dem Kutscher zu, weiter zu fahren,

und verabschiedete die beiden Offiziere mit einer Handbewegung.

Kaum hatte sich der Wagen wieder in Bewegung gesetzt, so überzeugte ein zufälliger Blick den General, daß sein neben ihm sitzender Begleiter, der junge Legionär, einer Ohnmacht nahe war. Er ließ abermals halten. Mit sanftem, gütigen Tone wandte er sich zu dem jungen Manne:

„Gehen Sie heim, mein Kind! Ihnen ist nicht wohl!“

„O doch! doch, mein General!“ entgegnete der kleine Legionär, die letzte Kraft zu dieser Antwort zusammennehmend.

„Ich zürne Ihnen ja nicht,“ hub er begütigend an. „Nicht Jeder kann den Jammer des Krieges ertragen; ich halte Sie deßhalb nicht für feig; steigen Sie aber sogleich aus, denn ich darf keine Zeit verschwenden. Sie können sich ja morgen in meinem Hauptquartiere wieder melden,“ sagte er mit ruhigem, aber bestimmten Tone.

„Ach, mein General,“ sprach mit kaum hörbarer Stimme der junge Mann, indem ihm dabei die Thränen aus den Augen stürzten, „zur Heimath geht, wer eine Heimath hat. Ich habe keine, — ich bin hier fremd, meine Eltern sind todt; ich studirte auf der hiesigen Universität durch die Güte eines Ver-

wandten in Grätz, der, seit ich mich der Märzbewegung angeschlossen, seine Hand von mir zog..."

„Nun denn, in Gottes Namen! Vorwärts, vorwärts!" rief Bem dem Kutscher ungeduldig zu. Der Wagen fuhr weiter; als er um die Ecke der Rauchfangkehrergasse in jene Straße einbog, welche unmittelbar zur Sophienbrücke führt, sprang eine sechspfündige Vollkugel in kleinen Sätzen dicht an ihm vorüber, — die Pferde prellten auf die Seite.

„Halten Sie an, ich bitte," rief der General dem Kutscher zu, „ich wünsche hier auszusteigen." Während er den Wagen verließ, sagte er: „Warten Sie hinter jener Ecke auf meine Rückkehr, — dort haben Sie von den Geschützkugeln nichts zu befürchten. Sie aber," wandte er sich zu dem jungen Legionär in scheinbar streng dienstlichem Tone, „Sie werden bei meinem Wagen verbleiben, Herr Lieutenant, und wohl Acht haben, daß er nicht wegfährt."

Der Kutscher, welcher die Absicht des Generals zu durchschauen schien, lächelte gemüthlich und fuhr hinter die bezeichnete Ecke zurück, wohin ihm der junge Legionär mit wichtiger Miene folgte. General Bem ging, ohne seine Schritte zu beeilen oder zu hemmen, auf den Posten, welcher die Sophienbrücke decken sollte, zu. Hier fand er abermals die unglücklichste Geschütz- und Truppenaufstellung. Dieser Posten war durch eine starke Kompagnie des sogenann-

ten Elitenkorps besetzt, das erst am Tage zuvor unter einem ehemaligen kaiserlichen Offizier Haug sich gebildet hatte. Der Kommandant des Postens war Robert Blum, der bei diesem Korps in dem Rang eines Hauptmanns diente. Als der General das Terrain betrat, welches diese Truppe besetzt hatte, hörte er, wie der Kommandant des Postens einigen seiner Leute mit Stentorstimme erklärte: sie mögen ruhig stehen bleiben und sich durch das Pfeifen der Kugeln nicht schrecken lassen, denn diejenige, welche sie hörten, träfe sie nicht, und die sie treffen solle, hörten sie nicht.

„Der Mann scheint Muth und Ruhe zu besitzen," brummte der General lächelnd für sich, „aber diese Aufstellungen sind auch gar zu erbärmlich."

Der Feind hatte ein Einzelgefecht mit dem Posten engagirt und feuerte ziemlich lebhaft hinter den wenigen Bäumen und Buschwerk, so wie den kleinen Terrainabschnitten hervor, welche sich in diesem Theile des Praters befinden. Eine halbe feindliche Batterie stand fast außer der Schußweite gegenüber der Brücke aufgefahren, und sendete gemächlich dann und wann einen Rollschuß auf den Vertheidigungsposten. Hinter dieser hielt ein ziemlich starkes Detachement Kavallerie als Bedeckung derselben, zugleich eine andere halbe Batterie maskirend; auf beiden Flanken der spielenden Geschütze aber standen in einer Entfernung

von circa 200 Schritt zwei starke Infanterie-Kolonnen, die wahrscheinlich feindlicherseits zum Stürmen des Postens später benützt werden sollten.

Nachdem General Bem mit schnellem Blicke die Aufstellung des Elitekorps nochmals kopfschüttelnd gemustert hatte, schritt er auf den Kommandanten des Postens zu.

„Mein Herr!" rief er ihn an, „ich habe Ihnen drei Geschütze für diesen Posten entsendet; wo sind sie? — ich sehe nur zwei."

Hauptmann Blum, der dem General den Rücken zugewendet hatte, drehte sich schnell um. „Ah!" rief er mit freudiger Ueberraschung, „Gott sei Dank! daß Sie selbst da sind, General! so können Sie sich doch gleich mit eigenen Augen überzeugen, wie es in Ihrem Artillerie-Kommando zugeht. Eben habe ich in die Stallburg zu Herrn Messenhauser geschickt, um ein anderes Geschütz zu requiriren ...."

„Ganz gut, mein Herr," unterbrach ihn in mürrischem Tone der General ungeduldig, „wo ist aber das dritte Geschütz hingekommen?"

„Dort, hinter jener Mauer steht es," rief Hauptmann Blum, indem er mit der Rechten auf eine nahe gelegene Gartenmauer zeigte, „wo ich es hinpostiren wollte, um von dieser gedeckten Stellung aus den Feind zu beschießen, — es ist völlig unbrauchbar."

„Wie so? Wodurch ist es unbrauchbar ge-

worden? Ist die Laffette zerschossen — oder was?" frug der General rasch.

„Als man den zweiten Schuß aus diesem Geschütz abfeuern wollte, versagte es," antwortete Hauptmann Blum; „man setzte eine neue Stoppine auf, — allein der Schuß versagte abermals. Die Mannschaft untersuchte nun das Rohr und wollte die Patrone aus demselben herausziehen...."

„Das Rohr entladen," verbesserte unwillkürlich Bem, den dieser nicht militärische Ausdruck zu geniren schien.

„Also das Rohr entladen," fuhr Hauptmann Blum mit noch mehr Heftigkeit als zuvor fort, „und da fand sich..."

„Was?" rief Bem gespannt.

„Daß die Patrone, welche man geladen, nicht mit Pulver, sondern mit Sägespähnen gefüllt war."

Der General sah Hauptmann Blum starr an, er glaubte nicht recht gehört zu haben. „Womit war die Kartouche gefüllt?" frug er nochmals.

„Mit Sägespähnen!" schrie Hauptmann Blum mit noch mehr erhöhter Stimme.

Der General zuckte unmerklich zusammen. „Lassen Sie mir das Geschütz sogleich zeigen, Herr Hauptmann," sagte er; „oder noch kürzer — führen Sie mich selbst hin. — Doch zuvor lassen Sie folgende Veränderungen in Ihrer Aufstellung vornehmen."

Er gab in Kürze Hauptmann Blum seine Meinung kund, und ließ sich sodann zu dem fraglichen Geschütze führen.

Während dieses Gesprächs hatte sich das Feuer feindlicher Seits etwas lebhafter gestaltet. Die feindliche halbe Batterie war um mehrere hundert Schritte näher angefahren und begann ein ziemlich lebhaftes Feuer mit hohen Visirschüssen auf den Posten.

Als der General mit Blum zu dem unbrauchbaren Geschütze gekommen war, fragte er ihn mit erstaunten Blicken: „Mein Herr, was wollten Sie hier mit diesem Geschütz?"

„Ich wollte den Feind von der Seite beschießen," sagte Hauptmann Blum nicht ohne einige Wichtigkeit.

„Ganz gut!" entgegnete der General, „aber ich sehe hier keine Anstalt, wie Sie dieß bewerkstelligen wollten, Sie hätten doch müssen eine Geschützbank bauen lassen, um über die Krone der Mauer schießen zu können?"

„Ich hätte es kürzer gemacht; sehen Sie das Loch hier, General?"

„Was soll's mit diesem Loch?" frug Bem, noch erstaunter als zuvor.

„Dieses wollte ich als Schießscharte benützen, so war das Geschütz vollkommen gedeckt und hätte dennoch viel Schaden unter dem Feind anrichten können," war die Antwort Blum's.

Der General entgegnete nichts, als er diesen klugen Plan des Hauptmanns Blum vernommen; er begnügte sich, leicht mit den Achseln zu zucken. „Haben Sie die Güte, Herr Hauptmann," sagte er in einem Tone, dem man es deutlich anmerkte, wie er durch das eben Gesehene verstimmt sei, „haben Sie die Güte, die Geschützpatronen stets vor dem Laden untersuchen zu lassen, damit nicht ein neues derartiges Unglück geschehe." Hierauf bezeichnete er Blum eine genaue Rückzugslinie, im Falle wider Erwarten die Brücke vom Militär genommen würde, und begab sich kopfschüttelnd zu seinem Wagen zurück. Der General fuhr einen andern Weg, als er gekommen, und zwar durch die Marxer- und Spitalgasse, durch das Stubenthor in das Innere der Stadt. Er verfügte sich in das Messenhauser'sche Oberkommando.

Hier sah es sehr wirr aus. Gegenüber dem Zimmer, welches Messenhauser bewohnte, war der Chef der Feldadjutantur Fenner von Fenneberg in einem Fauteuil.

Als der General dies Zimmer betrat und sogleich nach Herrn Messenhauser frug, entgegnete Fenner, er wolle den Herrn Oberkommandanten rufen lassen.

„Wo ist er?" frug Bem mit unzweideutigem Mißvergnügen. „Ich habe den Herrn Oberkommandanten doch so dringend gebeten, sein Haupt-

quartier nicht zu verlassen. Wo ist er? sagen Sie es mir!“ frug er nochmals dringender.

„Er ist,“ — entgegnete Fenneberg ziemlich verlegen, „er ist — so viel ich weiß — “

„Nun, ich bitte, bei welcher Linie ist er?“ rief der General zornig über die Verzögerung.

„Er ist, glaube ich, frühstücken gegangen,“ entgegnete Fenneberg ziemlich naiv *).

Der General sah den Chef der Messenhauser'schen Feldadjutantur mit einem Blicke an, welcher jeden Andern als Herrn Fenneberg rasend gemacht haben würde. Ohne ein Wort zu sagen, kehrte er ihm den Rücken und verließ das Zimmer, um sich in das Generalstabsbüreau zu begeben. Der Chef dieses Büreaus, Herr Oberst Hauck, ein noch junger Mann von kaum dreißig Jahren, diktirte zwei Adjutanten zugleich Befehle, als der General in das Büreau eintrat. „Ich bitte, haben Adjutanten von mir nach meinem Aufenthalt gefragt?“ frug der General freundlich.

---

*) Herr Oberkommandant Messenhauser hatte während der ganzen Zeit seines Kommando's stets so viel Zeit übrig, des Vormittags, so wie des Abends und auch zuweilen nach dem Mittagessen, bei Herrn Jaquomouzzi, einem Kaufmann, welcher mit italienischen Weinen und Eßwaaren handelte, zu verbringen, um sich dort mit dem Redakteur der Zeitschrift „der Radikale“ und anderen politischen Potenzen zu unterhalten.

„Allerdings, Herr General," entgegnete Hauck achtungsvoll, „schon zu mehreren Malen; man wünscht die Gegenwart Ew. Excellenz dringend in der Leopoldsstadt. Vor noch nicht einer Viertelstunde habe ich vom Adjutanten des Herrn Oberst Aigner die Meldung erhalten, daß man soeben den Augarten feindlicherseits mit Energie angreift."

„Wie spät ist's?" frug der General.

„Gleich zehn Uhr!"

„Haben Sie die Güte," sagte der General in Eile, „wenn Adjutanten nach mir fragen: ich bin im Augarten." Er eilte hierauf, so rasch es ihm sein körperlicher Zustand erlaubte, die Stiege hinab, und befahl dem Kutscher so schnell als möglich nach dem Augarten zu fahren.

Schon als der General über die neue Gasse fuhr, um in die Augartenstraße einzubiegen, wurden einzelne Verwundete und Todte bei ihm vorübergetragen. Er ließ, da man den Augarten mit Granaten bewarf und dieß das Halten des Gefährtes in der Straße selbst gefahrvoll machte, in ein Haus fahren und begab sich zu Fuß nach dem Augarten. Der kleine Legionär, welchen der General gänzlich vergessen zu haben schien, folgte ihm schüchtern auf dem Fuß. Als Bem den Vorhof des Augartens passirt war und in den Garten selbst eintrat, wälzte sich ein bunter Knäuel, von akademischer Legion, Na-

tionalgarde und mobiler Garde zusammengesetzt, einer eiligen Flucht nicht unähnlich, auf ihn zu. Herrn Aigners weiße Reiherfeder zog zuerst des Generals Blicke auf sich. Der alte Herr, den das Ganze eben so unerwartet als unangenehm berührte, suchte mit einer Schnelligkeit, die man seinen zerschossenen Beinen kaum mehr zugetraut hätte, einen seitwärts gelegenen Erdhügel zu erreichen. Die ganze Kraft seiner schwachen Stimme aufbietend, rief er: „Halt! Halt, Leute! Ich bin da — Bem; ich werde Euch führen!“ Sein Ruf wäre jedoch fruchtlos in der schreienden Masse verklungen, hätte nicht Oberst Aigner den General auf dem Erdhaufen bemerkt. Obgleich Aigners Stimme ebenfalls sehr heißer klang, so hatte sie doch noch Kraft genug, um sich bemerkbar zu machen. Da man nach und nach gewahrte, daß Bem selbst da sei, trat einige Ruhe und einiger Halt in die verwirrte Masse. Mit einer unbeschreiblichen Schnelligkeit ließ er durch Herrn Aigner und zwei seiner Adjutanten, die sich zufällig hier befanden, eine dichte mobile Plänklerlinie formiren und wieder vorrücken, formirte selbst mit Blitzesschnelligkeit die Soutiens und Unterstützungsposten der Linie, — und es gelang, wenn auch nicht ohne namhaften Verlust an Mannschaft, die feindlichen Jäger bis in den Graben zurückzudrängen, welcher den Augarten umgibt. Dies Vorgehen der eigenen Mannschaft und das Zurückweichen des Feindes hatte einen Zeit-

raum von circa $1\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch genommen. Als das fortwährende Tirailleurfeuer auf dieses Manöver hin etwas nachließ, ward dem General die Meldung überbracht, daß wenn nicht augenblicklich Succurs an Geschützen wie an Mannschaft nach dem Eisenbahnhof entsendet würde, derselbe keine Stunde mehr zu halten sei. Nach einigen flüchtigen Anweisungen, die der General Herrn Oberst Aigner in Betreff der Vertheidigung des Augartens machte, begab er sich so schnell als möglich zu seinem Wagen zurück, indem er mehrmals in sich hineinbrummte: „O wären doch Viktor und Alexander hier, damit sie sich überzeugen könnten, wie trostlos meine Lage ist; — man greift mich mit Lanzen an, — und ich besitze kaum Stecknadeln, um mich zu vertheidigen."

Als der General in das Haus, in dem sein Wagen hielt, eintrat, bemerkte er erst den kleinen Legionär wieder, welcher dießmal nicht von seinem Rockschoße gewichen war. Mit einem gewissen Stolz in den jugendlichen Zügen half er dem General beim Einsteigen. Der Knabe war zum ersten Mal im Feuer gewesen, hatte sich überzeugt, daß nicht alle Kugeln treffen, war unversehrt zurückgekehrt und nun in seiner Idee ein Held geworden. Bem, welcher die Veränderung an seinem jungen Begleiter bemerkte, sagte gutmüthig lächelnd: „Sehen Sie, mein junger Freund, es ist nicht so schlimm, als Sie glaubten;

— die Kugeln gleichen den bösen Hunden: geht man ihnen aus dem Weg, so fahren sie auf Einen zu, — tritt man ihnen aber ruhig entgegen, so bekommen sie Respekt."

Der kleine Legionär, welcher wohlgefällig gelauscht hatte, zupfte, einen kühnen Blick vor sich werfend, an dem wenigen Flaum seiner Oberlippe. Der Wagen war während dieses Gespräches eben in die große Stadtgutgasse eingebogen, als ihm ein Adjutant nachsprengte und die Meldung machte, so eben werde die Dampfmühle, welche die akademische Legion besetzt, angegriffen. „Gut, gut," entgegnete der General kurz, „ich kann mich nicht zertheilen!"

Während dieser Zeit hatte die Kanonade an der St. Marxer Linie, Erdberg, Sophien- und Franzensbrücke, so wie an der Nußdorfer Linie mit rapider Heftigkeit von Neuem begonnen. Nachdem der General am Ausgang der Stadtgutgasse den Wagen verlassen und im Begriff war, den Eisenbahnhof zu betreten, kam ihm der Kommandant desselben in kopfloser Hast entgegen und rief: „Kehren Sie um, mein General, hier ist Alles verloren!"

„Lassen Sie mich, mein Herr!" herrschte ihm Bem unwirsch entgegen, „und halten Sie mich nicht auf; ist wirklich Alles verloren, so werde ich es rasch genug sehen!"

Beim Eintritt in den Hof und das Gebäude überzeugte sich der General, daß hier nichts mehr zu machen sei; er ordnete mit der ihm eigenthümlichen Ruhe im Gefecht einen geregelten Rückzug an, um wenigstens kein Geschütz zu verlieren; wandte sich aber mit seinen Befehlen an die hier kommandirenden Subalternoffiziere und würdigte den eigentlichen Kommandanten dieses Postens, welcher wieder mit ihm zurückgekehrt war, weder eines Wortes noch eines Blickes. Von hier eilte der General in die Dampfmühle und nach und nach auf eine ganze Reihe bedrohter Punkte und ordnete mit wunderbarer Energie die Vertheidigung.

Mit dem Einbrechen der Dunkelheit ließ das Feuer auf allen Punkten nach. Die Erfolge, welche die Uebermacht, trotz aller Bülletins nicht ohne bedeutende Opfer — errang, waren: der Augarten, die Dampfmühle und der Nordbahnhof.

Am Abend, zwischen sieben und acht Uhr, befand sich der General in dem zweiten Parterrezimmer des Gasthauses zur Nordbahn auf der Jägerzeile mit zweien seiner Adjutanten beschäftigt. Sie waren allein. „Reiten Sie sogleich selbst in mein Hauptquartier und sagen Sie meinem Personaladjutanten, Graf Paul ***, daß er sich auf der Stelle hierher zu verfügen habe."

Der Adjutant ging.

„Und Sie, Herr Hauptmann Karl ***," redete er den Zurückgebliebenen an, „verfügen sich sogleich in das Hauptquartier des Herrn Aigner und werden in den nächsten Tagen daselbst bleiben. Herr Aigner ist ein vortrefflicher Mann, muthig und entschlossen, wie ich mich heute überzeugt habe; allein seine früheren Lebensverhältnisse machten es ihm zur Unmöglichkeit, sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben, welche er in seiner jetzigen Stellung unbedingt nothwendig hat*). Sie werden daher die Obliegenheit übernehmen, so viel es irgend möglich, einige Ordnung und eine bessere Aufstellung in diesem Theile der Leopoldstadt herzustellen; ich werde dies Herrn Oberst Aigner in einem Privatbriefe zu wissen thun, den Sie gefälligst an ihn selbst abgeben."

„Und wann habe ich mich bei Herrn Aigner zu melden?"

„Sogleich!" entgegnete der General; „Sie müssen schon diese Nacht in seinem Hauptquartiere zubringen."

Er verfügte sich hierauf an einen andern Tisch und schrieb einen Brief an Herrn Aigner, welchen er dem Hauptmann Karl übergab. Bereits hatte dieser schon die Thüre geöffnet, um sich zu entfernen, so rief der General demselben noch nach: „Und sagen Sie

*) Herr Aigner ist ein sehr tüchtiger Portraitmaler.

gefälligst dem kleinen Lieutenant M., meinem jungen Begleiter am heutigen Tage, den Sie wahrscheinlich in der Hausflur antreffen werden, er möge zum Abendessen kommen.“

Der General ging einige Zeit in dem großen matt erleuchteten Zimmer schweigend auf und ab, mit ernsten, trüben Gedanken beschäftigt. Leise öffnete sich die Thüre; allein statt des erwarteten jungen Legionoffiziers, trat Paul, der Personaladjutant des Generals, ein.

„Ah! Sie sind es, mein Freund!“ rief Bem freudig überrascht, dem jungen Manne mehrere Schritte entgegentretend, „Sie haben so schnell meinen Wunsch erfüllt, Sie zu sehen, das ist sehr liebenswürdig von Ihnen!“

„War es Ihr Wunsch, mich hier zu sehen, mein General?“ frug Paul erstaunt.

„Gewiß!“ entgegnete Bem freundlich; „ich hatte eine wirkliche Sehnsucht nach Ihnen; traf Sie der Offizier, den ich sandte, um Sie hierher zu beordern, vielleicht schon auf dem Wege, weil Sie in so überraschender Schnelligkeit erscheinen?“

„Der Offizier?“ wiederholte Paul mit noch mehr Staunen als zuvor, „ach nein! keiner der Adjutanten Ihres Stabes traf mich, mein General; schon seit länger als einer Stunde verließ ich das Belvedere, um Sie aufzusuchen. Ich hatte den ganzen Tag über ein

sehr peinliches Gefühl der Besorgniß um Sie; es gewann von Stunde zu Stunde mehr Gewalt über mich, und als es vollends Abend wurde — und man häufig im Belvedere nach Ihnen Nachfrage hielt, ohne daß wir in der Lage waren, Auskunft über Ihren Aufenthalt geben zu können, so überfiel mich solch entsetzliche Angst, daß ich mich, auf die Gefahr hin, mir Ihre Unzufriedenheit zu erwerben, auf den Weg begeben mußte, um Sie aufzusuchen."

Bem hatte den Sprechenden mit freudestrahlenden Blicken betrachtet; als dieser schwieg, versuchte er es, eine strenge Miene anzunehmen, allein es gelang ihm nicht. „Ich sollte Ihnen wohl sehr ernstlich zürnen, mein theurer Paul," sagte der General mit freundlichem Lächeln, nur mit Mühe eine tiefe Rührung unterdrückend, die ihn fast der Stimme beraubte, „denn Sie verließen ohne Befehl Ihren Posten und auf diesem Vergehen steht, wie Sie als Soldat wissen, die Kugel; — allein — ich bin ein Mensch und habe daher auch menschliche Schwächen. Ich war den ganzen Tag Soldat; lassen Sie mich für einige Minuten dies vergessen und Ihnen offen bekennen: ich bin entzückt, Sie lebend und wohlbehalten bei mir zu sehen."

Er schritt, als er dies gesagt, rasch auf Paul zu und schloß ihn mit lebhafter Freude in die Arme.

„Ach, wie gütig sind Sie!" rief Paul, „Mama

sagte es auch immer, daß Nichts auf Erden Ihrem trefflichen sanften Herzen gliche."

„So?" entgegnete Bem, sich nicht ohne einige Verlegenheit von Paul abwendend, damit dieser den Eindruck seiner Worte nicht beobachten könne.

Dann ging er mit gesenktem Haupte in scheinbarer Ruhe auf und nieder. Plötzlich sagte er in verändertem Tone zu Paul: „Lassen wir das, es ist jetzt nicht die Zeit dazu, mein Freund, sich mit Erinnerungen an die glücklichere Vergangenheit zu beschäftigen, die Gegenwart ist zu ernst. Ich ließ Sie rufen, mein guter Paul, um Ihnen für den Lauf des heutigen Abends noch zwei dringende Aufträge zu ertheilen, an deren pünktlicher Erfüllung mir sehr viel liegt." Er hatte, während er dies sprach, sein Portefeuille gezogen und nahm aus demselben jene große Visitenkarte, die ihm der Präsident Smolka bei seiner letzten Unterredung übergeben und die die Adresse des Mannes und des Ortes bezeichnete, wo die Summe in Gold niedergelegt worden, deren sich der General im äußersten Falle bedienen sollte. „Eilen Sie sogleich an diesen Ort, zu diesem Herrn, mein lieber Paul, und übergeben Sie ihm diese Karte, sowie eine Quittung, welche ich Ihnen sogleich schreiben werde. Man wird Ihnen dafür eine größere Summe in Gold einhändigen, welche Sie bei sich zu verwahren haben. — Haben Sie dies Geschäft besorgt," fuhr er nach ei-

nigem Nachdenken fort, „so begeben Sie sich schleunigst in die Stallburg und suchen Sie den Herrn Oberst Jelowicky auf. Er ist krank, wie ich durch seinen Personaladjutanten vernahm, und sagen Sie ihm, ich — Bem — ließe fragen, wie es mit seinem Befinden stehe. Ich wisse zwar, daß es dem Herrn Obersten selbst am unangenehmsten sei, in den Stunden der Gefechte krank zu sein, allein ich hoffe, daß daß diese Krankheit morgen ihn verlassen habe; im Gefecht vergißt man so was leichter als im Zimmer." Der General setzte sich hierauf, um die Quittung zu schreiben, und reichte sie mit der Visitenkarte zugleich Paul hin. „Nun?" frug er, als er bemerkte, daß Paul zögerte sich zu entfernen, „haben Sie mir noch Etwas zu sagen?"

„Ach ja, mein General," fiel Paul rasch ein, wohl hätte ich etwas, eine Bitte gegen Sie auszusprechen, deren Gewährung mir außerordentlich am Herzen liegt."

„Nun? — sprechen Sie, sprechen Sie!"

„Ich bitte, daß Sie mich in den nächsten Tagen nicht von Ihrer Seite weisen."

Bem sah den jungen Mann einige Augenblicke schweigend an. „Nein! dieß darf nicht sein!" entgegnete er mit bewegter Stimme und sichtbarer Anstrengung; „denken Sie an Ihre Mutter!"

„Und doch wage ich es, nochmals diese Bitte

auszusprechen," wiederholte Paul dringender als vorher, „ich weiß, daß im äußersten Fall es die Mutter weniger schmerzen wird, mich als Leiche zu betrauern, als unehrenhaft aus dem Kampfe entfernt zu sehen, denn sie ist Polin!"

Der General stand regungslos und abgewendet von Paul während dieser Rede.

„Nicht wahr, Sie erfüllen meine Bitte?" hub Paul von Neuem an, „denken Sie, mein General, wenn Sie — was Gott verhüte — fallen sollten, und sie hätten Niemand um sich, der Ihnen die Augen zudrücken, Ihren Körper vor der rohen Mißhandlung des Feindes retten und in Sicherheit bringen könnte! — und — falle ich — würden Sie mir gewiß auch ein Gleiches thun," fügte er leiser hinzu, „denn ich weiß es, Sie sind seit langen Jahren der Freund unseres Hauses."

Der General, der regungslos in der früheren Stellung verblieben war, begann langsam das Zimmer zu durchschreiten, wobei er es jedoch sorgfältig vermied, sein Antlitz gegen Paul zu wenden. Wie zu einem raschen Entschluß gekommen, unterbrach er plötzlich seine Schritte, und mit heiserer, schneidender Stimme, der man jedoch trotz aller Anstrengung ein leises Zittern anhören konnte, rief er kurz, ohne sich umzuwenden: „Entfernen Sie sich, — ich wünsche

allein zu sein; ich werde Ihnen morgen deßhalb meine Befehle ertheilen."

Paul, den diese anscheinend harten Worte tief verletzten, verbeugte sich kurz und verließ hastig das Zimmer, um die hervorstürzenden Thränen zu verbergen.

Der General sah einen Augenblick mit unbeschreiblich liebevollem Blick auf jene Stelle, wo Paul soeben gestanden: zwei große Thränen rannen ihm über die gefurchten Wangen herab, er eilte zur Thür, und, als ob er gefürchtet hätte, bei seinem Schmerz überrascht zu werden, verschloß er dieselbe sorgfältig und warf sich in die Ecke eines Sophas, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend.

Achtzehntes Kapitel.

Die Reue.

Oberst Jelowicky hatte während des ganzen Tages die Stallburg nicht verlassen; ja, abgerechnet einige Gänge in das Zimmer des Herrn Messenhauser, war er stets in seinem Büreau geblieben. Dieses hatte im gegenwärtigen Augenblicke ein sehr trübes und unordentliches Aussehen. Der Oberst, welcher seit seiner Ankunft in Wien die Kleidung in nichts verändert hatte, saß, den Hut auf dem Kopf, in tiefen Gedanken in der Ecke des kleinen Kanape's; er hatte das Haupt in beide Hände gestützt und starrte mit jenen eigenthümlichen Blicken vor sich nieder, welche gewöhnlich dem delirium tremens vorherzugehen pflegen; seine Nerven schienen auf das Aeußerste gespannt, denn jedes noch so leise Geräusch auf dem Gange, jedes Zuwerfen der Thür veranlaßte ihn, schreckhaft zusammenzuzucken. Die beiden Lichter auf dem Tisch waren tief herabgebrannt; sein Abendthee stand unberührt vor ihm. Mehrere Male seufzte er

tief auf, indem er dabei einen verzweiflungsvollen Blick gen Himmel warf. „Zwei Mal schrieb ich ihm — und er kömmt nicht! — Pah!“ rief er achselzuckend, „ich hätte das wissen sollen: jede gräfliche Freundschaft endet so!“ Ein leises Klopfen an die Zimmerthür machte diesem Selbstgespräch ein Ende, — Graf Paul trat höflich grüßend ein.

„Mein Oberst,“ begann derselbe, da Jelowicky sich damit begnügt hatte, ihn verwundert anzustarren, ohne zu fragen, was er wünsche, „ich komme auf Befehl des Herrn General Bem, der mir den Auftrag gab, mich in Person nach Ihrem Befinden zu erkundigen; er hat mit aufrichtigem Bedauern durch Ihren Personal-Adjutanten vernommen, wie Ihr körperlicher Zustand keineswegs ein erwünschter sei.“

Der Oberst riß sich in Folge dieser Anrede aus der lethargieartigen Betäubung empor, die sich bisher seiner bemächtigt hatte. „Sie kommen auf Befehl des Herrn General Bem, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen?“ frug er, den jungen Personal-Adjutanten mit zweifelhaften Blicken messend.

„So ist's, mein Oberst!“ antwortete Paul.

„Und sonst — sonst haben Sie von Sr. Excellenz keinen Auftrag an mich?“ frug Jelowicky von Neuem.

„Keinen!“ entgegnete Paul, nicht ohne einige Verlegenheit über das seltsame Betragen des Obersten,

„ich habe nur im Namen des Herrn Generals den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, den Herrn Oberst im Laufe des morgenden Tages in vollkommener Aktivität zu sehen.“

Jelowicky schwieg einige Zeit, den Blick zu Boden geheftet, als ob er über Etwas nachdächte. „Mein Herr!“ sagte er plötzlich entschlossen, „es ist mir leid, die Wünsche und Hoffnungen des Herrn Generals nicht realisiren zu können: ich fühle mich ernstlich unwohl; der Herr General Bem kennt — weiß ich — Oberst Jelowicky genau genug, um nicht der Ansicht in seinem Inneren Raum zu geben, daß mein Uebelbefinden eine Folge der Gefechte wäre....“

„O, mein Oberst!“ unterbrach Paul lebhaft die Rede Jelowicky's, „wie kommen Sie auf dies? Der General schätzt und achtet Sie hoch.“

Der Oberst warf einen forschenden Blick auf Paul, um sich zu vergewissern, daß diese Aeußerung ernstlich gemeint sei.

„Nun denn,“ hub er nach einem abermaligen kleinen Bedenken, indem er tief Athem holte, an; „so bringen Sie dem Herrn General meine Antwort und fügen Sie noch bei, ich hoffe übermorgen wieder vollkommen hergestellt zu sein; ein Tag der Ruhe wirkt oft Wunder bei mir!“ Er verbeugte sich kalt und höflich gegen Paul, ohne den Hut zu rücken. Paul entfernte sich ebenfalls grüßend.

Der Oberst begab sich auf seinen früheren Platz zurück und begann nach einem kurzen Stillschweigen von Neuem seinen Gedanken Worte zu geben. „Noch hat er also nichts bemerkt; — o könnte ich das Geschehene doch ungeschehen machen! — Aber wie? — Lasse ich eine strenge Untersuchung der Munition vornehmen — so erregt dies, da sie größtentheils schon an die verschiedenen Posten verabfolgt ist, Mißtrauen; — womit sollte ich dies entschuldigen? — Soll ich Bem Alles offen bekennen? — er versteht sich selbst zu beherrschen, — er würde mit dem alten Kriegsgefährten Nachsicht haben! — Aber das Volk — das Volk mordete mich gleich Latour, wenn es ruchbar würde," sagte er, indem er scheu um sich blickte. — „Es ist zu spät! — zu spät!" — wiederholte er mehrmals mechanisch, und versank in tiefes Hinbrüten.

Ein lautes Gelächter und rasche Schritte schreckten den tiefgebeugten Mann aus seinen düstern Betrachtungen empor. Er begann unwillkürlich heftig zu zittern, als er die Bemerkung gemacht, daß sich der Lärm näherte. Mit Heftigkeit wurde die Zimmerthüre aufgerissen: zwei Männer traten ein, in denen der Oberst sogleich den Grafen A. Potocky und den Legationsattache des königlichen Gesandtschaftchens erkannte. Potocky hatte, wie bei seiner ersten Begegnung mit Jelowicky, den Mantel fest um sich ge=

schlagen, den Hut tief in die Stirne gedrückt; der junge Graf V*** trug einen kurzen Paletot, dessen Kragen hoch hinaufgeschlagen war und auf dem unmittelbar der Hut saß, welches ihm bei seinem zusammengedrückten Haupte von rückwärts das Aussehen eines Körpers ohne Kopf gab. Potocky warf Hut und Mantel ungestüm auf den großen Arbeitstisch und rief jubelnd: „Wir haben gesiegt! Auf allen Punkten hat man heute unsere Feinde geschlagen, — in wenig Tagen ist die Komödie zu Ende gespielt!" Er warf sich nach diesen Worten dicht neben Oberst Jelowicky in das Sopha. Graf V*** hatte sich seinerseits gleich beim Eintritt in einen Stuhl fallen lassen, ohne den Hut zu lüften, oder den Kragen seines Rockes hinabzuschlagen. Stumm und regungslos saß er da; hätte nicht ein heftiges Schluchzen dann und wann seinen Körper bewegt, man hätte ihn für ohnmächtig halten können.

„Was verschafft mir so spät noch das Glück Ihrer Gegenwart, Herr Graf?" frug Jelowicky höflich, aber kalt.

„Teufel! wie sehen Sie denn aus?" lachte Potocky statt aller Antwort. „Sind Sie noch krank?"

„Was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft? frug ich," hub Jelowicky von Neuem mit erhöhter Stimme an, „ich schrieb Ihnen zweimal und Sie fanden es nicht der Mühe werth zu kommen, oder

mich auch nur einer Antwort zu würdigen; was wollen Sie also jetzt in diesem angetrunkenen Zustand bei mir?"

Der ernste, kalte Ton Jelowicky's schien auf den Grafen gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen, welche der Oberst damit beabsichtigte, denn er brach in ein erneutes, wieherndes Gelächter aus. „Wie der alte Degen mürrisch und ernsthaft thut gegen seine Freunde!" rief der Graf. „Wir kommen eben aus den drei Laufern, wo wir in einem gemüthlichen Hinterstübchen mit mehreren Standesgenossen den heutigen Sieg der Truppen feierten; eben wollten wir uns in's Kaffeehaus begeben, als ich Licht in Ihrem Büreau bemerkte und den löblichen Entschluß mit Graf B*** faßte, Ihnen noch eine gute Nacht zu sagen. Was Ihre beiden Briefe anbetrifft, so habe ich dieselben nicht in meine Hände bekommen, denn ich besuche mich höchst selten bei mir zu Hause; am Tage bin ich entweder beim Restaurateur, im Kaffeehaus oder in der Reitschule*), und was die Nacht anbelangt, so schlafe ich in jeder wo anders, da ich hier in Wien Strohwittwer bin, wie Sie wissen."

„Ja," rief unter heftigem Schluchzen und einem

*) Die Sitzungen des Reichstages waren bekanntlich in der Reitschule der kaiserl. Hofburg, und diese meinte der Graf.

stoßweisen Lachen, das einem Grunzen nicht unähnlich klang, Graf V*** von seinem Stuhle, „er ist Stroh— Stroh— Stroh—," den Wittwer brachte er nicht mehr heraus.

„Silentium, Murmelthier!" rief Potocky lachend.

„Sie sehen also, mein lieber Oberst, daß ich, da ich Ihre Briefe nicht erhielt, auch nicht wußte, daß Sie mich zu sprechen wünschten, und werden mich daher entschuldigen." Der Graf begann jetzt mit vieler Laune die Tagesbegebenheiten und die Siege des Militärs zu erzählen und lachte namentlich sehr ausgelassen über des alten Bem's fruchtlose Bemühungen.

Der Oberst hatte mit starren, regungslosen Blicken Potocky während seiner Schilderungen angesehen. Ein trübes Lächeln spielte um die bleichen Lippen, das seinen Zügen ein schmerzhafteres Aussehen verlieh, als wenn er geweint hätte; dann und wann zuckte eine krampfartige Verzerrung über dieselben. Noch ehe Graf Potocky seine Erzählung beendet, deutete ein eben so lautes als heftiges Schnarchen an, daß Graf V*** auf seinem Stuhle eingeschlafen sei. Der Oberst faßte inzwischen den Entschluß, einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, des Grafen Herz zu rühren und ihn durch eine lebhafte Schilderung seiner qualvollen Lage zu bewegen, ernsthafte und dringliche Schritte für seine, des Ober-

ſten, Sache zu thun. Mit jener haſtigen Lebhaftigkeit, die ihn im gewöhnlichen Leben charakteriſirte, begann er Potocky die Beſorgniſſe für ſeine und ſeiner Tochter Zukunft zu ſchildern, beſchrieb ihm mit grellen Farben den Zuſtand ſeines Inneren, welcher ihn geiſtig und körperlich tief beuge und aufzureiben drohe, und flehte in eindringlichen Worten, mit ſeinem und ſeines Kindes Glück und Leben kein leichtſinniges Spiel zu treiben. Jelowicky hatte der Gewohnheit gemäß, ſo lange er ſprach, ruhelos mit dem Blick auf dem Boden umhergeirrt, während ſeine beiden Hände unermüdlich mit einem vor ihm liegenden Theelöffel ſpielten. Als er geendet, warf er einen raſchen und durchdringenden Blick auf Potocky, um in deſſen Geſichtsausdrucke die Wirkung ſeiner Rede zu leſen, ob er zu hoffen oder zu fürchten habe. Der Oberſt war auf das Aeußerſte und Entſetzlichſte gefaßt geweſen, als er den Blick zu Potocky aufſchlug, — auf Das jedoch nicht, was er erblickte: — der Graf war feſt eingeſchlafen. Unwillkürlich ſtieß Jelowicky, als er dieß bemerkte, einen heftigen Wuthſchrei aus, allein auch dieß war nicht vermögend, des Grafen feſten Schlaf zu unterbrechen. Wie ein Raſender ſprang der Oberſt von ſeinem Sitze auf und ſtürzte nach einem Säbel, welcher in der Ecke eines Fenſters lehnte, riß ihn mit Blitzesſchnelle aus der Scheide, und würde unfehlbar den Grafen in der erſten Hitze

ermordet haben, wäre nicht im selben Augenblicke sein Personal-Adjutant, ebenfalls in sehr heftiger Gemüthsstimmung, rasch in's Zimmer getreten. Der Major trat staunend einen Schritt zurück, als er die seltsame Gruppe bemerkte. „Was machen Sie da, Herr Oberst?" rief er Jelowicky zu, der mit entblößter Klinge in der Mitte des Zimmers stand; „halten Sie Fechtübungen?"

„Ich glaub', ich war im Fieber!" entgegnete überrascht und verlegen der Oberst mit matter Stimme, indem er den Säbel auf den großen Tisch warf. „Mir ist ernstlich unwohl! — ja, bei Gott! ernstlich unwohl!" Er strich bei diesen Worten mehrmals mit der Hand über Stirn und Augen, wie Jemand, der eben aus einem Fiebertraum erwacht. Zor*** sah den Oberst einige Momente schweigend an, ergriff, kopfschüttelnd einen Blick auf die beiden Schläfer werfend, den Säbel, um ihn wieder in die Scheide zu stecken und frug kurz und fest: „Wie kommen wohl diese beiden Herren so spät hierher, mein Oberst?"

„Diese Menschen haben mir in ihrer Trunkenheit noch in dieser Stunde einen Besuch gemacht; die Kraft der übermäßigen Getränke überwältigte sie jedoch und gleich nach den ersten Worten schliefen sie ein; ich bin wirklich in einiger Verlegenheit, wie ich sie nun los werden soll."

„Ich nicht, Herr Oberst," entgegnete Zor*** trocken, indem er rasch das Zimmer verließ.

„Was hat er vor?" murmelte Jelowicky erschrocken, „er wird sie doch nicht arretiren lassen wollen? — O, dieser Mensch ist zu Allem fähig!" seufzte er mit kläglicher Miene.

Der Major kehrte rasch in Begleitung zweier Ordonnanzen zurück.

„Schaffen Sie diese beide betrunkenen Herren nach ihrer Wohnung; der auf dem Stuhle wohnt in der Singerstraße Nr. *, wie ich bestimmt weiß, — der Andere wird noch vermögend sein, Ihnen die Straße und das Haus seiner Wohnung zu bezeichnen, wenn er in die Luft kömmt. Vorwärts, ohne Umstände!" rief er den Ordonnanzen barsch zu, „wir haben noch dringend zu arbeiten." Man weckte Potocky und bekleidete ihn mit Mantel und Hut; des Grafen V*** Zustand aber nahm die ganze Aufmerksamkeit und Unterstützung der Ordonnanzen in Anspruch, er mußte noch fest schlafend weggeführt werden. Potocky, der nicht recht begreifen konnte, was diese Scene zu bedeuten habe, und wahrscheinlich der Meinung war, es handle sich hier um eine Arretirung, folgte schweigend seinem Freunde. Kaum hatten die beiden Herren das Zimmer verlassen, so wandte sich Major Zor*** mit ernster Miene zu dem Oberst, der wieder regungslos auf seinem früheren

Platze saß. „Herr Oberst," begann er, „ich habe Ihnen dringende Mittheilungen von Seite des Herrn General Bem zu machen." Jelowicky schrak heftig zusammen. „Der Herr General," fuhr der Major fort, „hat im Laufe des heutigen Tages die erschreckende Bemerkung gemacht, daß unter der scharfen Geschützmunition sich entweder absichtlich verfälschte, oder vernachläßigte Lehrmunition befindet. Ist das Erstere der Fall, so gäbe dies Zeugniß von einer weit verzweigten und weit gediehenen Contreverschwörung, die wir aber im gegenwärtigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange weder genau untersuchen noch bestrafen können; sollte es Vernachläßigung sein, so läge die Veranlassung davon, so meint wenigstens der Herr General, denn ich wiederhole nur seine Worte, unbedingt allein in der Schuld des Herrn Obersten."

Jelowicky erbleichte. Er machte eine Bewegung, als ob er aufspringen wolle, besann sich jedoch eines Andern und sagte mit einer Stimme, die sichtlich nach Fassung rang: „Wie? verlangt Se. Excellenz von mir, dem Chef der Gesammtartillerie, daß ich die Geschützpatronen einzeln selbst untersuchen soll . . ."

„Das nicht, mein Oberst," entgegnete der Personal-Adjutant mit eigenthümlichem Lächeln, „allein der Herr General meint, daß dem Büreau des Herrn Obersten genug gediente Leute zur Verfügung stün-

den, welche eine Lehrpatrone von einer scharfen zu unterscheiden wüßten. Ferner meint der Herr General, daß in den hiesigen Verhältnissen, die ein so ausgezeichneter Offizier, wie der Herr Oberst, leicht durchschaut haben würde, von einer eigentlich militärischen Stellung keine Rede sein könne; Jeder müsse zugreifen, wo es fehle, und die Augen offen haben, auch er, der Herr General, sei durch die Verhältnisse gedrängt oft in der Lage, eine Masse Arbeiten vollziehen zu müssen, die mit seiner Stellung als General en chef keineswegs harmonirten."

Jelowicky biß sich in die Lippen; jener heftige Gesichtskrampf, der seine Züge ruckweise entstellend verzerrte, trat wieder ein. Der Major fuhr mit gleicher unerschütterlicher Ruhe fort:

„Der Herr General hat mir ferner aufgetragen, dem Herrn Oberst ausdrücklich zu vermelden, daß er auf keine Weise gegenwärtig eine Untersuchung beabsichtige, weil er keine Bestrafung der Schuldigen mag und sie nicht kennen zu lernen wünscht, macht aber den Herrn Obersten a u s d r ü c k l i c h dafür verantwortlich, daß derlei Verwechselungen unter keiner Bedingung und unter k e i n e m Vorwande mehr stattfinden; sollte es aber trotzdem der Fall sein, so würde er, und sei es im unmittelbaren heftigsten Gefechte, Gericht halten, und die Schuldigen, welche er schon

u finden wissen wird, — auf russische Manier — odtpeitschen lassen!"

Jelowicky's Aussehen war von Sekunde zu Sekunde entsetzlicher geworden. Sein Gesicht hatte eine aschfarbene Blässe überdeckt; kalter Schweiß rann in großen dicken Tropfen unter dem Hute hervor und überströmte dasselbe; die bleichen Lippen bebten, wie im Fieberfrost, die Brust aber rang mit äußerster Anstrengung nach Athem. Mehrmals hatte er den Mund zum Sprechen geöffnet, ohne einen Laut hervorbringen zu können; der verglaste Blick seiner Augen irrte ruhelos im Zimmer umher, wagte es jedoch nicht, dem des Adjutanten zu begegnen. Der Major, welchem dies nicht entgangen war, stand, mit jenem zartfühlenden Instinkte, der fast nur noch bei rohen, aber unverdorbenen Naturen anzutreffen ist, von seinem Platze auf, ging zum Fenster, öffnete einen Flügel desselben und sagte, ohne den Oberst dabei anzublicken, in einem sehr achtungsvollen Tone, wodurch er hoffte zur Fassung des tief gebeugten Mannes beizutragen: „Sie gestatten es wohl, mein Oberst, daß ich das Fenster etwas öffnen darf? Es ist entsetzlich heiß hier im Zimmer." Er beugte sich zu dem geöffneten Fenster weit hinaus und summte leise den alten Marsch der Krakusen. Eine geraume Zeit war Zor*** in dieser Stellung verblieben; als er glaubte, der Oberst werde sich nun gesammelt haben, schloß

er das geöffnete Fenster wieder und wandte sich, um seinen früheren Platz einzunehmen. Nicht ohne Ueberraschung nahm er jedoch wahr, daß Oberst Jelowicky sich nicht allein noch in demselben Seelenzustande wie vorher, sondern auch noch in derselben Körperstellung befand, und sich schnell fassend begann er mit einer Art vertraulicher Herzlichkeit, hinter der er seine Theilnahme zu verbergen strebte: „Ach, — was für ein unverantwortlich vergeßlicher Kerl ich bin: die Hauptsache hätte ich beinahe gänzlich übersehen! Der Herr General Bem hat mir noch einen Brief für den Herrn Obersten mitgegeben."

„Wissen Sie, was er enthält?" stammelte Jelowicky mit unsicherer Stimme, dem die freundliche Rede des sonst so rauhen Zor*** wieder einige Fassung verliehen.

„Ich vermuthe es allerdings," entgegnete mit pfiffigem Lächeln der Personal-Adjutant, indem er den Bem'schen Brief dicht vor Jelowicky auf den Tisch legte; „er enthält den Sammelplatz für uns Polen, wenn die Geschichte hier zu Ende sein wird; die Rückzugslinie, die wir zu nehmen haben, die Anordnungen für unsre Flucht und Sicherheit. O, unser alter Polenvater Bem denkt an Alles! der vergißt mitten im Geschützesdonner seine Polen nicht." Der Eindruck, den diese ungekünstelten Worte auf den Obersten hervorbrachten, war ein wirklich unbeschreib-

licher. Ohne daß sich sein Aeußeres im mindesten verändert hätte, umspielte den Mund ein wehmüthig trauriges Lächeln, welches sich nach und nach in den feinsten Gradationen zu einem heitern verwandelte. Freude, Hoffnung und Scham rangen in seinen Zügen gewaltsam um die Oberhand. „Mein theurer Zor***," sagte der Oberst nach einer Weile mit einer hörbar bewegten Stimme, „begeben Sie sich jetzt zur Ruhe, auch mir thut sie Noth!" Der Major stand sogleich auf, ergriff seine rothe Kappe, ging mit festen langsamen Schritten auf den Oberst zu, und ihm die große, sehnige Hand hinreichend, sagte er mit dem Tone sanfter Herzlichkeit: „Gute Nacht, Oberst! Gute Nacht, Landsmann!" Er drückte kräftig die Hand Jelowicky's und sah ihn mit einem langen Blicke, aus Freundschaft und Vorwurf zusammengesetzt, an; plötzlich riß er ihn stürmisch in seine Arme, drückte ihn heftig an seine breite Brust und verließ mit eiligen Schritten das Zimmer, während große dicke Thränen über seine kupferige, rothe Nase in den starken Schnurrbart herabliefen. Den Oberst, der während der letzten Augenblicke aufgestanden, hatte die einfache Begebenheit mit dem starren Zor*** sichtbar tief erschüttert; kaum war ihm so viel körperliche Kraft übrig geblieben, um zu dem früheren Platze zurückwanken zu können; zerknirscht warf er sich in das kleine Sopha, mit wehmüthigen Blicken

den vor ihm liegenden Brief betrachtend. Der Inhalt desselben lautete wie folgt:

Privatbrief.

„Guten Abend, Herr Oberst!

„Die Ergebnisse des heutigen Tages haben meine Diagnose der hiesigen Verhältnisse bestätigt. Es ist für uns Polen Pflicht der Selbsterhaltung, an das Aeußerste zu denken, damit nicht Herr Windischgrätz ein Fest feiern könne, um welches ihn selbst Kaiser Nikolaus beneiden würde! Ich fand mich daher veranlaßt, für die möglichste Sicherheit der Kinder unseres Vaterlandes zu sorgen. Der Herr Oberst sind unpaß; bleiben Sie es und verlassen Sie Ihr Büreau nicht; — sobald jedoch die Vorstädte durch die Uebermacht des Feindes genommen, verfügen Sie sich schleunigst in das sogenannte Hofkriegsrathsgebäude. Dort werden Sie mich treffen.

Hauptquartier Belvedere, den 26. Okt.
Abends 9 Uhr.
Gez. Bem."

Ein heftiges Zittern überfiel den Körper des Oberst nach Durchlesung dieses Briefes. Es begann in seinem Innern klar zu werden, daß Bem um Alles wisse, und daß er ihm verziehen, weil er ein Sohn seiner Nation sei. Es ward ihm klar aus der be-

fremdenden Theilnahme seines Personal-Adjutanten, daß Bem mit seiner Umgebung über ihn gesprochen hatte, daß man ihm Mitleid schenkte. Die ersten Worte, welche sich aus der schwerbeengten Brust emporrangen, waren: „Diese Großmuth erdrückt mich, ich verdiene sie nicht! Bem hat mich mehr geschlagen, als er es je auf dem Felde gekonnt. Fahr' zum Teufel, gräfliche Gnade! Ich bin wieder Pole!" Er drückte den Brief an die Lippen und verbarg ihn an seiner Brust. Mühsam erhob er sich dann, um sein Zimmer aufzusuchen.

Neunzehntes Kapitel.

Zwei Kriegsgefangene u. ein Revolutionsmann.

Der 27. Oktober war einer jener Tage, wo sich Alles vereint, was Apathie auf den menschlichen Körper hervorzubringen vermag. Abgesehen von den vielfachen körperlichen Anstrengungen, die der vorige Tag für den größten Theil der Mitwirkenden, welche in diesem ernsten Drama eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielten, auch geistig hatte, trug selbst die neblige und regnerische Witterung Vieles dazu bei, die allgemeine Abspannung zu vermehren.

Am Vormittag gegen 10 Uhr ertönte ein kurzes aber heftiges Feuergefecht von der Linie Mariahilf und von der Seite der Kettenbrücke her. Oberstlieutenant Wutschel, welcher ein Bataillon Mobilgarde kommandirte, das fast zur Hälfte aus akademischer Legion bestand, versuchte die am vorigen Tage durch die Uebermacht der Kroaten genommenen Dampfmühlen zu forciren. Kaum kam die Meldung dieses allerdings tapferen, aber von dem Bataillonskom-

mandanten ohne Befehl unternommenen Gefechts in's Hauptquartier, als General Bem den Personal-Adjutanten Graf Paul *** nach diesem Punkt beorderte, und ein sofortiges Abbrechen desselben befahl. Ein zweites Forciren des Augartens, welches Herr Oberst Aigner mit einem starken Truppenkörper zu versuchen im Begriff war, verhinderte Graf Paul noch vor dem Beginn. Es lag offenbar in der Absicht des Generals, die vom vorigen Tage stark ermüdeten Truppen, welche im strengsten Sinne des Wortes ohne Reserven, ja selbst ohne Ablösung ihre Posten besetzt hielten, ruhen zu lassen, da er sehr wohl einsehen mochte, wie ernstere Kämpfe in der nächsten Zeit zu gewärtigen seien. Der General, welcher fast den ganzen Tag sich in der Leopoldstadt aufhielt, suchte die einzelnen Terraintheile, so viel es die unzulänglichen Verhältnisse erlaubten, besser zu fortificiren. Unmittelbar an seiner Seite sah man an diesem Tag seinen Personal-Adjutanten. Gegen Abend belustigte sich das k. k. Militär, mit Granaten einige sogenannte Holzgestätten, das Schüttelbad, eine Mützenfabrik rc. rc. anzuzünden.

Im Hauptquartier des Herrn Aigner im Gasthofe zum weißen Roß ging's ziemlich lebhaft her. Hauptmann Karl *** hatte mit dem Personal-Adjutnat des Herrn Aigner, Hauptmann Preisler, eine Inspektion sämmtlicher im Bereich der Leopoldstadt

liegenden Schanzen und bis zum Prater vorgenommen; sie hatten ihre Kalabreser mit den Mützen ihrer Ordonnanzen vertauscht, und sahen im Verein mit ihren weißen Reitermänteln zwei k. k. Kavallerieoffizieren nicht unähnlich. Als sie einige hundert Schritte über den sogenannten Praterstern in jene Allee geritten waren, welche nach dem sogenannten Lust- oder Jägerhaus führt, gelangten sie ohne die mindeste Schwierigkeit durch die äußersten Vorposten der Kroaten, ja selbst ohne angerufen zu werden. Der Grund dieses eigenthümlichen Betragens der feindlichen Vorposten klärte sich bald auf. Kaum hatten die beiden Offiziere im langsamen Schritt eine kleine weitere Strecke zurückgelegt, als zwei Reiter ebenfalls in weißen Mänteln, jedoch mit behelmtem Haupte und ohne gezogenen Säbel auf sie zuritten. Die beiden Offiziere, die wohl einsahen, daß hier ein rasches Wegreiten eben so gefahrvoll als das Bleiben sei, überlegten in leisem Gespräche, was zu thun sei. Die zwei Reiter waren dicht an sie herangekommen; einer derselben wandte sich mit der achtungsvollen Frage und zwar in böhmischer Sprache an die Offiziere: „Wo sie wohl die Herren Generale Wiesner und Frank antreffen würden?“ Hauptmann Preisler, ein geborner Slave, der eben so fertig böhmisch wie polnisch sprach, antwortete mit einer für seine große Jugend wahrhaft überraschenden Geistesgegenwart:

„Was wollt Ihr? Ich bin der Adjutant des General Frank."

„Wir haben," entgegnete der Reiter, „zwei Depeschen aus dem Hauptquartier des Herrn Feldmarschall-Lieutenant Baron v. Jellachich zu übergeben."

„Gut!" sagte Hauptmann Preisler, „gebt diejenige, welche für den Herrn General Frank bestimmt ist, an mich, ich werde sie besorgen."

„Das darf ich nicht!" antwortete der andere Reiter, welcher bisher geschwiegen, in schüchternem Tone; „ich habe den ausdrücklichen Befehl erhalten, sie in die Hand des Herrn General Frank selbst zu geben!"

„Nun denn, so folgt uns!" erwiderte Hauptmann Preisler kurz. Er wandte hierauf sein Pferd und ritt mit Hauptmann Karl *** längs der kroatischen Vorpostenlinie hin. Als sie in der Gegend des s. g. Oberpraters angelangt waren, setzte er sein Pferd in Galopp und ritt auf die Franzensallee zu. Die Vorposten des Vertheidigungsheeres, die trotz der Helle, welche in dieser Gegend durch die vielfachen Brände herrschte, schon aus der Entfernung auf Hauptmann Preisler schossen, veranlaßten einen Stillstand der Reiter. „Du, warte mit den beiden Ordonnanzen hier," sagte er zu Hauptmann Karl *** in böhmischer Sprache absichtlich laut, „die besoffenen Kroaten, welche diesen Theil der Leopoldstadt besetzt

haben, scheinen uns nicht mehr zu kennen." Trotz mehrerer Schüsse, welche noch von den Vorposten abgeschossen wurden, ritt er im scharfen Trabe auf sie zu. Er wechselte wenige Worte mit dem dort stehenden Posten und winkte dann Hauptmann Karl, näher zu reiten. Dieser, der den maschinenartigen Gehorsam der slavischen Soldaten kannte, und wahrscheinlich fürchtete, das Schießen der Vorposten möchte die zwei Reiter mißtrauisch gemacht haben, kommandirte mit lauter Stimme: „Habt Acht! Im Trabe-Marsch!" indem er selbst in gestrecktem Trabe den Vorposten zuritt. Mechanisch folgten die beiden Ordonnanzen. Als sie den Vorposten, wo Hauptmann Preisler sie erwartete, überschritten hatten, vereinigte sich dieser wieder mit den drei Reitern. Die erste Schanze, auf welche sie stießen, nöthigte sie abzusitzen. „Wo führen Sie uns hin, Herr Lieutenant?" frug in ziemlich verlegenem Tone der eine Reiter.

„Folgt mir nur!" entgegnete Hauptmann Preisler, „und gebt Acht, daß die Pferde keinen Schaden nehmen."

„Aber diese Posten sehen ja gar nicht aus wie Kroaten?" frug der Andere eben so schüchtern.

„Hast Du noch keinen kroatischen Landsturm gesehen, Dummkopf!" herrschte ihn Hauptmann Preisler an. In diesem Augenblick kam man zu einem größeren Posten. „Ihr seid unsere Gefangene!" rief

Hauptmann Preisler mit seiner dünnen und doch energischen Stimme. Er reckte sich bei diesen Worten in die Höhe, was bei seiner kleinen, knabenhaften Figur höchst komisch aussah. Die beiden armen Soldaten verblüffte diese Katastrophe so sehr, daß ihnen jede Antwort fehlte; ohne auch nur einen Versuch zum Widerstande zu wagen, gaben sie Pferde und Waffen ab, und folgten unter einer kleinen Bedeckung den beiden Offizieren nach dem Hauptquartier des Herrn Oberst Aigner.

Ihre Ankunft brachte eine gewaltige Aufregung hervor. Schon war Oberst Aigner nahe daran, die Depesche an Herrn General Wiesner zu erbrechen (die andere hatte die Ordonnanz unterwegs weggeworfen), als Hauptmann Karl sich die Bemerkung erlaubte, wie es wohl dienstlicher sein dürfte, wenn die Depesche mit einem Begleitschreiben des Herrn Oberst an General Bem uneröffnet übersendet würde. Es geschah; Oberst Aigner beauftragte Hauptmann Karl, die feindliche Depesche nebst seiner Meldung dem General zu überbringen. Der Letztere fand den General am äußersten Ausgang der Ferdinandsstraße, wo er in Person die Befestigungen leitete; er saß ermüdet auf einem Steinhaufen und ließ, um seine schwache Brust zu schonen, seine Befehle durch den dicht an seiner Seite stehenden Personal-Adjutanten kund geben. Als Hauptmann Karl ihm mit einigen

Worten die Papiere übergab, sprang er rasch von seinem Sitze auf und sein Auge funkelte lebhaft. „Folgen Sie mir!“ sagte er, indem er in die nächste Nebenstraße ging, um in das Gasthaus zur Nordbahn zu gelangen, woselbst er sein zeitweiliges Quartier genommen. Mit Heftigkeit riß der General die feindliche Depesche auseinander; sein Auge verschlang hastig die Schriftzüge; ein freundliches Lächeln leuchtete während des Lesens über sein Antlitz. „Also morgen!“ rief er vergnügt, „morgen werden wir wissen, woran wir sind. Schreiben Sie sogleich gefälligst die Depesche ab,“ wandte er sich zu Hauptmann Karl, „und übergeben Sie die Abschrift an Herrn Oberst Aigner! Sie, Herr Hauptmann ***,“ (er nannte Paul bei seinem Familiennamen) „werden die Abschriften für die übrigen Postenkommandanten besorgen lassen; und sagen Sie Herrn Oberst Aigner, er solle die Leute, welche nicht unumgänglich der Vorpostendienst erfordert, ruhen lassen und Anstalten treffen, daß ihnen eine tüchtige Ration Wein und Brod mit Tagesanbruch gegeben werde. Und nun, Adieu, mein Freund! Morgen um diese Zeit weiß der, welcher von uns noch lebt, mehr als heute!“ Adjutant Karl entfernte sich.

Als derselbe in das Aigner'sche Hauptquartier zurückkehrte, begab sich hier eine höchst drastische Scene. Die Begebenheit war folgende:

An einem kleinen runden Extratisch saßen zwei Männer, welche eine Terrine brennenden Punsch vor sich hatten; rings um sie herum standen sämmtliche anwesende Offiziere, die von Zeit zu Zeit über die Erzählung des Einen der beiden an dem Tisch Sitzenden in ein homerisches Gelächter ausbrachen. Die beiden Männer an der Punschterrine waren keine Deutsche; der ältere von ihnen, ein Mann in der Mitte der Vierziger Jahre, war eben so klein als gedrungen und muskulös gebaut; sein kurzer dicker Hals, im Verein mit dem kugelrunden Kopf, gab ihm etwas Doggenartiges, was durch die breiten Backenknochen und Kiefern, zwischen denen sich ein großer mit außerordentlich fest gestellten aber übereinander gewachsenen Zähnen meublirter Mund und eine sehr kleine dicke gespaltene Stutznase befand, noch vermehrt wurde. Sein großes, graues Auge zierte ein offener und fester Blick; doch entbehrte dieser Blick gänzlich jedes Charakters, da ihn weder Braunen noch Wimpern begrenzten; der Kopf war vollkommen kahl, doch deutete ein kleines Büschel blondgrauer Haare, das aus dem Genick borstenartig hervorstand, an, daß er einst solches gehabt haben müsse. Dieser Herr war ein Schottländer und ließ sich Mac Munck nennen. Der Andere, sein Diener, hatte eine nicht minder interessante Persönlichkeit: er war, wenn er sich aufrichtete, volle sechs und einen

halben Schuh hoch und in einem Alter von höchstens zwanzig Jahren; er sah einem kolossalen Fleischhauerhunde ähnlich, welcher noch nicht das dritte Viertel des ersten Jahres erreicht hat. Ein sehr schmales Gesicht mit einem beständig aufgesperrten großen Munde und einer unverhältnißmäßig langen Adlernase, in die er fortwährend aus einer großen blankgeputzten Zinndose, trotz seiner Jugend, Tabak stopfte, gaben ihm etwas Pierro-artiges; die Magerkeit des Körpers war eine so merkwürdige, daß sie den Hunger hätte personifiziren können. Dieser junge Mann war ein Ire. Beide Männer trugen braune Tuchjäckchen, grünliche Lederhosen und bis über die Kniee reichende Kamaschen aus gleichem Stoff, auf den Köpfen hatten sie eine Art Mützen, die in einiger Entfernung den Hälften einer auseinandergeschnittenen Melone glichen; bei näherer Untersuchung konnte man jedoch ersehen, daß diese Mützen aus dickem Büffelleder gemacht, der Länge und Breite nach mit eisernen Schienen versehen, das Ganze aber mit einer Lage Feuerschwamms von merkwürdiger Dicke überzogen war; vorn und hinten hatte diese seltsame Kopfbedeckung eine starke Eisenblende. Als Hauptmann Karl in das Gastzimmer trat, war Mac Munck eben damit beschäftigt, das Vortheilhafte seines S ch l a ch t p a l e t o t's, wie er es nannte, den Anwesenden zu erklären. Dieser Paletot, den der lange Diener hoch

in die Höhe hielt, bestand in einem dicken Hemd aus doppeltem Büffelleder gefertigt; rings um dasselbe herum waren in vier Reihen Behälter für circa 600 Stück Spitzkugelpatronen angebracht, was ihm ein Gewicht von mindestens 3/4 Centner verlieh. Der Diener war ebenfalls mit einem solchen Schlachtpaletot bewaffnet, an dessen vorderer Seite jedoch ein Paar eiserne Haken angebracht waren, welche zum Aufhängen zweier gezogener Zündnadelbüchsen (damals etwas ganz Neues) dienten. Man hatte einen Lohndiener hereingeholt, der als Dolmetscher dienen mußte, da Mac Munck weder deutsch sprach noch verstand, mit der französischen Sprache aber auf eine Weise verfuhr, daß ihn Niemand zu verstehen vermochte. Mac Munck versicherte den Anwesenden, daß er, obgleich seinem Geschäfte nach eigentlich ein Wollenwaarenhändler, doch ein sehr großer Psycholog sei: er habe seit circa 3/4 Jahren alle Revolutionen besucht, um die verschiedenartigen Physiognomien der Völker in diesem exceptionellen Zustande kennen zu lernen, kurz: er mache, wie früher in Wollwaaren, jetzt in Revolutionen. Gotteslästerlich schimpfte er auf die Mailänder, welche ihn und seinen treuen Diener, trotzdem daß er die Oesterreicher ihnen mit vertreiben half, in's Narrenhaus sperren wollten; sowie die letzte Revolution auf dem Kontinent vorüber, schrie er, werde er ein Werk schreiben, das un-

bedingt Lavater zu Schanden machen, ihm aber den Ruhm der Nachwelt unbedingt sichern müsse.

Hier erblickte Oberst Aigner den Hauptmann Karl und beide begaben sich in des ersteren Privatzimmer. Die feindliche Depesche des Baron Jellachich an General Wiesner enthielt den ausdrücklichen Befehl, sich des andern Morgens zwischen acht und neun Uhr mit seinen Truppenkörpern bereit zu halten, da der Feldmarschall einen heftigen Scheinangriff auf allen Punkten beabsichtige, um die Leopoldstadt ernstlich zu forciren. Nachdem sich beide Männer noch über die Vorkehrungen des nächsten Tages genau besprochen, trennten sie sich.

Bis spät nach drei Uhr Nachts konnte man den alten General in der Leopoldstadt mit Befestigung der Schanzen beschäftigt sehen; an seiner Seite der Personal-Adjutant Graf Paul ***.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Uebermacht.

Eine gleich trübe, ungünstige Witterung wie den vorigen Tag begleitete den 28. Oktober. Der General hatte einige Stunden, ohne sich zu entkleiden, in einem Zimmer des früher erwähnten Gasthauses ur Nordbahn zugebracht; die spät anbrechende Morgendämmerung fand ihn schon bei der Arbeit. Gegen sieben Uhr begab er sich in Begleitung seines Personal-Adjutanten, nochmals die Schanzen der Leopoldstadt zu besichtigen; er ging in seiner außerordentlichen Sorgfalt so weit, sich die hintern Ausgänge der Häuser, welche von der kleinen Pfarrgasse auf die Augartenstraße führen, zu besichtigen, um die meisten, welche noch nicht verbarrikadirt waren, verschanzen und mit Truppen besetzen zu lassen.

Die in so vielen Mittheilungen und Erzählungen erwähnte Doppelbarrikade unfern des Praptersternes, die sogenannte Sternbarrikade, hatte für denjenigen, welcher nur die oberflächlichste Kenntniß von Fortifi-

kation hat, auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit einer Sternschanze. Sie war unmittelbar zwischen den beiden letzten Häusern der Jägerzeile angebracht, formirte eine schwache Curve, und der unbedeutende Graben, welcher sich um dieselbe zog, war mehr in Folge der Nothwendigkeit entstanden, um die Böschung desselben damit zu bestreiten, als um dem Feinde ein Hinderniß zu bereiten; auch war dieser Graben keineswegs mit Spitzpallisaden besetzt. Um $^3/_4$9 Uhr geschahen in größeren Intervallen einige Geschütz-salven von Seiten des Augartens her*), welche anfänglich durch die Vertheidiger nicht erwidert werden konnten, da die Haubitzen, von denen diese Parabol-Schüsse herrührten, in ziemlicher Entfernung gegen die Mitte des Augartens aufgestellt waren.

Als der General die ersten Schüsse vernahm, saß er mit Graf Paul *** und noch drei Offizieren seines Stabes beim Frühstück. „Also man beginnt," sprach er gelassen, „trinken Sie gefälligst aus, meine Herren, man stimmt, wie Sie hören, die Instrumente, in kurzer Zeit wird die Ouvertüre des Dramas beginnen." Er trank mit Behaglichkeit seine volle Tasse

*) Nicht, wie eine sehr glaubwürdige Schrift versichert, erst um 10 Uhr, auch nicht an der Mariahilfer-, Favoriten-, St. Marxer- und kleinen Erdbergerlinie, woselbst erst gegen 11 Uhr ein heftiges Feuergefecht begann.

Thee in kleinen Absätzen, steckte ein Milchbrod, das der gute Appetit seiner Adjutanten verschont hatte, in die Tasche seines Uniformfracks, ließ sich durch den Personal-Adjutanten seinen schwarzen, weiten Paletot reichen und verließ das Zimmer. Auf der Straße angelangt, überzeugte er sich nochmals von dem Stand der Geschütze, schärfte den sogenannten Vormeistern mit wirklich peinlicher Genauigkeit zum zehnten Male die Nummer ihres Geschützes ein, und wies sie an, dann erst zu feuern, wenn sie durch die Stimme seines Personal-Adjutanten laut aufgerufen würden, sodann aber, wenn sie den Schuß abgegeben, mit rapidester Schnelligkeit, jedoch ohne Uebereilung, neu zu laden; was sie zu laden hätten, würde ihnen unmittelbar nach dem Schusse ebenfalls zugerufen werden, mit den Worten: „Voll," „Kleinkartätsch," „Großkartätsch" oder „Granat." Alle Schüsse, welche nicht extra durch das Wort „Visir", 1, 2, 3, was die Gradation des Aufsatzes bedeute, kommandirt würden, hätten sie einfach in der Horizontale des Kernschusses zu richten und abzugeben. Lächelnd hörten die Vormeister, fast alle ausgediente Artilleristen, die abermalige Instruirung des Generals an und verfügten sich wieder zu ihren Geschützen. Hierauf befahl der General, unmittelbar hinter der Schanze Nr. 1 und Nr. 2, welch letztere an der Ecke der Mauergasse gegen die Speisewirthschaft zum grünen

Baum und an der schräg über gelegenen kleinen Straße sich befand, vermittelst großer viereckiger Pflastersteine einen Auftritt zu machen, damit er, wenn das Gefecht beginne, von da es gehörig zu übersehen vermöge. Die beiden äußersten Häuser bis zur Schanze Nr. 2 herab hatte er bereits durch steierische Freiwillige, einen kleinen Theil des demokratischen Freikorps und das Elitenkorps bis unter das Dach stark besetzen lassen; die Polenlegion und ein Theil des Mobilgardebataillons des Oberstlieutenant Wutschel hatten die Schanzen Nr. 1 und 2 besetzt, welch letztere eine ungarische und deutsche Fahne zierte. Ihre Unterstützungen und Reserven bivouakirten in den zunächst gelegenen Hausfluren. Kaum waren die Auftritte hinter den Schanzen vollendet, so begann der Feind über die Krone der Mauer, die den Eisenbahnhof der Kaiser Ferdinandsbahn umgibt, durch eine halbe Batterie Positionsgeschütz (12pfünder) die Schanze Nr. 1 in schräger Linie heftig mit Plongirschüssen (Senkschüssen) zu bestreichen. Im Prater selbst war bisher noch Alles ruhig geblieben; jedoch von der Seite des Augartens her gestaltete sich das Feuergefecht mit größerer Lebhaftigkeit. Hinter den Bäumen des Praters entwickelten sich kleine Jägerdetachements, welche unter deren Schutz ein Feuer gegen die durch Mobilgarden besetzten Fenster der beiden Eckhäuser langsam zu eröffnen begannen. Es war fast zehn

Uhr geworden, als man dem General die Meldung überbrachte, daß von dem Augarten aus die erste Sturmkolonne gegen die Barrikaden der Neugasse anrückten. Der General entsandte durch Hauptmann K***, der diese Meldung gebracht, von seiner eigenen Reserve eine Abtheilung von circa 80 Mann auf den bedrohten Punkt, mit dem Befehl, fernere Reserven zu gleichem Zwecke aufzutreiben. Die Abtheilung wurde durch den Polenhauptmann N...... dem bedrohten Punkte zugeführt, da der Adjutant links über die Ferdinandsbrücke abritt, um fernere Reservemannschaft aufzutreiben. Dieser sah unmittelbar über dem rothen Thurmthore gegenüber der Brücke Herrn Oberkommandant Messenhauser, umgeben von einigen Offizieren seines Stabes. Der arme eitle Messenhauser spielte hier zum letzten Male den Feldherrn; er hielt sein Fernrohr mit der einen Hand an's Auge, während er mit der andern in großer Wichtigkeit nach den Gefechten deutete. In diesem Moment wäre der Adjutant durch vier Mann der reitenden Nationalgarde, die sich diesen Tag eben so geschäftig als unnütz machte, da zum wichtigern Ordonnanzendienst einige Polen beritten gemacht waren, fast umgeritten worden. Unfern der Wacht am rothen Thurmthore stand eine Abtheilung Reserve von circa 200 Mann, dem Arbeiterverein (Konkordia) angehörend. Er beorderte sofort diese Truppe, ihm zu folgen;

allein die Offiziere der Abtheilung, wozu die guten Leute meist ihre Werkmeister erwählt hatten, machten Schwierigkeiten und verlangten einen schriftlichen Befehl. Da es auf der Hand lag, daß diesen Herren Offizieren die Furcht vor dem Gefecht diese Bedenklichkeit einflößte, so verließ der Adjutant, ohne sich auf fernere Erklärungen einzulassen, sein Pferd, redete die Leute mit kurzen Worten selbst an, machte ihnen die Dringlichkeit des Momentes klar, und frug kurz, ob sie ihm folgen wollten, wenn er sie in Person anführe, und zog bei diesen Worten den Säbel. Ein tumultuarisches „Ja!" dieser Braven war die Antwort. Sofort setzte sich die kleine Kolonne im Sturmschritt in Bewegung und eilte der bedrohten Neugasse zu; sämmtliche Offiziere dieser Reserveabtheilung aber deliberirten noch einige Momente unter sich und folgten langsam der rasch vorwärts rückenden Kolonne nach. Selten hat wohl ein Mann, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, eine kläglichere Figur gespielt, wie diese Herren in diesem Augenblick. Als die Kolonne in die Neugasse einbog, wüthete ein heftiger Artilleriekampf: die oberste Barrikade der Straße war bereits durch die Kroaten genommen, welche, wahrscheinlich der Bequemlichkeit wegen, meist in s. g. Holzmützen fochten. Den vereinten Bemühungen des Polenhauptmann N......, der mit verwegenster Tapferkeit seine Leute gegen die Uebermacht führte,

und der leidlich umsichtig geführten Unterstützung der neu angekommenen Kolonne des Arbeitervereins gelang es, die Holzmützen über die Barrikade zurückzuwerfen. Auf diesem Punkt focht auch der schottische Wollwaarenhändler Mac Munck mit tapferer Kaltblütigkeit.

Es stellte sich für den Augenblick wieder ein geregeltes Gefecht her, jedoch leider nur für kurze Zeit, da neue und stärkere Sturmkolonnen anrückten. Der Adjutant hatte, so wie er einigermaßen das Gefecht wieder hergestellt sah, diesen Punkt verlassen, um dem General Meldung zu machen.

Am Praterstern hatte sich indessen ein Artilleriegefecht zwischen den Belagerten und dem Feind engagirt, welches an Heftigkeit und Erbitterung namentlich bei der großen Nähe, in welcher Freund und Feind einander beschossen, schwerlich übertroffen werden kann. Die äußerste Barrikade war bereits von den Vertheidigern geräumt; es standen auf derselben an beiden Flanken nur noch zwei Geschütze, deren Bedienungsmannschaft jedoch wohl berechnet in die Schanze Nr. 2 zurückgezogen worden. Als Hauptmann K*** an diese Schanze zurückkehrte, stand General Bem auf dem früher gemachten Auftritt umgeben von seinem Personal-Adjutanten, dem jungen Offizier der akademischen Legion, seinem Begleiter am 26., Hauptmann Beblowsky und noch einigen

Polenoffizieren. Der General hatte seinen Paletot abgelegt, die weiße Feder auf seinem Hut war durch einen Streifschuß in Unordnung gerathen; er lehnte sich mit der linken Hand, in welcher er zugleich ein Stück Semmel hielt, auf seinen Säbel; die rechte führte in theils größeren, theils kleineren Intervallen das Fernrohr zum Auge. Mit der vollendeten Ruhe eines geschickten Schachspielers überblickte er das Gefecht; seine Umgebung, so wie das Vorübertragen der heftig schreienden Blessirten schien ihn auch nicht im Entferntesten zu berühren; dann und wann bog er sich zu dem Ohre seines Personal-Adjutanten, ihm einige Worte zuflüsternd, die dieser als Kommando laut wiederholte; zuweilen biß er ein Stück von der Semmel ab und kaute es mit vieler Bedächtigkeit — kurz: er war in Nichts verändert; wer nicht die gefahr- und geräuschvolle Umgebung gesehen, hätte glauben können, er arbeite in seinem Zimmer — so wenig erregt waren seine Züge, so ruhig und aufmerksam sein Blick. Ueber zwei volle Stunden wüthete hier ein mörderisches Artilleriegefecht, ohne daß der Feind, trotz der ungeheuern numerischen Uebermacht, zu der eigentlichen Offensive eines Sturmes übergegangen wäre, ohne daß das Gefecht ein anderes Resultat als Leichen und eine gesteigerte gegenseitige Erbitterung zur Folge gehabt hätte. Ein sehr großer Uebelstand für die Vertheidiger war ein

leiser Luftzug, welcher vom Prater her nach der Jägerzeile sich erhoben hatte und den Belagerten den Dampf der eigenen Schüsse entgegentrieb, wodurch das Zielen außerordentlich erschwert wurde. Während dieser ganzen Zeit beeiferte sich der Feind, anstatt zu stürmen, diesen Theil der Leopoldstadt mit Projektilen zu überschütten. Wider Erwarten machten die so viel gerühmten Brandraketen nicht sehr bedeutenden Schaden; das kräftigste Resultat bewirkten die Haubitzgranaten: zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags standen über dreißig Häuser in Flammen. Hätte ein gleich starkes, gleich geübtes und gleich mit Material versehenes Heer, wie das der Angreifer war, die Stadt vertheidigt, man hätte kein heftigeres und rücksichtsloseres Feuer gegen dieselbe beginnen können. Endlich um diese Zeit rückten die ersten Sturmsäulen, welche tiefe Kolonnen formirten, auf beiden Flanken unter dem heftigsten Feuer einer schweren Batterie gegen die Jägerzeile vor; ein starkes Detachement Jäger, die sich in Plänkler aufgelöst, diente ihnen als Avantgarde, um die Fenster der beiden Eckhäuser im Schach zu halten und das Feuer von dorther auf sich zu ziehen; die Batterie, welche bisher mit Kartätschen geschossen, begann wieder mit Vollkugeln ein concentrisches Feuer gegen die äußere Schanze Nr. 1. Die Sturmkolonnen waren aus Grenadieren und Kroaten formirt. In diesem Moment beorderte

der General einige Bedienungsmannschaft zu den Geschützen der Schanze Nr. 1 vor, welche in einer fast kriechenden Stellung dem Befehle Folge leistete. Als die Sturmkolonnen beinahe auf Flintenschußweite sich der Schanze genähert hatten, schwieg auf einige Augenblicke die feindliche Batterie und unter heftigem Geschrei und ohne besondere Ordnung rückten sie mit gefälltem Bajonnet im Trabe gegen die Schanze Nr. 1 an. Da ertönte das laute Kommando des Personal-Adjutanten, die beiden Flankengeschütze der Schanze Nr. 1 eröffneten ein Kreuzfeuer und ein furchtbarer Kartätschenhagel, unterstützt durch zwei Vollkugelschüsse von den mittleren Geschützen der Schanze Nr. 2, empfing die Stürmenden. Der Erfolg war ein wirklich unbeschreiblicher. Ein gräßliches Geheul erfüllte die Lüfte. Für einen Moment hatte es den Anschein, als ob Hunderte geblieben wären, denn eine große Anzahl der Kroaten warfen sich, als sie den Blitz der Schüsse sahen, auf die Erde, sprangen jedoch im nächsten Augenblicke wieder empor und suchten in regelloser Flucht hinter die Lisière der nahegelegenen Bäume zu kommen; Viele standen wohl nicht wieder auf, unter ihnen ein Stabs- und zwei andere Offiziere, so viel man sehen konnte, mit dunkeln Aufschlägen. Nach einer kurzen Pause, welche mehr das Werk des Zufalls als des Willens zu sein schien, engagirte sich das Artilleriegefecht auf's

Neue mit der früheren Heftigkeit; zweimal versuchte man das vorige Manöver, jedoch gleich erfolglos. Zwischen vier und fünf Uhr war der General durch den Göllschuß einer Kartätschenkugel streifend auf die Brust getroffen; jedoch war nur eine ziemlich starke Kontusion die Folge, ein heftiges Aufschwellen und Rothwerden der getroffenen Stelle. Die ersten Worte, welche er sprechen konnte, waren: „Luft — Luft! — sie ist mir höchst nöthig!" er sprach dies noch vollkommen bewußtlos in französischer Sprache; man geleitete ihn in das Restaurationslokal der Speisewirthschaft zum grünen Baum. Noch während zwei Aerzte sich damit beschäftigten, die Verletzung des Generals zu untersuchen, drang schräg eine Kugel in dies Lokal, fuhr jedoch, ohne Jemand zu beschädigen, in das daselbst stehende Piano. Nur weniger Minuten bedurfte es, so hatte sich der alte Herr wieder erholt; so flehentlich seine Umgebung ihn bat, sich wenigstens der weißen Feder zu entäußern: stets schüttelte er unwillig mit dem Haupte, das Reden schien ihm noch schwerer zu werden als gewöhnlich. Den innigen, zärtlichen Bitten seines Personal-Adjutanten gelang es endlich, ihn zu bewegen, anstatt von der Straße aus, aus dem ersten Stockwerk dieses Hauses zu kommandiren.

Vier volle Stunden (von 1¼ Uhr bis gegen halb 6) wüthete auf diesem Punkt ununterbrochen

der mörderischste Kampf, ohne auch nur den entferntesten Erfolg für die große Uebermacht des kaiserlichen Heeres gehabt zu haben; gegen halb 6 Uhr, als es bereits schon stark dunkelte, machte ein Adjutant die Meldung, daß der Feind (Kroaten, namentlich die Seresaner) die Landstraße genommen; auch der Erdbergergrund bereits vom Feinde besetzt sei, welcher sich gegen den Weißgerbergrund nähere. Wenige Augenblicke später berichtete eine zweite Meldung, daß die Linie des Belvederes mit Energie angegriffen worden und vielleicht in diesem Augenblicke das Schloß selbst vom Feinde besetzt sei. Der General hörte schweigend und mit gerunzelter Stirn diese Nachrichten an; ein bitteres Lächeln verzog seinen Mund. „Ich kann nicht allgegenwärtig sein!“ sagte er, kaum hörbar, „hätte man sich überall gewehrt, wie hier, wäre Herr Windischgrätz nicht einen Zoll breit weiter.“ Er senkte für einige Sekunden das Haupt auf die Brust; plötzlich rief er lebhaft: „Hauptmann Beblowsky!“ Derselbe war nicht zugegen. „Hauptmann K***! Eilen Sie um des Heilands willen in's Belvedere, vernichten Sie die Kanzlei! Gestattet es irgend die Zeit, so vernichten Sie Alles, hören Sie? — Alles! Wo nicht — nur die Briefe. Lieutenant Wehle, welcher dort ist, wird nicht daran denken, wenn er überhaupt noch dort ist.“

Der Adjutant rannte die Jägerzeile entlang zu

Fuß; denn jetzt erst entsann er sich, daß sein Pferd noch in der Wache des rothen Thurmthores stand; athemlos erreichte er diesen Platz, schwang sich auf und jagte ventre à terre dem Belvedere zu. Schon am Eingange der Heugasse konnte man deutlich sehen, daß das Belvedere und dessen Environs mit Granaten beworfen wurden. Es gelang dem Adjutanten, sämmtliche Privatbriefe und einen Theil der Befehle theils zu retten, theils zu vernichten; doch mußte er sein Pferd zurücklassen und sich zu Fuß durch den Garten und das Schwarzenberg'sche Palais über die Glacis nach dem Kärnthnerthor flüchten, da die Stürmenden bereits die Stiege des oberen Belvederes unter heftigem ziwio, Geschrei, nahmen, als er das untere Thor des Schlosses verließ. Bei seiner Rückkehr in die Stadt fand er die Vertheidigungstruppen in vollem Rückzuge, den der General in eigener Person mit einer Umständlichkeit leitete, als rückte man vom Exerciren zurück; es schien ihm hauptsächlich an der Rettung sämmtlicher Geschütze zu liegen. Ein freudiger Händedruck war die Belohnung des Adjutanten, als er die wenigen geretteten Briefe übergab und dem General die Meldung machte, unter dem, was nicht vernichtet, befinde sich keines seiner Privatpapiere. Nach gänzlich vollendetem Rückzuge inspicirte der General die Bastionen, auf denen fast die gesammten Geschütze aufgefahren waren; ein

starker Stab von Offizieren, unter denen sich auch Herr Aigner befand, begleitete ihn. Als er die Inspektion beendet, begab er sich in den Gasthof zur Stadt London, unweit der Hauptmauth, fand jedoch in demselben keinen Platz; hier verabschiedete er sämmtliche Offiziere, ausgenommen die vier Adjutanten seines Stabes. Der General sandte den Personal-Adjutanten voraus, da er aus Ermattung nur langsam zu gehen vermochte und ihm auch das Athmen sehr schwer fiel, um in dem Gasthofe „zum Erzherzog Karl" wegen Wohnungen anzufragen. Schon auf dem Stephansplatze kam Graf Paul *** mit der Nachricht zurück, man habe ihn auch dort abgewiesen. „Dann müßt Ihr schon für Euch selbst sorgen, meine Herren," sagte er lächelnd, indem er stehen blieb; „gute Nacht! Graf Paul, Ihren Arm!" Er stützte sich auf denselben und ging langsam dem Graben zu, um sich in das Hofkriegsrathsgebäude zu begeben. Unter dem Thore stand der alte rothnäsige Klop....., der ihn erwartet zu haben schien. „Ist Jelowicky und sein Adjutant da?" frug Bem.

„Major Zor*** und noch zwei Andere von uns sind da, mein General," antwortete der alte Klop..... „Oberst Jelowicky ist seit heut gegen Abend aus seinem Büreau spurlos verschwunden, wie sein Adjutant erzählt; vielleicht kommt er morgen wieder," setzte höhnisch Klop..... hinzu.

„Also doch — doch Verräther!“ murmelte Bem. „Und ich wollte ihn retten. Es ist ein eigenes Ding um ein schlecht Gewissen!“ Er war während dieses kurzen Zwischengesprächs in das erste Stockwerk hinaufgestiegen, wo ihn die früher genannten Offiziere erwarteten.

Im zweiten Zimmer lagen auf Tischen und Möbeln eine Anzahl kaiserlicher Uniformen, Säbel, Feldmützen und Schärpen bunt durcheinander ausgebreitet, sämmtliche Gegenstände trugen zwar sehr bedeutende Spuren des Alters und des Gebrauches, denn es waren dies jene Kleider, welcher sich die Herren Offiziere während der Arbeit hierselbst bedienten, weil sie in ihren Büreau's in Uniform erscheinen mußten, für gewöhnlich aber Civilkleider trugen. Der General warf einen lächelnden Blick auf dieselben. „Klop..... holen Sie Essen, ich habe großen Appetit.“

„Graf Paul *** ist von meinen Anordnungen genau unterrichtet,“ sagte der General zu den Offizieren gewendet, „er soll Ihnen dieselben morgen mittheilen. Was mich anbetrifft, so werde ich Sie noch im Laufe des Abends verlassen. Graf Paul wird Ihnen nächst meinen Befehlen die nöthigen Gelder einhändigen, welche Sie sowohl für die Reise als den ersten Monat Ihres Aufenthaltes in Ungarn bedürfen; denn ich hoffe, sowohl Sie, als alle

Landsleute dort zu treffen!" sagte er in einem ernsten, fast gebieterischen Tone. „Dort ist der neue Sammelplatz für die Söhne unserer Nation, welche brav denken und glücklich hier durchkommen."

In diesem Augenblicke trat der alt Klop..... in Begleitung zweier Kellner ein und unterbrach das Gespräch. Klop..... und seine Begleiter waren mit großen Körben beladen, in denen Abendbrod und Wein sich befand. Nachdem die Kellner wieder das Zimmer verlassen, sagte der General mit unverhohlenem Mißmuthe zu Klop.....: „Ihnen muß man Alles sagen, mein Bester, denn sonst machen Sie Alles ungeschickt; wozu brauchen Leute aus einem Gasthause zu wissen, daß wir uns hier befinden?" Klop..... entgegnete nichts; allein sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, als habe er Essig getrunken. Man setzte sich zu Tisch, unterhielt sich über die Begebenheiten des Tages, hauptsächlich aber über die kommenden Verhältnisse in Ungarn. Bereits ging es stark auf Mitternacht, als sich der General erhob und zu seinem Personal-Adjutanten sagte: „Kommen Sie, Graf Paul ***; es wird Zeit, man erwartet mich." Er ließ seinen deutschen Hut, von welchem er jedoch zuvor sorgfältig die polnische Kokarde herabgetrennt hatte, hier zurück und bedeckte sein Haupt mit einer der österreichischen Feldmützen, die er aus dem zweiten Zimmer holen und das schwarz-

goldne Feldzeichen herunternehmen ließ; den breiten Polensäbel, den er schon früher abgelegt, übergab er Graf Paul zum Tragen und wickelte sich fest in seinen langen schwarzen Paletot. „Adieu, meine Herren!“ sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit. „Auf fröhliches Wiedersehen unter der glorreichen Tricolore der Ungarn! Befolgen Sie, ich bitte, pünktlich meine — Wünsche hinsichtlich der Anordnungen, welche ich für Ihre Flucht getroffen — und — sollte Oberst Jelowicky sich wider Erwarten noch hier einfinden, so vergessen Sie nicht, ich bitte, daß er, trotz seiner Fehler, ein Kind unseres Landes ist.“ Er entfernte sich freundlich grüßend aus dem Kreise der Offiziere, welche ihn bis in die Hausflur geleiteten.

„Mein lieber Paul,“ begann er, als er sich ein Stück von der Wache, welche im Parterre des Hofkriegsrathsgebäudes sich befand, entfernt hatte, „es ist mir sehr schmerzlich, Sie von mir lassen zu müssen; allein es ist für unsere beiderseitige Sicherheit Nothwendigkeit. Begleiten Sie mich jetzt zu der Wohnung des Abgeordneten Herrn von B***, und kehren Sie dann zurück zu Ihren Kameraden. Denken Sie stets daran, daß ich Ihnen eine wichtige Mission auftrug, es möge Ihnen dies mein Vertrauen beweisen; halten Sie den alten Klop*** gut, aber streng; warten Sie ohne Furcht die Zeit ab,

bis man Ihnen die definitive Nachricht bringt, die kaiserlichen Truppen seien in der Stadt, — erst dann legen Sie und die anderen Herren die besprochene Kleidung an — nicht früher. Nochmals empfehle ich Ihnen den alten Jelowicky; abgesehen von allem Anderen ist er ein tüchtiger Artillerist, wir werden seiner in Ungarn sehr bedürfen."

Sie waren während dieses Gespräches an einem Hause mittlerer Größe auf der ***straße angelangt. Ein kleiner, alter Mann ging, gleich einer Schildwache, ungeduldig vor demselben auf und nieder, mißtrauisch Bem und seinen Begleiter von der Seite musternd.

„Was macht Ihr da?" rief der General in polnischer Sprache, dem Alten näher tretend.

„Ah, mein General!" entgegnete der Alte, sich tief verbeugend, „vergeben Sie, ich erkannte Sie nicht gleich. Man sagte mir, Ew. Excellenz würden allein kommen; ich warte schon volle zwei Stunden hier."

Alle drei traten in die Hausflur, woselbst der alte Mann, mit Hülfe eines chemischen Feuerzeuges, ein Licht anzündete, welches er von einem Absatz der Treppe herabgeholt.

„Adieu, mein Paul!" sagte der General mit bewegter Stimme zu seinem jungen Begleiter. Er hielt bei diesen Worten dessen Haupt zwischen beiden Händen und betrachtete es eine längere Zeit mit

schweigender Innigkeit; dann, wie sich besinnend, daß es die höchste Zeit sei, sich zu trennen, küßte er rasch des jungen Mannes Stirn und Augen, wandte sich schnell von ihm ab, ohne eine Entgegnung abzuwarten, und eilte mit einer Hast der Stiege zu, daß der alte Mann mit seinem Lichte kaum zu folgen vermochte.

Graf Paul aber verfügte sich zu seinen Kameraden in das Hofkriegsrathsgebäude zurück.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Verhängniß.

Oberst Jelowicky hatte sich während der beiden letzten Tage (27. und 28. Okt.) nicht aus der Stallburg begeben; ja, er hatte beinahe sein Büreau nicht verlassen, und sich außer einigen sehr unbedeutenden Geschäften an der Vertheidigung so gut wie nicht betheiligt. Sein körperlicher Zustand war bemerkbar schlimmer geworden: das Auge stierte mit jenem seltsamen Glanze vor sich hin, dem der eigentliche Blick fehlt und den man so häufig bei melancholisch Irren antrifft, was durch seine unordentliche Toilette und ein längeres Unrasirtsein noch vermehrt wurde; der sonst rasche Gang, so wie die Bewegungen seiner Arme, seines Hauptes, hatten etwas Gedehntes, Schleppendes angenommen; in heftiger Aufregung durchschritt er namentlich am 28. Oktober unter mehr oder minder laut geführten Selbstgesprächen vom frühen Morgen an sein Büreau. Den ganzen Tag war er unvermögend, Speise zu sich zu nehmen; dann

und wann trank er ein Glas starken Wein. Sein Personal-Adjutant war seit dem frühen Morgen abwesend, was ihm nicht unlieb zu sein schien; denn obgleich er seine Nähe jetzt nicht mehr fürchtete, so drückte ihn doch ein tiefes Gefühl der Scham in dessen Gegenwart zu Boden. Von Zeit zu Zeit ließ er durch seine Ordonnanz vom rothen Thurmthore, wo Kommandant Messenhauser mit einem Theil seines Stabes sich aufhielt, sich also dort die Meldungen konzentriren mußten, Nachricht einholen, wie es auf den bedrohten Punkten stehe, und erfuhr leider oft sehr übertriebene Gerüchte. Des Nachmittags gegen vier Uhr erhielt er einen Brief durch seine Ordonnanz, den, wie dieselbe versicherte, ein alter Mann für den Herrn Oberst abgegeben, der, ohne ein Wort zu sprechen, sich eilig wieder entfernt habe. Schweigend betrachtete der Oberst den Brief, dessen Schriftzüge ihm gänzlich unbekannt waren. Sein Inhalt war folgender:

Wien, den 28. Oktober, Nachm. 3¼ Uhr.

An den Herrn Oberst Eduard Jelowicky,
Chef der sämmtlichen Artillerie.

Sehr geehrter Herr Oberst!

So eben erhalte ich von Dero Freund, dem Herrn Grafen A. P., den angenehmen Auftrag, dem Herrn Oberst die Mittheilung zu machen, daß falls

noch im Laufe des heutigen Tages, wie fast vorherzusehen, die Truppen Sr. Majestät, unsers allergnädigsten Kaisers und Herrn, die Stadt besetzen sollten, der Herr Oberst eingeladen werden, sobald diese freudige Kunde zu Dero Kenntniß gelangt, sich sofort in das königlich ***sche Gesandtschaftshotel auf der *** Straße Nr. * zu begeben, woselbst man den Herrn Oberst erwarten und die genügende Sicherheit für Dero Person geben wird.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verharrt
Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener
H. L.

Mehr als einmal durchlas der Oberst diesen seltsamen Brief; ein heftiger Kampf durchwogte sein Inneres. „Sollte es Potocky doch redlich meinen? Und welchen Grund habe ich, daran zu zweifeln? Ist sein theilnahmloses, leichtsinniges Benehmen mir nicht seit Jahren schon bekannt? Würde er, wenn er es nicht redlich meinte, sich gerade jetzt meiner erinnern, und ist das Hôtel einer fremden Gesandtschaft nicht jedenfalls der sicherste Zufluchtsort? Kann ich von dort aus nicht meine Flucht am leichtesten bewerkstelligen, selbst wenn Potocky sein Wort nicht zu halten vermöchte, was meine Anstellung im k. k. Heere betrifft; darf man mich gewaltsam aus einem solchen

Asyl herausreißen? — Aber Bem!" hob er nach einer langen Pause des Nachdenkens an, „was wird — was muß er von mir denken, wenn ich nicht erscheine, Bem, dessen Wort fest und verläßig ist, wie Eisen! Wird er aber vermögend sein, mich zu retten, ist er nicht selbst ein Flüchtiger, ein Verbrecher, wenn die ersten Schritte des kaiserlichen Heeres in diesen Mauern ertönen? Und die Landsleute, die gewiß Alle um meine Schuld wissen, was werden sie sagen und denken, wenn ich nicht erscheine, werden sie mich nicht neuerdings als Verräther, als einen Elenden ausschreien? — Gott! — Gott! was soll ich thun?"

Eine lange Pause folgte auf dieß Selbstgespräch. Neuerdings sandte er die Ordonnanz, um Nachrichten einzuholen: immer betrübender und düsterer lauteten dieselben. Die unheimliche Stille, die ihn umgab, nur durch den fernen, heftigen Kanonendonner unterbrochen, wirkte ergreifend auf das Innere des alten Mannes; stumm und ermattet warf er sich in die Ecke des Sophas, ohne zu einem Entschluß kommen zu können; seine Gedanken verwirrten sich. Er sah sich in Mitte der Schlachtfelder, auf denen er einst gefochten; seine überspannte Phantasie malte ihm mit entsetzlicher Lebhaftigkeit die Gefechte in den Steppen von Afrika, denen er beigewohnt, vor sein Inneres; er sah sich von Löwen und Tigern umgeben; plötzlich

war es ihm, als ob eines derselben mit einem riesigen Sprung sich auf ihn stürzen wollte, ein heftiger Schrei entfuhr ihm, er verlor für einige Augenblicke die Besinnung. Heftiges Rütteln am Arme weckte ihn aus dieser Betäubung, die Ordonnanz stand dicht neben dem Sopha.

„Fehlt Ew. Gnaden Etwas?" frug der gutmüthige Wiener theilnehmend, „ich hörte Sie heftig sprechen und dann schreien. Ew. Gnaden sind wohl krank?"

„Ja," stammelte der Oberst, als er nach und nach wieder zur Besinnung gekommen, indem er sich vom Gesicht und Hals den Schweiß abtrocknete, der seinen ganzen Körper bedeckte. „Ich habe Fieber, mein Freund, sehr starkes Fieber, wie Sie sehen, dieß ist auch der Grund, daß ich hier bin; Oberst Jelowicky fehlte sonst nicht, wenn man sich schlägt."

„Soll ich Ew. Gnaden Was aus der Apothek holen?" frug die gemüthliche Ordonnanz weiter.

„Nein, mein Freund! Nein, nein, ich danke!" entgegnete der Oberst heftig; „es wird vorübergehen. Lassen Sie mich allein."

Nach kurzem Nachdenken erhob sich der Oberst, sichtbar gekräftigt, von seinem Sitze, und als ob mit den Phantasieen des erregten Gehirnes zugleich die Zweifel aus seiner Seele gewichen wären, sagte er mit fester Stimme: „Ich gehe zu Bem! zu meinen

Landsleuten! Wie konnte ich an ihm, an den Kindern meiner Heimat zweifeln? — O, es war ein Frevel, dieß zu thun!" Und gleich als kräftige ihn dieser Entschluß, ging er mit festen, raschen Schritten im Zimmer auf und nieder. Zum letzten Male stand in diesem Augenblicke sein guter Engel ihm zur Seite, Polonia schwang das heilige Panier der Freiheit, des Vertrauens über sein müdes Haupt.

Da wurde rasch die Thüre geöffnet. Mit sichtbarer Eile trat die Ordonnanz in's Zimmer und übergab dem Oberst einen Zettel, auf welchem statt der Adresse nur das Wort „pressant" mit Bleistift geschrieben stand; die Oblate war noch ganz feucht. Er enthielt nur die wenigen, ebenfalls mit Bleifeder geschriebenen Worte:

„Retten Sie sich, mein Freund! Die Seele des ungleichen Kampfes ist vernichtet: — Bem ist in diesem Moment, wo ich Ihnen schreibe, eine Leiche; — so eben ist die Nachricht angelangt; eine Kugel zerschmetterte ihm die Brust, nun ist Alles aus. — Eilen Sie in das Gesandtschaftshotel!

Ihr A. P."

Längere Zeit stierte Jelowicky die verhängnißvollen Zeilen an, las sie wieder und wieder und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Ein heftiges Zittern überfiel plötzlich den alten Mann; die verhängnißvollen Zeilen entglitten der Hand; —

Schwindel erfaßte sein Haupt; er mußte sich an dem nächsten Gegenstand halten, um nicht umzusinken. „Verloren! — Alles ist aus!“ — stammelte er tonlos. „Bem — ist nicht mehr — mein alter Kriegsgefährte — todt! — todt!“ seufzte er mit gebrochener Stimme.

Schwankend ging er nach kurzem Besinnen an die Thüre des Zimmers. „Ordonnanz!“ rief er, „wissen Sie die ***straße, wo sich das königl. ***sche Gesandtschaftshotel befindet?“

„O ja!“ erwiderte diese.

„Führen Sie mich dort hin; aber sogleich, auf der Stelle!“ fuhr der Oberst drängend fort.

„Wenn Ew. Gnaden befehlen, recht gern; aber setzen Ew. Gnaden wenigstens einen Hut auf, es ist kühl draußen.“

Oberst Jelowicky bedeckte sich, und verließ, auf den Arm der Ordonnanz gestützt, die Stallburg. Es war bereits vollkommen dunkel geworden.

Als Beide das bezeichnete Gesandtschaftshotel erreicht und in das Innere der hellerleuchteten Hausflur einzutreten im Begriff waren, kam ein untersetzter Mann in Livrée aus der seitwärts gelegenen Portierloge und fragte ziemlich brutal: „Zu Wem wünschen Sie?“

„Ich wünsche zu Sr. Excellenz, dem Herrn Gesandten, oder zu dessen Sekretär, Herrn Grafen V***.“

„Sind Beide nicht in Wien," war die kurze Antwort des Livréemanns; er steckte, indem er dieß sprach, langsam beide Hände in die Hosentaschen, spreitzte die Beine auseinander und betrachtete in dieser Stellung die beiden Ankömmlinge mit unverschämten Blicken von oben bis unten.

„Aber mein Gott, man schrieb mir doch vor einer Stunde, man erwarte mich hier in diesem Hôtel!" sagte Jelowicky mit unsicherer Stimme.

„Ach, sind Sie vielleicht der Herr Oberst?" frug der Angeredete mit seltsamem Lächeln, ohne seine Stellung zu verändern; „wenn Sie wirklich dieser sind, so will ich Sie zu dem Herrn Kammerdiener Sr. Excellenz führen."

Der Oberst verabschiedete die Ordonnanz und folgte dem brüsken Livréediener. Auf der Stiege zum ersten Stock begegnete ihnen ein ältlicher Mann in sehr elegantem schwarzen Anzuge und weißem Halstuch. Seine Züge waren ernst, aber nicht unfreundlich; das gebückte Haupt sowie die beständig niedergeschlagenen Augen gaben dieser Persönlichkeit einen gewissen Anstrich von bescheidener Demuth und Frömmigkeit.

„Da kommen der Herr Kammerdiener selbst," sagte mit sehr respektvollem Ausdrucke der Bediente, zugleich schnell die Mütze ziehend, was ihm bis jetzt noch nicht eingefallen war. Der schwarz gekleidete

Herr blieb bei dieser Anrede stehen und betrachtete den Oberst nicht ohne Befremden. „Womit kann ich dienen?" frug er mit kalter Höflichkeit.

„Mein Herr, mein Name ist Jelowicky, man hat mir ....." „St! — ich bitte recht sehr!" rief schnell und erschrocken der Kammerdiener, indem er mit einer heftigen Handbewegung seinen Worten Nachdruck zu geben bemüht war; „folgen Sie mir, mein Herr!" hub er nach einer kleinen Pause an, während er sich zu sammeln gesucht, denn der Name des Oberst schien sehr schreckhaft auf ihn gewirkt zu haben, „und Sie, Portier, Sie wissen nicht, daß dieser Herr in unserm Hôtel ist! Verstanden?"

Der Portier verbeugte sich tief und begab sich die Stiege wieder hinab.

Im ersten Stock angelangt, öffnete der Kammerdiener eine Thüre und führte den Oberst durch einen eleganten Vorsaal und mindestens zehn prachtvoll und äußerst luxuriös meublirte Zimmer. Es war keineswegs nothwendig, daß der Herr Kammerdiener den armen Oberst durch diese vielen Zimmer führen mußte, um das seinige zu erreichen: es geschah aus einer eitlen Bedientenlaune, die gerne einige Strahlen von der Sonne des Reichthums seiner Herrschaft auf sich abgleiten zu lassen bemüht ist. Der Oberst, dem alle diese Herrlichkeiten weder imponirten, noch in seiner gegenwärtigen Lage interessiren konnten, folgte finster

und schweigend seinem Führer; endlich gelangten sie durch einen zweiten Vorsaal, in dem ein Jokey auf einem Lehnsessel schlafend lag, in ein recht freundliches und geräumiges Zimmer, welches ebenfalls nicht ohne Eleganz meublirt war, worin es aber ganz eigenthümlich unangenehm roch.

„Hier, mein guter Herr Jelowicky," sagte er mit einer gewissen leutseligen Herablassung, die er bei seinem gnädigen Herrn, dem Gesandten, häufig gesehen, „hier ist mein Zimmer; hier können Sie ungestört bleiben, bis die ersten Stürme vorüber sind und das k. k. Militär die innere Stadt besetzt haben wird; dann freilich ......"

„Dann muß ich fort?" frug der Oberst erschrocken.

„Das heißt," erwiderte der Herr Kammerdiener gedehnt, „ich meine, wenn Se. Excellenz der Herr Gesandte zurück sein werden, so, so müssen wir eben Se. Excellenz um die gnädige Erlaubniß bitten wegen Ihres ferneren Aufenthaltes hierselbst, denn, wie gesagt, ich habe mich nur durch vieles Bitten des Herrn Grafen von V***, unseres jungen Herrn Attaché's, endlich dazu bewegen lassen, den guten Herrn Jelowicky für die Zeit bei mir aufzunehmen, so lange Se. Excellenz der Herr Minister nicht anwesend sind."

Jelowicky ließ sich kraftlos in einen Stuhl nieder.

Die Folgen der geistigen und körperlichen Aufregung, in der er den ganzen Tag gelebt, so wie die Todespost des alten Generals, gaben sich jetzt auf erschreckende Weise kund: er war einer Ohnmacht nahe. Der Kammerdiener, welcher dieß bemerkte, frug besorgt: „Sind Sie unwohl, mein Guter? Wünschen Sie vielleicht irgend ein Medikament oder eine Erfrischung? Ich werde es Ihnen gleich besorgen lassen."

„Nein," sagte Jelowicky matt, „lassen Sie, — es wird vorübergehen; reichen Sie mir gefälligst ein Glas Wasser und gestatten Sie, daß ich das Fenster etwas öffnen darf; der starke Geruch, welcher hier im Zimmer herrscht, wirkt betäubend auf meine Nerven; der heutige Tag war einer der entsetzlichsten meines Lebens und ganz dazu geeignet, um einen alten Mann, wie ich bin, zu vernichten; ich war unvermögend, auch nur einen Bissen Speise zu mir zu nehmen." „Ah, wenn's weiter nichts ist," entgegnete der Kammerdiener lächelnd, „da soll bald geholfen sein!" Er entfernte sich bei diesen Worten. „Hier bleib' ich nicht!" murmelte der Oberst, als er allein war, „die Behandlung, welche mir diese beiden Herren Grafen zu Theil werden lassen, ist eine infame! Mich, einen alten Offizier, zu einem arroganten Bedienten zu sperren, der ich mein Leben für sie und ihre Angelegenheiten in die Schanze schlug! — o, es ist infam! — infam!" murmelte er zähneknir-

schend; „dieß nennen sie retten!“ Sein Selbstgespräch war durch die Rückkunft des Kammerdieners unterbrochen, welcher auf einem großen Theebrett ein souper à la fourchette und mehrere Flaschen Wein in's Zimmer trug. „So, mein Guter, jetzt stärken Sie sich; ich hätte Ihnen in unserer Küche wohl eben so gut etwas Warmes zubereiten lassen können, allein dann hätte ich es durch einen unserer Bedienten müssen heraufbringen lassen und dieß wollte ich um Ihret- und meinetwillen nicht.“

Der Oberst, bei dem sich trotz allen Unwohlseins die einzig wahrhafte Verpflichtung, die der Mensch auf Erden hat, nämlich die gegen seinen Magen, geltend machte, begann mit seiner gewöhnlichen Hast den Speisen und Getränken Ehre anzuthun.

„Nicht wahr, mein Bester, unsere Küche ist gut?“ frug selbstgefällig lächelnd der Kammerdiener, „ja, ja, Seine Excellenz und ich halten Etwas darauf.“

„Wird der Herr Graf V*** mit dem Herrn Gesandten zugleich zurückkehren?“ frug der Oberst.

„Das ist sehr unbestimmt,“ war die achselzuckende Entgegnung.

„Und Graf Potocky, kömmt er nicht hieher? könnte ich ihn nicht wenigstens sprechen?“ frug der Oberst wieder.

„Der Herr Graf besucht das Hotel nur äußerst

selten," antwortete mit bedenklicher Miene der Kammerdiener, „denn Se. Excellenz der Herr Minister, mein gnädiger Herr, sieht den vertrauten Umgang unsers jungen gräflichen Attaché's mit dem revolutionären polnischen Grafen keineswegs gern und hat demselben schon auf's Ernsteste Vermahnungen deßhalb gegeben."

Jelowicky schwieg. Von Minute zu Minute wurde ihm unheimlicher. „Könnte ich nicht einen Gang weggehen?"

„Ich sehe nicht ein, weßhalb Sie fragen, mein Guter, Sie sind ja kein Gefangener, nur muß ich bitten," hob der Kammerdiener wieder an, „nicht zu spät zurückzukehren."

Der Oberst ging. Auf der Straße war ein reges Leben. Er eilte in das Hofkriegsrathsgebäude, frug den dortigen Hausmeister nach seinen Landsleuten und erfuhr nebst der freudigen Nachricht, daß Bem noch lebe, zugleich die unangenehme, daß keiner seiner Landsleute sich im Augenblicke in diesen Zimmern befinde. Zugleich beruhigt und doch wieder verstimmt durch die erhaltenen Nachrichten, schlich er langsam und gedankenvoll in das Hotel zurück, wo er verblieb.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Flucht.

Bei seiner Rückkehr in die Appartements des Hofkriegsrathsgebäudes fand Graf Paul *** Alles in ausgelassenster Lustigkeit. Mit jenem ungezügelten Leichtsinn, welcher nur dem polnischen Charakter eigenthümlich ist, hatte man die Anstrengungen, Gefahren und auch das Unglück des heutigen Tages vergessen. Die anwesenden Offiziere hatten reichlich gegessen, noch reichlicher getrunken und sahen nur noch das Komische, nicht aber das Ernste und Gefahrvolle ihrer Lage. Es ist dies eine unbegreifliche Wahrheit für jeden denkenden Menschen und kann nur von Denjenigen vollkommen begriffen und gewürdigt werden, welche häufig augenscheinlichen Lebensgefahren glücklich entgangen sind. Als Paul das Zimmer betrat, beschäftigten sich die Offiziere eben damit, die verschiedenen Uniformen anzuprobiren, welche vorher in dem zweiten Zimmer ausgebreitet gelegen. Es hatte, ehe man dies Geschäft

begonnen, Einer dem Andern das Haar militärisch kurz geschnitten, die Bärte nach dem k. k. Dienstreglement gestutzt, und so sahen Alle ziemlich verändert aus. „Ich muß den General spielen," schrie Zor*** mit ausgelassenster Lustigkeit, indem sein ohnedies rothes Gesicht vom Weine glühend in's Bläuliche spielte, „Keiner von Euch hat so viele rothe Federn im Gesicht als ich ...."

„Ja, Du siehst aus wie ein Stieglitz," brummte der blasse Adjutant, den der Leser im Belvedere kennen gelernt, mit funkelnden Augen und noch blässerer Gesichtsfarbe wie gewöhnlich, eine Folge des übermäßig getrunkenen Weins.

„Und dann," schrie Zor*** auf's Neue, „sieht auch meine natürliche semmelgelbe Kopfbedeckung, da sie jetzt kurz geschnitten ist, in der Dämmerung oder der Nacht, ganz ehrwürdig weiß aus; ich sage Euch, ich sehe einem alten Feldzeugmeister ähnlich wie Spiritus dem Kornschnapps."

„Sollte ich denn nicht den General machen?" brüllte lallend Klop***, indem er mit stieren Augen den früheren Personal-Adjutanten des Obersten Jelowicky anglotzte, sich vergebens bemühend, von dem Stuhle aufzustehen, auf welchem er saß.

„Klop*** der General?" riefen Alle wild durcheinander, indem sie in ein wieherndes Gelächter ausbrachen, „der Kerl wird eitel!"

„Ruhig, meine Herren!“ rief Graf Paul in ernstem, mißvergnügtem Tone; „ich ersuche Sie um einige Aufmerksamkeit und Ruhe, um in die Lage kommen zu können, Ihnen den Willen des Herrn General Bem mitzutheilen.“ Es trat nach und nach einige Ruhe ein. „Vor Allem,“ begann Paul, „werde ich mir erlauben, jedem von Ihnen 50 Dukaten auszuzahlen; der Herr General hat zwar für jeden die Summe von 100 bestimmt, allein mir den ausdrücklichen Befehl gegeben, die zweite Hälfte Ihnen erst unmittelbar vor der Flucht zu übergeben. Ich kenne die Gründe nicht, welche ihn zu diesem Befehl veranlaßten, — allein Sie werden einsehen, — ich muß gehorchen. Ferner hat er befohlen, daß wir uns noch im Laufe der heutigen Nacht zu unserem Landsmann, dem braven Schneidermeister, auf die Schottenbastei begeben sollen, woselbst wir verbleiben werden, bis der Feind die innere Stadt besetzt; wir werden dann in diesen kaiserlichen Offiziersuniformen zu Pferd die Stadt verlassen, und zwar in folgender Ordnung: Herr Major Zor*** an unserer Spitze, in der Uniform eines k. k. Generals, Herr Hauptmann Pir***ky als Stabsoffizier, zur Linken des Herrn Major Zor*** reitend; ich selbst und Herr von Re*** als Subalternoffiziere werden unmittelbar hinter dem General sein; Klop*** aber soll als Ordonnanz uns in einiger Entfernung folgen. Ihr Amt ist es auch,“

wandte er sich zu Klop***, „unsere Dienstpferde aus der kaiserlichen Stallburg zu holen und sie in dem Gasthof zum *** einstweilen einzustellen."

„Zu Befehl," lallte Klop*** mit stierem Blick und bedenklicher Miene.

„In welchem Geschäft ich Ihnen jedoch behülflich sein werde," fuhr Paul lächelnd fort, als er den Zustand des würdigen Veteranen in seinem ganzen Umfang bemerkte.

„Und wo wird Klop*** eine Ordonnanzuniform hernehmen?" frug der blasse Adjutant, „hier sind lauter Offiziersuniformen."

„Es liegen schon seit mehreren Stunden vier komplete Kürassieruniformen nebst Helmen, mit der Abzeichnung des Regimentes Baron Mengen auf der Schottenbastei, im Logis unseres Landsmanns, ich selbst besorgte sie aus dem Transporthaus dorthin, da der General der Meinung war, es würden sich noch mehrere unserer Landsleute hier einfinden. Doch zögern wir jetzt nicht länger; nehme jeder die möglichst passende Uniform für die aufgetragene Charge mit sich und lassen Sie uns nun auf die Schottenbastei gehen; sollten diese Kleider noch einiger Aenderungen bedürfen, so wird unser Landsmann dafür Sorge tragen. Und nun vorwärts, meine Herren, es ist Ein Uhr vorüber."

„Halt, noch Eins!" rief Zor*** zu Graf Paul

gewendet, „und wenn nun noch der arme alte Jelowicky hierher kommen sollte und uns nicht mehr trifft, was dann?“

„Es wäre dies allerdings sehr unangenehm,“ entgegnete Paul achselzuckend, „allein es ist nicht unsere, sondern seine Schuld; Sie selbst wissen ja, daß er auf räthselhafte Weise aus der Stallburg verschwand, ohne daß man weiß, wo er hingekommen. Vielleicht ist morgen schon der Feind in diesen Mauern; das Recht der eigenen Selbsterhaltung gebietet uns Eile, abgesehen von des Generals Befehl,“ fügte er bedeutsam hinzu; „auch wußte der Oberst, wann und wo er uns zu treffen hatte. Wir waren seit neun Uhr hier; wäre er wirklich, was jedoch zu bezweifeln ist, hier gewesen, ohne uns anzutreffen, so lag es sowohl im Bereiche der Pflicht, als der Vernunft, wieder zu kommen. Uebrigens ist General Bem der Meinung, der Herr Oberst Jelowicky bedürfe seiner Landsleute nicht mehr.“

Man machte Anstalten, sich zu entfernen. Jeder der Offiziere nahm die ausgewählte Uniform und Feldmütze unter seinen Mantel, jeder knüpfte ein kaiserliches Porte-épée aus den vorhandenen Säbeln; Major Zor*** und Hauptmann Pir***ky nahmen außerdem noch zwei goldene Kuppeln, das Abzeichen der österreichischen Stabsoffiziere, mit sich. Man verließ, nachdem zuvor die Lichter gelöscht wurden,

das Zimmer. Als die Herren das Gebäude verließen, betrachteten sie die wachthabenden Nationalgardisten mit neugierigen Blicken. Sie begaben sich sämmtlich auf die Schottenbastei, wo unmittelbar über dem Schottenthore ihr Landsmann ihrer harrte. Drei der Offiziere ließen sich von diesem in seine Wohnung führen; Graf Paul aber mit dem alten Klop*** kehrte zurück, um die Ausführung des Bem'schen Befehls hinsichtlich der Pferde zu besorgen, und versprach baldmöglichst den andern Kameraden zu folgen.

Während sich das eben Mitgetheilte begab, saßen zwei Männer in einem, zwar nicht großen, aber äußerst komfortable eingerichteten Zimmer. Es waren dies der galizische Reichstagsabgeordnete v. B. und General Bem. Der alte Mann, welcher den General erwartet und ihm die Stiege heraufgeleuchtet hatte, stand vor ihnen. Herr von B. hielt einen Paß in der Hand und verglich mit großer Aufmerksamkeit die Person des Generals mit der des Dieners. Bem sah seltsam aus: er hatte das Perrückchen abgenommen, welches er gewöhnlich trug und zeigte sein gänzlich kahles Haupt. Der alte Diener hingegen war eben beschäftigt, sein schwarzes Käppchen wieder aufzusetzen. „Das Signalement paßt vortrefflich," sagte Herr von B. lächelnd, „bis auf die Spuren von Blatternarben, die Sie besitzen, mein General; indessen hoffe ich, daß es trotzdem gehen wird. Wer

Ew. Excellenz ohne Haartour noch nicht gesehen, dürfte Sie schwerlich wieder erkennen." Er gab hierauf dem Diener einen Wink; dieser entfernte sich.

„Und wann können wir fort?" frug Bem, indem er bemüht war, seine Haartour auf dem früheren Platz zu befestigen. „Ist es möglich, daß wir jetzt schon die Stadt verlassen können?"

„Es liegt im Bereich der Möglichkeit, denn mein Paß als Abgeordneter wird uns den Weg durch das kaiserliche Heer bahnen; allein ich glaube, daß es am vortheilhaftesten sein dürfte, wenn wir erst dann die Stadt verlassen, wenn diese von den kaiserlichen Truppen besetzt ist, und zwar am hellen Tage: unsere Abreise hat dann nichts Absichtliches. Doch wir besprechen das morgen. Lassen Sie uns ruhen und für neue Thaten frische Kräfte sammeln." Herr von B. geleitete den General in das für ihn bereit gehaltene Zimmer und begab sich hierauf in das seinige zurück.

Daß es dem kaiserlichen Heere, trotz seiner Uebermacht, trotz der Rücksichtslosigkeit, womit es auch gegen die innere Stadt verfuhr, dennoch erst am 31. Oktober Abends gegen 7 Uhr gelang, die eigentliche Stadt zu besetzen, ist bekannt.

In der Nacht, welche der Einnahme folgte, war unangenehmes, regnerisches und stürmisches Wetter. Das Innere der Hauptstadt hatte sich in ein Bivouac verwandelt; in fünf verschiedenen Sprachen hörte man

die Armee des deutschen Bundes sprechen, singen, zanken, fluchen. Gegen Morgen trat einige Ruhe und Stille in der Masse ein, hervorgebracht durch die Ermattung, die stets der Anstrengung und dem Genusse folgt.

Um diese Zeit, als der Tag leise zu grauen begann, kam aus dem Inneren der Stadt über die Freiung ein k. k. General geritten, umgeben von einigen Offizieren seines Stabes; in einer kleinen Entfernung folgte diesem Reitertrupp eine Ordonnanz von dem Kürassier-Regimente Baron Mengen. Der kleine Zug dieser kaiserlichen Offiziere, dem das bivouakirende Militär allenthalben Raum machte, bewegte sich in ruhigem Schritte dem Schottenthore zu. Der an der Spitze reitende General sah mit ernsten, oft finsteren Blicken um sich und hielt zuweilen auf Augenblicke sein Pferd an, um auch die entferntern Bivouaks mit prüfenden Blicken betrachten zu können. Am Thore selbst angelangt, befrug der General den wachthabenden Offizier, ob die Nacht ruhig verlaufen, nichts Verdachterregendes vorgefallen? und erhielt eine eben so beruhigende als befriedigende Antwort. „Wie spät ist's jetzt?" frug er weiter. „6½ Uhr, Herr General," antwortete der Wachtkommandant. Der Reitertrupp setzte sich wieder in Bewegung und ritt langsamen Schritts über das Glacis der neuen Brücke zu, während sich die Offiziere stets den An-

schein gaben, als inspizirten sie die Truppen, welche hier lagerten, mit genauen Blicken. Als sie die neue Brücke passirt hatten, begannen sie in kurzem Trabe die Neugasse entlang zu reiten, bogen dann rechts in die Augartenstraße ein und verfolgten die Richtung über die äußere Taborstraße und Stadtgutgasse gegen den Praterstern. Ohne den verwüsteten Häusern, aus denen zum Theil noch Rauchwolken emporwirbelten, auch nur die entfernteste Aufmerksamkeit zu schenken, schlugen sie jenen Weg des Praters ein, welcher nach der Militärschwimmschule führt, wandten sich jedoch, als sie in deren Nähe angelangt waren, mehr rechts und ritten unmittelbar bis an das Ufer der Donau hinab. Es begann nach und nach heller zu werden, jedoch verhinderte ein starker Nebel, welcher die Donau und ihre Ufer beherrschte, begleitet von einem stets heftiger werdenden feinen Regen, jede Fernsicht über den Fluß. Die Offiziere schienen an dieser Stelle den Strom überschreiten zu wollen, denn sie ritten mehrmals eine kleine Strecke am Ufer entlang, sorgfältig umherspähend, ob sich nirgend ein Kahn zeige. „Teufel!" rief der General heftig, indem er sich nach der Ordonnanz umdrehte, „dein Hundesohn von Schiffer läßt uns sitzen, trotz der 20 Louisd'or, die er bereits erhalten und der 10 andern, die du ihm versprochen hast." „Wird schon kommen! Ist noch nit 7 Uhr! Wenzel ist dumm, aber ehrlicher Kerl!" brummte un-

wirsch mit wenig respektvollem Tone die Ordonnanz. Noch unschlüssig, was hier zu thun sei, hielt der Reitertrupp dicht am Ufer, als man Pferdegetrapp und Waffengeklirr aus der Ferne vernahm. Nach einigen Augenblicken banger Erwartung tauchte eine ziemlich starke Patrouille k. k. Uhlanen, geführt von einem Offizier, hinter dem Buschwerke auf, welches diesen Theil des Praters allenthalben durchschneidet. „Achtung!“ rief der General mit leiser aber gebieterischer Stimme; „folgt mir, und spreche Keiner einen Laut, außer wenn ich ihn frage, Graf Paul etwa ausgenommen, denn Ihr Andern sprecht ein zu schlechtes Deutsch, was uns leicht verrathen könnte!“ Der General setzte hierauf sein Pferd in Galopp und ritt auf die langsam näher kommende Patrouille zu, die Andern folgten. „Sind hier in dieser Gegend keine Pontoniers von uns, Herr Lieutenant?“ rief der General dem Führer der Patrouille schon aus der Entfernung zu, „ich wünsche den Fluß zu passiren.“ „Es ist mir sehr leid, Ihnen hierüber keine Auskunft geben zu können, Herr General,“ entgegnete der Gefragte, ein noch sehr junger Offizier; „ich war bis gestern in der Nähe von Florisdorf stationirt und sehe diesen Theil des Praters jetzt eben zum ersten Male.“ „Verflucht!“ sagte der General unwirsch. „Wenn Ew. Excellenz den Fluß zu Fuß zu passiren wünschten,“ rief ein auf der rechten Flanke

reitender Unteroffizier, „so könnte dieß wohl geschehen, ich sehe so eben weiter oben einen Schifferkahn anlegen.“ „Dann müßten Sie so gefällig sein, Herr Lieutenant, mir zwei Ihrer Leute zum Halten der Pferde zu kommandiren,“ entgegnete der General nach einiger Ueberlegung, „die Ordonnanz nämlich will ich mitnehmen, weil sie den Tod eines Stabsoffiziers Ihres Regiments bestätigen soll, der leider vorgestern erfolgte, als wir die Ungarn zurückjagten.“ „Mit größtem Vergnügen!“ entgegnete der junge Offizier artig. Auf seinen Wink ritten sogleich zwei Uhlanen aus dem Glied, um den Offizieren beim Absitzen behülflich zu sein. „Bis wann werden Ew. Excellenz wieder zurückkehren?“ frug der Offizier, als die Herren eben im Begriff waren, auf den nahen Kahn zuzugehen. „In längstens einer guten halben Stunde; ich muß um 9 Uhr bei Sr. Durchlaucht zum Rapport sein,“ antwortete der General. Die Herren begaben sich in Begleitung der Ordonnanz nach dem Kahne. Eben schickten sie sich an, denselben zu besteigen, so sagte der Schiffer, der schon ihr Herannahen nicht ohne einige Bestürzung mit angesehen, in deutschböhmischem Dialekt: „Darf ich Sie nit fahren, durchlauchtigste Herren, bin ich bestellt.“ Ein kräftiger Rippenstoß des Generals war die Antwort auf diese Aeußerung. „Du wirst uns übersetzen, und das sogleich,“ sagte er bestimmt.

Der Fährmann machte keine weitere Einwendung und begann vom Ufer abzustoßen. Kaum hatte der Kahn die Mitte des Flusses erreicht, so ging die Ordonnanz an das hintere Theil zu dem Fährmann und übergab ihm 10 Louisd'or. „Kennst Du mich denn gar nicht mehr, böhmischer Esel?" sagte er auf polnisch zu ihm. Dem Schiffer wäre vor Ueberraschung fast das Ruder in den Fluß gefallen, hätte Klop*** es nicht noch zur rechten Zeit erfaßt. Er stierte die Herren, welche sich in seinem Kahne befanden, einen nach dem andern verdutzt an und sagte nach einer Pause, in der er sich zu sammeln gesucht: „Müssen wir aber jetzt rasch machen, so lang noch Nebel is, sonst gschiehts bös; weiter unten sans kaiserlicher Pontonir und krieges die uns weg, hilft uns heiliger Johannes von Nepomuk a nix mehr. Nehmts Jeder a Ruder, werd' ich hinten beim Steuer bleiben, damit Kahn recht in der Strömung geht." Die Offiziere befolgten die Ansicht des Schiffers, und pfeilschnell flog der leichte Kahn stromabwärts in der Richtung gen Preßburg, wo er nach einer sechsstündigen Fahrt glücklich anlangte.

Am 3. November, also 24 Tage später als das polnische Wägelein mit der blauen Leinwandblahe zur Linie Mariahilf hereingefahren, langte früh gegen 9 Uhr eine stattliche Kutsche, mit drei Extrapostpferden bespannt, an dem sogenannten Mauthhaus

derselben Linie an, um die Stadt zu verlassen. Das Mauthhaus hatte in dem Moment, als dieser Wagen zu der Linie hinausfahren wollte, ein sehr veränder=tes Aussehen: ein starkes Infanteriepiquet stand dicht an demselben aufmarschirt; unmittelbar vor der Linie, aber auf dem Wege nach dem Lustschlosse Schön=bronn, hielt ein gleich starkes Kavalleriedetachement; zwei Sicherheitswächter der Wiener Stadthauptmann=schaft lehnten unter dem Thor. Als der Wagen an dieser Stelle angelangt, hielt er. Ein alter, kleiner gebeugter Mann, der auf dem Kutschbocke gesessen und der, obgleich er keine Livrée trug, der Diener des im Wagen sitzenden Herrn zu sein schien, stieg langsam von seinem Sitze herab, begab sich an den Schlag des Wagens, von wo aus ihm sein Herr ein zusammengelegtes Papier herausreichte. Der alte Bediente hatte, als er sich dem Wagenschlag genä=hert, den Hut gezogen und respektvoll in der Hand behalten, trotz dem es regnete und sein Haupt völlig kahl war. Er ging mit dem Papiere, in welches der Paß eingewickelt war, in das Wachtzimmer des Mauthhauses. Dort befand sich ein Civilbeamter und ein Offizier; genau prüfte der Letztere das Siegel der Stadtkommandantur auf der Rückseite des Passes, maß den alten Diener von oben bis unten mit miß=trauischen Blicken und sagte mit unzufriedener Miene zu dem Civilbeamten: „Ich begreife nicht, wie der

Herr Oberst ein Visa über Ungarn nach Galizien bestätigen kann." „Es ist wohl seltsam," entgegnete der Civilbeamte mit servilem Lächeln, „allein der Herr Hauptmann müssen auch bedenken, daß der Inhaber dieses Passes ein Reichstagsabgeordneter und Galizien seine Heimat ist." „Man hätte ihm sollen über Lemberg visiren!" fuhr der Offizier in brutalem Tone heraus. „Dann hätte der Herr Abgeordnete fast 20 Meilen Umweg nach seinem Wohnort gehabt." „Wo sind die Passirkarten?" frug der Hauptmann barsch den dastehenden Diener. „Nix deutsch!" entgegnete dieser höflich, aber vollkommen ruhig. „Dummes altes Vieh!" brummte der Offizier verdrießlich, indem er aufstand und den Paß in der Hand sich an den Schlag des Wagens begab. „Wo sind Ihre Passirkarten?" „Ich habe nur Eine," antwortete der im Wagen sitzende Herr, „sie gilt für mich und meinen Diener." Er zog, während er dieß sprach, seine Brieftasche und übergab dem Hauptmann ein rosarothes Blättchen, auf dem einige gedruckte und geschriebene Worte standen. Nach genauer Durchsicht desselben gab der Offizier den Paß dem Inhaber zurück und rief dem Postillon und der Wachtmannschaft in befehlendem Tone sein „Passirt!" zu. Der alte Diener krabbelte mit vieler Mühe auf seinen vorigen Sitz, und der Wagen passirte im nächsten Augenblick die Linie.

Hätte ein aufmerksames Auge den Gesichtsausdruck der beiden Reisenden beobachtet, so würde es wahrgenommen haben, wie der des Herrn im Wagen eine freudig jubelnde Miene angenommen hatte; der Diener war sich völlig gleich geblieben, sein beredtes Auge warf jedoch einen langen, dankenden Blick gen Himmel, die Lippen bewegten sich leise, und mehr als einmal machte er das Zeichen des Kreuzes. An jener Stelle der Straße, wo ein Seitenweg nach dem Lustschlosse Schönbrunn einbiegt, war der Reisende abermals genöthigt zu halten und einer Kavalleriepatrouille den Paß vorzuzeigen, was jedoch keinen langen Aufenthalt verursachte. Als sie die erste Poststation erreicht und die Pferde gewechselt waren, setzte sich der alte Diener zu seinem Herrn in den Wagen, ohne dessen Einladung dazu abzuwarten. Der Wagen fuhr weiter. Längere Zeit saßen die beiden Männer schweigend neben einander, doch hatten sie sich gegenseitig fest an der Hand ergriffen und blickten mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Entzückens einander in's Auge. Nicht lange währte es, so hatten sie die letzten österreichischen Vorposten, welche von Seiten der Armee gegen die ungarische Grenze vorgeschoben waren, im Rücken.

„Gerettet!" stammelte Herr von B***, indem ihm dabei die Thränen aus den Augen stürzten.

„Gerettet!" wiederholte ernst der Andere.

Beide Männer fielen einander in die Arme und hielten sich längere Zeit fest umschlungen. Dann sagte der Aeltere gelassen zu Herrn v. B***: „Erlauben Sie, mein Freund, daß ich mich wieder bedecken darf." Er langte bei diesen Worten nach einer auf dem Rücksitze des Wagens stehenden Reisetasche, öffnete sie und nahm ein Kästchen aus derselben heraus, in dem sich ein kurzhaariges, blondbraunes Perrückchen befand, das er mit vieler Genauigkeit auf sein kahles Haupt stülpte. Ehe er dieß Geschäft noch vollständig beendet, fuhr der Wagen in das Städtchen Haimburg ein, von wo aus die Reisenden nach kurzer Fahrt glücklich Preßburg erreichten.

. . . .

. . . .

. . . .

Am 11. November 1848 enthielt das Abendblatt der k. k. konzess. Wiener Zeitung die Anzeige, daß der kaiserl. russ. Unterthan Eduard Jelowicky laut kriegsgerichtlichem Urtheile am 10. standrechtlich erschossen worden.

Robert Blum war ihm am 9. vorangegangen. Messenhauser folgte ihm am 16. November.

Druck von Scheitlin und Zollikofer.